KOREA: EINE SOMMERREISE NACH DEM LANDE DER MORGENRUHE, 1894 ...

Ernst von Hesse-Wartegg

KOREA

Eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe

1894.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Spezialkarte Koreas mit den angrenzenden Ländern.

Dresden und **Leipzig.**

Verlag von Carl Reissner.

1895.

Vorwort.

Auf einer Reise um die Welt begriffen, unternahm ich im Sommer 1894 von Japan einen Ausflug nach Korea unter interessanten Verhältnissen: die südlichen Provinzen des „Reiches der Morgenruhe" befanden sich im vollen Aufruhr gegen die Regierung, und die beiden Grossmächte Ostasiens rüsteten sich zu jenem grossen Kampfe um die Herrschaft in Korea, welcher das wichtigste, weltgeschichtliche Ereigniss der letzten Jahre bildet. Um die politischen und kulturhistorischen Beziehungen zwischen China, Japan und Korea kennen zu lernen, konnte der Zeitpunkt nicht günstiger gewählt werden.

Ebensogut wie man China in mancherlei Hinsicht als ein grosses Korea bezeichnen könnte, ebensogut erscheint Korea dem Beobachter wie ein kleines China, aber nicht ein China der Gegenwart, sondern wie es zur Zeit der Mingdynastie im 17. Jahrhundert gewesen sein mochte. Auf der damaligen Kulturstufe ist Korea stehen geblieben, und bietet deshalb heute die Gelegenheit zu ungemein interessanten Studien und Vergleichen, welche sich besonders Jenem aufdrängen, der sowohl China wie Japan kennen gelernt hat. Die Kenntniss dieser beiden Reiche und ihrer Bewohner erleichtert in hohem Maasse das Eindringen in die koreanische Kultur, das Volksleben und die ganze staatliche Organisation. Zweifellos war das Land der Morgenruhe die Brücke, über welche in früheren Zeiten die chinesische Kultur ihren Weg gegen Osten nach Japan genommen hat, um dort die Grundlage zu bilden, auf welcher sich das Reich des Mikado selbständig weiter entwickelte. Nun treffen die Kultur des heutigen, von den Mandschuren beherrschten China und jene des heutigen Japan in dem alten Korea scharf aufeinander, und gerade das ist es, was Korea heute so interessant macht. Leider sind diese Verhältnisse in den spärlichen, fast ausschliesslich fremdsprachigen Werken, welche bisher über Korea erschienen sind, nicht behandelt worden. Der Grund mag darin liegen,

dass die Verfasser Korea nicht selbst besucht, sondern ihre Bücher nach den Berichten Anderer geschrieben haben. Es gilt dies vor allem von den Verfassern der beiden besten Werke, nämlich „Corea“ von W. E. Griffis (Newyork 1882) und „Histoire de l'Eglise de Corée“ von Ch. Dallet (Paris 1874). Der erste Band des umfangreichen französischen Werkes schildert die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des hochinteressanten Landes in anschaulicher und treffender Weise, und verdient grosse Beachtung, weil Dallet seine Darstellungen den Berichten der mit dem Volke und seinen Sitten wohlvertrauten katholischen Missionäre entnahm, von denen viele ihren Glaubenseifer mit schrecklichen Folterqualen, ja mit dem Leben bezahlen mussten. Das Hauptverdienst von Dallet's Werk, dem wir fast unsere ganzen bisherigen Kenntnisse über Korea verdanken, gebührt daher diesen Missionären.

Der Krieg sowie der Aufstand in den südlichen Provinzen verhinderten mich leider an der Ausführung meines Vorhabens, Korea von Nord nach Süd zu durchqueren. Doch der Aufenthalt in einer Anzahl von Städten und verschiedene Ausflüge in die umliegenden Gebiete gewährten mir hinreichend Gelegenheit, die Schilderungen Dallet's an Ort und Stelle zu prüfen und weiter auszuführen. Wo mir persönliche Beobachtungen vorenthalten blieben, erbat ich mir die erforderlichen Auskünfte von den in Korea weilenden Diplomaten, Beamten, Kaufleuten und Missionären, sowie von den Koreanern selbst. Als wahre Fundgrube des Neuen und Wissenswerthen bewährten sich die einzelnen Jahrgänge der koreanischen Regierungszeitung, welche die Maassnahmen des Königs und der Ministerien, die Justizpflege und eine Menge von Einzelheiten über Leben und Sitten am Hofe wie im Volke enthalten. Dort fand ich die Bestätigung mancher, unglaublich erscheinender Thatsachen, sowie ungemein werthvolle Fingerzeige für weitere Forschungen. Wo immer möglich, habe ich in den nachstehenden Schilderungen die betreffenden Paragraphe in getreuer Uebersetzung angeführt. Das statistische Material wurde nach den verfügbaren diplomatischen und Consular-Berichten bis auf die Gegenwart ergänzt.

Grosvenor Club, London im November 1894.

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Kapitel-Uebersicht.

I.

Nach Korea.

Zwei Tage hatte unser Schiff, die Genkai maru der grossen japanischen Dampfergesellschaft „Nippon Yusen Kaisha“ in Nagasaki zu warten, bis endlich von Tokyo die wichtigen für Korea bestimmten Depeschen eintrafen. Es war eine ernste Zeit. Kriegsgerüchte durchschwirrten die Luft, überall sprach man von der Möglichkeit eines Krieges zwischen Japan und China, kein Mensch aber ahnte, dass dieser Krieg, von Japan seit Jahren vorbereitet, in den leitenden Kreisen dieses Inselreiches eine längst beschlossene Thatsache war. Sonst verkehrten die Dampfer der genannten Gesellschaft mit grosser Regelmässigkeit. Dem Abkommen der Letzteren mit der japanischen Regierung gemäss konnte diese die sämmtlichen Dampfer der Gesellschaft in ihren Dienst stellen, und dies war augenscheinlich theilweise schon erfolgt; denn erst als sich ein Beamter des Ministeriums des Aeussern an Bord der Genkai maru befand, lichteten wir die Anker, um die Fahrt nach Korea anzutreten.

Kapitän Thomsen, der sonst so joviale biedere Holsteiner, machte diesmal ein recht ernstes Gesicht, als er die Treppe zur Kommandobrücke emporstieg. Von der Seebehörde war ein Telegramm mit der Nachricht eingetroffen, dass sich ein Taifun von Shanghai kommend quer über das gelbe Meer und durch die Koreastrasse nordwärts bewege. Ein Taifun! Das hatte uns noch gefehlt. Nichts ist schrecklicher als diese wüthenden Stürme der ostasiatischen Meere; nach hunderten pflegen die Wracks zu zählen, welche sie jedesmal im Gefolge haben, und die chinesischen und japanischen Dschunken, selbst einige Dampfer, die gerade in dem herrlichen sichern Hafen von Nagasaki lagen, zogen es vor, ihre Abfahrt um einige Tage zu verzögern. Ein Taifun! Was mochte uns noch zwischen den Inseln und Felsenriffen in der Koreastrasse beschieden sein? Freilich beträgt die Entfernung von Nagasaki nach Fusan, dem nächsten Hafen Korea's nur 120 engl. Meilen, und die Fahrt nimmt in der Regel nicht mehr als zwölf Stunden in Anspruch. Aber mit einem furchtbaren Sturm vor uns, konnte die Fahrt das Doppelte oder noch länger

in Anspruch nehmen, wenn wir nicht gar auf irgend eine wüste Insel der Gotogruppe geschleudert würden. Indessen, das Schiff hatte die Anker gelichtet, von einem Zurück konnte keine Rede mehr sein. Der Kapitän liess die Boote festbinden, die Luken verschliessen und das ganze Schiff in Vertheidigungszustand gegen den drohenden Feind setzen. Ohne Luft und Licht schmachteten wir in der kleinen, für nicht viel mehr als ein Dutzend Passagiere Platz bietenden Kabine; auf den Gallerien rings um diese, an den Eingängen zur Kabine und in den Korridoren drängten sich über zweihundert japanischer Coolies zusammen, welche von der japanischen Regierung zur Dienstleistung in Korea angeworben worden waren. Wofür? Wir ahnten es nur, dass sie Trägerdienste für die japanischen Invasionstruppen zu leisten bestimmt waren. Ihre Gesellschaft in so unmittelbarer Nähe war keineswegs angenehm. Splitternackt, und nur mit einem dünnen Leinwandstreifen um die Lenden, lagerten sie rings um die Kabine und wir mussten jedesmal ihre nackten Körper und Beine vorsichtig übersteigen, wollten wir nach unseren Schlafkoyen gelangen. Mit der grössten Naivetät entblössten sie sich noch weiter, wuschen sich, spielten, assen und tranken und lärmten dazu, dass von Schlafen während der ganzen Nacht gar keine Rede sein konnte. Selbst die japanischen Passagiere der ersten Kajüte, die Diplomaten ausgenommen, erlaubten sich Toilettenfreiheiten, die es einer europäischen Dame nur bei vollständigem Aufgeben aller ihrer gewohnten Sittlichkeitsanschauungen möglich machen, diese japanischen Dampfer zu benützen. So lange derlei japanische Gentlemen in einem den Europäern offenen Hafen wie in Nagasaki weilten, waren sie ganz europäisch gekleidet, mit steifen Manschetten und hohen Halskragen. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so zogen sie mit der grössten Unverfrorenheit den Europäer wieder aus, und den Japaner an, d. h. sie hüllten sich in ihren „Kimono“, den sie am nackten Leibe trugen. So lange sie aufrecht standen, sahen sie aus wie römische Senatoren in der Toga. Setzten oder legten sie sich oder machten überhaupt irgendwelche Bewegungen, dann verschob sich der Kimono und enthüllte Arme, Beine und Weichtheile, dass den europäischen Passagieren angst und bange wurde. Diese Unanständigkeit wird noch abstossender durch die verhältnissmässig lichte Hautfarbe der Japaner. Wären sie braun oder schwarz, so hätte das nicht so viel auf sich. Auch die schwarze Haut ist ein Kleidungsstück. Ein Neger, nur in seine schwarze Haut gekleidet, sieht nicht so unanständig aus, wie ein halbbekleideter Japaner.

Offiziere und Mannschaften unseres Dampfers, ebenso wie jene aller anderen Dampfer dieser grossen Nippon Yusen Kaisha waren kleine sehnige Japaner, nur der Kapitän, der erste und zweite Steuermann waren Europäer. Auch diese sind auf den Aussterbe-Etat gesetzt, denn in wenigen Jahren dürfte die Leitung der Schiffe ganz in japanische Hände übergehen. Auffallend erschien es mir, dass die Japaner trotz ihrer Kultur und Fertigkeit als Stewards und Köche auf ihren Schiffen nur — Chinesen verwenden. Auch auf unserem Schiffe versahen Chinesen den Kabinendienst. Als ich mich darüber erkundigte, sagten mir die Japaner selbst, sie fänden die Chinesen viel ehrlicher, williger und verlässlicher, als ihre eigenen

Leute. In ganz Ostasien, von der Malakkastrasse hinauf bis nach den Philippinen und Kurilen sind die Chinesen weitaus die treuesten und besten Diener, die besten Köche und — Kindermädchen. Die Europäerinnen des fernen Ostens vertrauen ihnen die Haushaltung und selbst ihre Kinder blindlings an, ein Vertrauen, das nur selten missbraucht wird.

Während ich meine Beobachtungen auf dem Schiffe machte, hatten wir die ungemein malerischen hohen Felseninseln des Goto-Archipels passirt und waren in die offene See gekommen, wo die furchtbaren Wellen bei geringem Wind uns sagten, dass der so befürchtete Taifun schon vorübergestürmt war. Für diesmal war also die Gefahr vorbei, wenn auch das entsetzliche Schwanken des Schiffes nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Fahrt gehörte. Auf dem Hintertheil des Dampfers war eine Fracht untergebracht worden, die von dem Schwanken recht böse mitgenommen wurde: Nagasaki ist bekannt wegen seiner vortrefflichen chinesischen Gärtner, welche sich indessen weniger den Blumen als dem Ziehen von Zwergfichten widmen. Nadelhölzer verschiedener Art werden von ihnen in alle erdenklichen Formen gebracht, und dann nach Peking, Tientsin oder Shanghai an die grossen Mandarine und reichen Kaufherren verkauft. Derartiger lebender Zwergbäumchen hatten wir gegen hundert auf dem Schiffe, die einen in Form einer Spirale, andere in der Form von Booten, Blumenkörbchen, menschlichen Gestalten u. s. w., alle unter einen halben Meter hoch und in feinen Porzellantöpfen steckend. Die armen Chinesen hatten die grösste Mühe, diese kostbaren Topfpflanzen festzuhalten und zu binden, aber dennoch war der Schaden an zerbrochenen Stämmchen und zerschmetterten Töpfen sehr gross. Die Küche auf den nach Korea und China fahrenden Dampfern, wie gesagt, in den Händen geschickter chinesischer Köche ist europäisch, auf mehreren japanischen Lokallinien jedoch ausschliesslich japanisch. Wer jemals den ungesalzenen Reis, die gekochten Wurzeln und öligen Fische der japanischen Tageskost gegessen hat, weiss, was das sagen will. Wir bewunderten den Appetit unserer Mitpassagiere, der Coolies, wenn es zu den Mahlzeiten kam. Mit ihren kleinen hölzernen Stäbchen stopften sie erstaunliche Quantitäten gekochten Reis in den Mund und verschlangen ihn ungekaut. Dazwischen nahmen sie irgend ein Stückchen Fisch oder eine gekochte Wurzel und tranken dazu Wasser. Auch die japanischen Damen, welche mit uns reisten, assen die japanische Kost, aber nicht an unserem Tische, sondern in ihren Kabinen.

Nachdem wir etwa sechs Stunden lang in schauerlicher Weise umhergerollt waren, gelangten wir in den Schutz der zwei grossen Tsushima-Inseln, welche in der Mitte der Koreastrasse gelegen, die Krusensternstrasse von der Broughton-Strasse scheiden. Ohne in Izugahara, dem Haupthafen dieser schönen, zu Japan gehörigen Inseln anzulegen, dampften wir weiter, und am nächsten Morgen lag die Küste Korea's, dieses bisher verschlossensten Landes der Welt vor uns. Aber welche Enttäuschung! Statt der herrlichen, grünen, reich kultivirten Küsten Japans erhoben sich hier nichts als starre, öde, vegetationslose Felsen wie eine ungeheure natürliche Mauer, bestimmt, jedem Fremden den Zugang zu verwehren. Längs dieser

unwirthlichen traurigen Küsten dahindampfend, konnten wir auf viele Meilen nicht die kleinste Ansiedlung, nicht ein einziges Fischerhäuschen entdecken. Welch' schreiender Kontrast zu Japan, diesem paradiesischen Lande! Nur eine verhältnissmässig schmale Meeresstrasse trennt Korea von dem Inselreiche, seine voll nach Süden gewendeten Küsten liegen auf demselben Breitegrade wie die japanische Inlandsee und doch erschien es mir, als wäre ich irgendwo an den steilen steinigen Küsten der Kurilen oder Aleuten! Nirgends anders würden sie einen so unsäglich traurigen Eindruck machen, als gerade hier, denn wie ich, so schwelgten wohl alle andern Passagiere noch in der Erinnerung an die jüngste Fahrt von Kobe nach Nagasaki durch das schönste Meer der Welt, die oben genannte Inlandsee! Tausende von Eilanden aller Grössen und Formen baden sich dort in den spiegelglatten blauen Fluthen; wie von der Hand der Ziergärtner angelegt, erheben sich auf den Felsenvorsprüngen Gruppen von Koniferen in malerischen Formen, ihre wunderlich gekrümmten Aeste von der leichten Brandung geküsst. In ihrem Schatten schlummern kleine den japanischen Göttern gewidmete Tempelchen, glühen die brennrothen Opferthore, umgeben von blendend weissen Steinfiguren und Laternen. In den sanften Thälern gewahrt man reizende kleine Dörfchen mit netten reinlichen Holzhäuschen; längst den Ufern davor schaukeln sich frisch gescheuerte weisse Boote, mit ebenso weissen Segeln; jedes Stück Boden ist der Kultur unterworfen; dabei zeigen die sorgsam eingehegten, und ebenso sorgsam bestellten Felder die Liebe und den Bienenfleiss, welchen die glücklichen Insel-Bewohner darauf verwenden — alles in allem genommen, klassisch ideale Landschaften, von den Phäaken Ostasiens bewohnt. Die Rückerinnerung an dieses lieblichste und wunderbarste aller Meere, die ich bisher gesehen, versetzt mich heute noch in helles Entzücken, gepaart mit dem Wunsche, wieder dahin zurückzukehren und mein Leben dort und nirgends anders zu verbringen. Und nun starrten uns die drohenden Felsenküsten Korea's entgegen! Bei ihrer Betrachtung kamen mir all' die Schrecken dieser im Rufe des schlimmsten Barbarenlandes stehenden Halbinsel in den Sinn, an die furchtbaren Kriege zwischen den Japanern und Koreanern, die blutigen Schlachten früherer Jahrhunderte und die Blutbäder, welche der Herrscher Korea's vor nicht viel mehr als einem Jahrzehnt unter seinen christlichen Unterthanen anrichten liess. Tausende und Abertausende wurden in entsetzlicher Weise gemordet und hingeschlachtet, ihre verstümmelten Körper aber, zusammen mit jenen der katholischen Missionäre zur Warnung für andere, in den verschiedenen Provinzen ausgestellt! Vollständig abgeschlossen von der Aussenwelt und der Civilisation, deren Hauch selbst das ferne China schon berührt hat, bestrebt, ihr Land in den traurigen Verhältnissen unseres eigenen Mittelalters zu erhalten, haben die Könige von Korea selbst ihren Unterthanen die Besiedlung der Küsten verboten. Jeder Verkehr mit den Nachbarn sollte verhindert werden, und so wurden die früher an den Küsten gelegenen Städte und Dörfer zerstört, ihre Einwohner nach dem Inlande verpflanzt. Das ist der Grund, warum diese Küsten heute keinen Bewohner zeigen.

Aus diesen Betrachtungen weckte mich der Kapitän, indem er mit der Hand

auf fünf ungeheure, mitten aus dem Meere vor uns aufragende Felsen wies. Dort, meinte er, wäre die Einfahrt zu dem Hafen von Fusan. Wie die Needles bei der Insel Wight, oder die Felsen in der Bucht von Rio Janeiro liegen diese steinernen Wächter vor dem stillen friedlichen Becken von Fusan. An ihnen vorbeifahrend sahen wir schon die weissen Häuschen des japanischen Stadttheils aus der Ferne, und bald lagen wir dort ruhig vor Anker, glücklich, dass dem Europäer heutzutage selbst in so fernen Meeren das Reisen so leicht gemacht ist. Es ist dies eine der auffälligsten Errungenschaften der zwei letzten Jahrzehnte. Wo immer man hin reisen mag, an den entlegensten Küsten Ostasiens oder zu den einsamsten Inseln des grossen Oceans, man wird heute überall ganz passable Dampfer finden mit Europäern, welche wie Pioniere der Kultur, die Brücke bilden zwischen den grossen Centren unseres heimathlichen Kontinents und den Ureinwohnern jener fernen Länder, unseren Antipoden.

II.

Fusan.

Die kleine Hafenstadt an der Südküste Korea's hat in den letzten Monaten eine Berühmtheit erlangt, die ihr ohne den chinesisch-japanischen Krieg von 1894 kaum jemals zu Theil geworden wäre. Wer von den europäischen Geographen, geschweige denn von den Zeitungslesern wusste noch in der ersten Hälfte des Jahres etwas über Fusan?

Nur wer sich mit der Geschichte Ostasiens, besonders Japan's befasst hat, wusste, dass die Japaner in früheren Jahrhunderten ihre verheerenden Einfälle in ihr kontinentales Nachbarland gewöhnlich von Fusan aus unternommen haben, und dass sie, nachdem sie ebenso häufig wieder vertrieben wurden, in Fusan während langen Jahrzehnten ihren letzten festen Halt fanden. An dieses Fusan klammerten sie sich krampfhaft fest, und um Ruhe zu haben, wurde es ihnen auch von den koreanischen Königen überlassen, nicht wie ein japanisches Gibraltar auf koreanischem Boden, sondern als geduldete Handelskolonie. Die Japaner bedurften Lebensmittel wie Reis, Bohnen, Fische aller Art und auch Perlmutterschalen für ihre Industrie; ihre in Fusan ansässigen Landsleute lieferten ihnen diese Artikel, mussten sich aber dafür von den Koreanern recht schlimme Behandlung gefallen lassen. Sie durften nur auf einem ganz kleinen Raume ausserhalb der Stadtthore des koreanischen Fusan wohnen und wurden von den Koreanern strenge bewacht. Zweimal im Jahre war es ihnen erlaubt, die Stadt zu betreten, um dort einen Tempel zu besuchen. Dagegen konnten die Koreaner nach Belieben durch Nippon-matschi, die japanische Strasse wandern.

1876 erst wurde der Hafen von Fusan den Japanern freigegeben, aber auch nur gegen Bezahlung einer Miethe an den König von Korea, die noch heute regelmässig entrichtet wird. Sie beläuft sich auf einen Sen per Quadratruthe, im ganzen vielleicht auf einige Hundert Dollars im Jahre. Die Dampfer der schon erwähnten Nippon Yusen Kaisha, eine der grössten Schiffsunternehmungen der Welt, berühren Fusan alle vierzehn Tage, auch die Russen lassen ihre auf der Linie Wladiwostock-

Shanghai verkehrenden Dampfer alle Monate einmal in Fusan anlaufen, ausserdem kommen japanische Segelschiffe und Dschunken herüber, aber niemand hätte noch im Frühling dieses Jahres geahnt, dass japanische Kriegsschiffe schon so bald nachher eine Invasionsarmee hier landen würden. Als ich Ende Juni, von Nagasaki kommend, in Fusan zum ersten Male den Fuss auf koreanischen Boden setzte, starrte das japanische „Settlement“ in Waffen. Bayonette blitzten überall, auf den freien Plätzen exercirten japanische Truppen, in den Häusern der japanischen Kaufleute hatten die kleinen reizenden Musmes gastfreundlich Kanoniere, Kavalleristen und Fusstruppen aufgenommen, was nur Platz hatte.



Fusan: Japanische Strasse.

Vom Hafen aus gesehen, nimmt sich dieses Fusan recht lieblich aus, hübscher und freundlicher als man es von einer koreanischen Stadt erwarten könnte. Das erklärt sich aber leicht; denn Fusan, wie es der Durchreisende gewöhnlich zu sehen bekommt, ist ja keine koreanische, sondern eine durchaus japanische Stadt, bewohnt von etwa 5000 kleinen mandeläugigen Männlein und Weiblein von den benachbarten Inseln Tsushima und Kiuschiu. Die Strassen mit den netten hölzernen Häuschen ziehen sich dem Hafen entlang in mehreren Terrassen aufwärts, hier und dort unterbrochen von Gärtchen und kleinen bewaldeten Hügelchen, deren hohe Bäume jedem Kenner von Japan sofort sagen, dass in ihrem Schatten japanische Tempelchen mit rothen Torii (Thorbogen) und steinernen Opferlaternen schlummern. — Alles ist japanisch, nur die Natur nicht. Hinter dem „Settlement“, und zu beiden

Seiten desselben thürmen sich die kahlen, verbrannten, trostlosen Bergketten Korea's auf, ohne Felder, ohne Wälder, anscheinend wüst und ohne jedwede Bevölkerung. Während wir in den japanischen Häfen gewöhnt waren, der in China wüthenden schwarzen Pest wegen den Besuch des Hafenkommissärs und Arztes zu erhalten, kümmerte sich hier niemand um uns, und nur einige offene koreanische Ruderboote kamen angefahren, um die japanischen Passagiere ans Land zu nehmen. Die finsteren, bärtigen, verwilderten Gesellen in den Booten, in weisse Baumwollkittel und ebensolche Beinkleider gekleidet, kontrastirten durch ihr Aussehen und ihre kräftigen, grossen Gestalten seltsam zu den putzigen, freundlichen Liliputanern von Japan; ebenso wie das Land, das sie bewohnen, von dem paradiesischen Inselreiche Japans absticht. Endlich kam der Agent der Dampfergesellschaft und mit ihm ein chinesischer Zollbeamter aufs Schiff, und nun erst konnte uns der Kapitän mittheilen, dass wir einen Tag hier liegen bleiben würden und deshalb ans Land fahren könnten. Der chinesische Zollbeamte entpuppte sich als — Deutscher. Das ganze Zollwesen Korea's, und demnach auch Fusan's, wird von der chinesischen Zollbehörde in Peking verwaltet, deren Direktor und sämmtliche Beamten durchwegs Europäer, zumeist Engländer, Deutsche und Dänen sind. Eine Anzahl dieser Beamten wurden nun nach Korea abkommandirt, und in Fusan selbst ist der Zolldirektor ein Engländer, die Beamten aber Deutsche und Dänen. Sie kamen auch bald alle auf unseren Dampfer, dieses schwimmende Stückchen europäischer Civilisation, um sich Nachrichten von der Aussenwelt zu holen. Die Aermsten! Obschon sie schwören, Fusan wäre ein ganz angenehmer Aufenthalt, konnte ich doch bald aus ihren Gesprächen entnehmen, wie sehr sich diese fünf hierher verschneiten Europäer in dem traurigen Neste langweilen. Die japanische Post bringt ihnen alle vierzehn Tage Briefe und Zeitungen, die von ihrer Heimath hierher im Ganzen sieben bis acht Wochen brauchen! Ihre Lebensmittel sind die japanischen und wollen sie frisches Fleisch, Früchte oder Gemüse, so müssen sie dieselben alle vierzehn Tage einmal von den Stewards der Dampfer kaufen. Die meisten von ihnen wohnen auf dem kahlen baum- und strauchlosen Hügel südlich der Stadt, Missionary Hill genannt, weil dort auch einige amerikanische und canadische Missionäre ihre schönen wohleingerichteten Häuser erbaut haben. Allein wie überall in Ostasien, wird auch hier wenig Verkehr mit ihnen unterhalten.

Die Herren Holz und Lindström hatten die Liebenswürdigkeit, mich in ihrem Zollboot an's Land zu fahren. Anschliessend an den kleinen Wellenbrecher, an welchem einige zwanzig Fischerboote verankert waren, befindet sich das Zollamt, und um zu demselben zu gelangen, mussten wir uns den Weg durch einen dichten Haufen von neugierigen Koreanern, Chinesen und Japanern bahnen. Welch' interessanter Anblick! Wie sehr ist man in Europa geneigt, alle drei Nationen zusammen in einen Topf zu werfen, und wie durchaus verschieden sind sie in Wirklichkeit in jeder Beziehung! Selbst hier, obschon als Nachbarn auf derselben Scholle wohnend, haben sie all' ihre charakteristischen Eigenheiten beibehalten und vermengen sich nicht, ebensowenig wie Oel und Wasser. Ja, sie hegen keinen

Verkehr mit einander und meiden und hassen sich. Ein Blick auf diese malerischen Gruppen genügt, um zu zeigen, dass sie grundverschiedenen Rassen angehören. Wie die schlitzäugigen, hageren, gelben Chinesen, so unterscheiden sich auch die dunkleren, kräftigeren Koreaner in auffälliger Weise von den kleinen, sehnigen, flinken Japanern. Wenn an irgend ein Volk, so erinnern die Koreaner — wenigstens in Fusan und im ganzen Südosten der Halbinsel — viel mehr an die Tartaren des Amurgebietes, und dürften wohl mit diesen eine Rasse sein, verschieden von den Koreanern der Westküste und des Innern.

Aber wo wohnen die Koreaner und Chinesen hier in Fusan? Doch nicht in dem hübschen japanischen Städtchen mit den reinlichen Strassen, die gerade aussehen wie in Nagasaki und Shimonoseki? Hier ist alles durchaus japanisch: die hölzernen Häuschen mit den Papierfenstern und verschiebbaren Papierwänden, die weitgeöffneten Kaufläden mit dem bekannten japanischen Krims-Krams, die Theehäuser, in denen hübsche, kleine, zierliche Musmes den Samisen spielen und mit freundlichem Lächeln einladen, näher zu treten. Das Postamt ist japanisch, die Stadtverwaltung ebenso. Sie ruht in den Händen des japanischen Konsuls, der auf dem bewaldeten Hügel hinter der Stadt eine hübsche Residenz in europäischem Styl besitzt, und nicht nur Konsul, sondern auch Magistrat, Richter und Polizeibeamter in einer Person ist, gerade so wie der Minister in der Sullivan'schen Operette „Mikado". In seinem „Settlement" hat Niemand anderer etwas zu sagen. Nur wandert täglich einmal ein koreanischer Magistratsbeamter, gefolgt von einem Polizisten, zur „Inspection" durch die Strassen. Dieser Magistratsbeamte wird von der Regierung in Söul bestellt und beutet seine Untergebenen in ähnlicher Weise aus, wie es die meisten seiner Kollegen im ganzen Lande thun. Nur ein kleines Beispiel: Ich wollte mir eine koreanische Flagge kaufen, und erfuhr, dass nur der vorerwähnte Beamte über solche verfüge. In seinem Amte erhielt ich in der That für theures Geld einen elenden Baumwollfetzen, auf dem die Flaggenzeichen mit Ziegelfarbe und Theer aufgeschmiert waren. Als ich im Zollamte darüber sprach, theilte man mir mit, die Regierung hätte dem Beamten das Monopol des Flaggenverkaufes für Fusan gegen eine bestimmte Summe überlassen. Der Beamte liess absichtlich schlechte Flaggen machen und erliess einen Befehl, dass fortan alle Inhaber von Booten die Flagge führen müssten. Beim ersten Regenguss oder schlechtem Seewetter waren die Flaggen verdorben und die Leute wurden gezwungen, sich neue Flaggen zu kaufen. So gestaltete sich das Monopol zu einem einträglichen Geschäft. — Den Japanern geht es unter ihrem Konsul besser: Sie haben Strassenbeleuchtung, eine Handelskammer, ja sogar ein Hospital mit drei Aerzten, von denen einer sein Doctordiplom in Deutschland errungen hat. Die grösste Sehenswürdigkeit des japanischen Fusan ist der Fischmarkt, den man nicht lange zu suchen braucht, denn der fürchterliche Gestank verpestet das ganze Stadtviertel rings herum. Indessen dort, unter den Flugdächern und gepflasterten, der Sonne ausgesetzten Plätzen ruht der Reichthum von Fusan. Neben Reis, Bohnen und Häuten sind die Producte des Meeres ,die Hauptartikel der Ausfuhr. Als ich den Fischmarkt er-

reichte, war man eben daran, eine Anzahl grosser Fische abzuschlachten, die von den kräftigen Koreanern mit schwerer Mühe ans Land gezogen wurden. Während ein paar Japaner den Thieren die Schwänze und Flossen abschlugen, trugen andere diese blutenden Stücke auf die Trockenplätze, um sie dem Sonnenbrand auszusetzen. Bei näherer Besichtigung entdeckte ich, dass diese grossen Fische nichts anderes als — Haifische waren! Die Bucht von Fusan wimmelt von diesen gefrässigen Hyänen des Meeres, und da die Chinesen und auch die Japaner die Flossen als grosse Leckerbissen betrachten, machen die Haifischfänger glänzende Geschäfte damit. Die Ursache der grossen Mengen Haifische sind die Millionen von Bêche de mer, welche längs der ganzen Südküste von Korea zu finden sind, und auf welche die Haifische ebenso Jagd machen, wie die Menschen. Im Zollamt sah ich diese eigentümlichen Seeschnecken zu Bergen aufgehäuft, ein wichtiger Exportartikel Fusans. Sie sehen etwa aus, wie eine verunglückte Blutwurst; mehr als fingerlang, zwei Finger dick und mit Knollen oder Warzen bedeckt. Kopf und Schwanzende sind abgerundet und schwer von einander zu unterscheiden. Diese ekelerregenden Thiere werden getrocknet, geräuchert, so dass sie fast schwarz aussehen, und dann nach China und Japan verschifft, wo sie besonders gern von Brustkranken gegessen werden.

Auf dem Rückweg vom Fischmarkt kamen mir etwa zwanzig weibliche Wesen entgegen, wie ich sie sonst noch nirgends gesehen hatte. Den Gesichtern nach waren sie Japanerinnen, aber niemals waren mir in Japan so grosse, starke, gebräunte Mädchen begegnet. Keines darunter dürfte zwanzig Jahre überschritten haben; ihre prallen Brüste waren entblösst und die kurzen geschlitzten Röckchen liessen noch andere, ebenso kräftige Reize entdecken. Man bezeichnete sie mir als — Taucherinnen! Ein Haupthandelsartikel Fusans sind nämlich die Awapi, d. h. die Perlmuttermuschel. Die sehr harte Muschel selbst wird von den Koreanern roh gegessen oder auch an der Sonne getrocknet und ist dann ein sehr theurer in Japan und China beliebter Leckerbissen, denn ein „Picul“, d. h. ca. 65 Kilogramm, kosten im Ausfuhrhafen 26 bis 30 Dollars. Die Schalen der Muscheln aber werden nach London und Hamburg verschifft, von wo sie wohl ihren Weg nach den böhmischen Perlmutterschleifereien finden. Eine beträchtliche Anzahl Japaner tauchen in Taucherglocken, um die Awapi vom Meeresboden loszulösen, aber es giebt in Fusan gegen hundert japanische Mädchen, welche ohne Glocke untertauchen, minutenlang unter Wasser bleiben und wenn sie wieder an die Oberfläche kommen, eine ganze Ernte Muscheln bei sich haben. Ich sah später, bei meiner Rückreise, Mädchen emporkommen, die nicht nur im Munde und in den Händen Muscheln hielten, sondern sich deren sogar zwischen die Zehen ihrer Füsse gesteckt hatten! Geübtere Taucherinnen als diese Mädchen von Fusan dürfte es kaum irgendwo geben!

Sonst werden von den Fischerleuten in Fusan, die an achttausend Mann mit zweitausend Booten zählen, auch Delphine und Walfische gefangen, deren Fleisch die Koreaner ebenso verzehren, wie sie sich auch nicht scheuen, nicht nur die

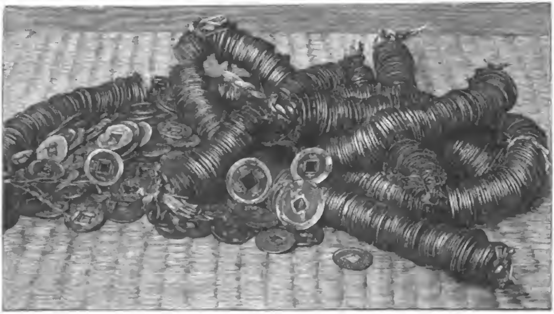
Flossen, sondern selbst den Körper der Haifische zu essen. Die durchschnittliche Einnahme der Fischer beläuft sich auf 200 Dollars jährlich, was gewiss viel mehr ist, als sich die zerlumpten Lastenträger im japanischen Fusan verdienen.

Diese Lastenträger Fusans, durchweg Koreaner, vermitteln den ganzen Frachtenverkehr der Stadt und des Hafens. Pferde und Rinder werden hierfür nur wenig verwendet, denn allem Anscheine nach würde selbst ein Packesel mehr kosten, als die elenden, schmutzstarrenden und dabei doch grossen und kräftigen Männer. Mit zerzaustem rothbraunem Haar und struppigen Bärten, ohne Hüte, baarfuss und die Blössen der muskulösen Körper mit in Fetzen herabhängenden Baumwollkitteln und zerlumpten Hosen bedeckt, eine Kraxe neben sich, kauern sie längs der Zollhausmauern, die ihre einzige Wohnung sind. Tagsüber sonnen sie sich dort, die Nacht strecken sie sich dort zum Schlafe nieder, ob schön ob Regen. Ihr einziger Genuss ist die Pfeife, die sie augenscheinlich nur während des Schlafes aus dem Munde nehmen; denn selbst wenn sie arbeiten baumelt das lange Pfeifenrohr mit dem fingerhutgrossen Kopf zwischen ihren Zähnen. Jeder, auch der Aermste, hat einen Ledergürtel um die Hüften geschnallt, von dem der Tabaksbeutel und ein Säckchen für die wenigen eisernen und bronzenen Münzen, „Cash" genannt, herabbaumeln. Zwei- oder dreimal des Tages kaufen sie sich ein wenig gekochtes Seegras oder einen der riesigen koreanischen Kartoffel oder eine Schüssel Bohnen, dazu einen getrockneten Fisch, oder sie fangen sich einen frischen Fisch, den sie roh, mit rothem Pfeffer gewürzt, verzehren. Mit wahrer Eselsgeduld und Eselsstärke tragen sie unglaubliche Lasten, unter denen merkwürdiger Weise eine der häufigsten — Geld ist. Selbst im japanischen Stadttheil ist der koreanische Cash die gangbarste Münze, weil sie die einzige Landesmünze Koreas ist. Nun gehen nach dem augenblicklichen Kurse sechstausend solcher „Cash" im Gewichte von sechs Kilogramm (!) auf einen amerikanischen Dollar, und wer Einkäufe von mehreren hundert Dollars Werth zu besorgen hat, muss gleich eine ganze Karawane von Lastenträgern, mit Geld beladen, mit sich nehmen. Diese „Cash" sind in der Mitte durchlocht und auf Strohseile gezogen. Jeder zweite oder dritte Koreaner, dem ich in Fusan begegnete, hatte einige derartige Geldstränge in langen Würsten auf den Schultern hängen. Würden die Japaner Silbergeld in Korea einführen, den armen Lastträgern von Fusan und auch im ganzen Lande wäre eine ihrer Haupteinnahmsquellen entzogen!

Man erzählte mir indessen, dass es mit dem Elend der Koreaner in Fusan und Umgebung eine eigene Sache sei. Sie könnten sich viel mehr verdienen und viel behaglicher leben, wenn sie nur wollten, aber sie kennen ihre diebischen Beamten und Mandarine und wissen sehr gut, dass jeder ersparte Dollar von diesen sofort angeeignet werden würde. Wozu also mehr arbeiten und mehr verdienen, als gerade für ihren Lebensunterhalt und ihren Tabak nöthig ist? Haben sie wirklich einen kleinen Ueberschuss, so wird er sorgfältig versteckt oder vergraben. Selbst wohlhabendere Kaufleute thun dies. Werden sie aber verrathen und weigern sich, das Geld abzuliefern, so wird häufig ihre ganze Habe konfiscirt. Unter sich

und den Fremden gegenüber sind sie sehr ehrlich. Verhältnissmässig selten kommt es zu Diebstählen oder Einbruch, noch seltener zu Mordthaten. Es kamen deren im ganzen Bezirke innerhalb der letzten fünf Jahre nur zwei vor. Den Mördern wurden dafür die Köpfe abgeschlagen.

Unter dem vielen Volke, das sich in der mit Kaufläden und Waarenlagern dicht besetzten Nippon Matschi drängte, sah ich doch auch Chinesen und besser gekleidete Koreaner in ihren langen nachthemdartigen weissen Gewändern und ungeheuren schwarzen Hüten. Doch fand ich in der ganzen Japanerstadt nicht ein einziges chinesisches noch koreanisches Haus. Wo wohnten diese?



10 deutsche Reichsmark in koreanischer Münze.

Auf meine Frage erfuhr ich von meinen neuen Freunden im Zollamte, dass Fusan eigentlich aus einer Gruppe von fünf Ortschaften besteht, von denen jener, in der wir uns befanden, dieser Namen am wenigsten gebührt. War sie doch nur eine japanische Handelskolonie! Vom Hafen aus zeigte man mir nordwestlich, etwa eine halbe Stunde entfernt, einen hohen, steilen, kahlen Berg. Dort wäre das alte historische Fusan, das die Japaner Stodzia, die Koreaner Fumento nannten. Ich konnte an dem ganzen Abhang absolut keine Stadt, ja nicht einmal ein Haus entdecken. Die Luft war allerdings nicht ganz klar, aber eine Stadt müsste man doch auf eine noch weitere Entfernung als zwei englische Meilen sehen können? Ich nahm das Glas zu Hülfe und nun entdeckte ich etwa in der Mitte des steilen Abhangs, hoch über der Meeresbrandung gelegen, elendes Lehmgemäuer von der

gleichen Farbe des Berges, und ebensolche von dem letztern kaum zu unterscheidende Strohdächer. Weder dazwischen noch rings um die „Stadt“ war irgend welches Grün wahrnehmbar — eine Stadt ohne Baum, ohne Strauch, ohne Gärten und Felder — nur ein Gewirr von unregelmässigen, dicht aneinander gedrängten Lehmhütten! Das war Fumento! Südöstlich der Japanerstadt, jenseits des Missionary Hill, zeigte man mir eine zweite Ortschaft, Zaulean genannt, die Wohnstätten der Chinesen enthaltend, die hier auch einen Konsul als Chef der ganzen Ansiedlung besitzen. Noch weiter entfernt, gewahrte ich rings um die Ruinen einer alten Feste eine dritte Ortschaft, Kukan genannt und von Koreanern bewohnt. Nahe dieser liegt endlich die letzte, das eigentliche Fusan oder vielmehr Pusan, der Koreaner.

Ein passabler Karrenweg verbindet diese fünf verschiedenen Küstenplätze miteinander und vom Schiffe gesehen, gewährten die vielen in lange weisse Gewänder gehüllten Gestalten der Koreaner, die diesen Weg bevölkerten, einen fast unheimlichen Anblick. Dem Festlande gegenüber liegt eine grosse, von steilen kahlen Bergen bis zu dreihundert Metern Höhe ganz eingenommene Insel, Tetsuye genannt, was auf Deutsch etwa die Insel der entzückenden Aussicht heisst. Auch dort liegt knapp an den Ufern eine kleine koreanische Ortschaft, aus so elenden Lehmhütten bestehend, wie ich sie weder in China noch in Japan gefunden habe. Die Gesammtbevölkerung aller dieser, Fusan bildenden Ortschaften mag etwa dreissigtausend Seelen betragen, die sich fast ausschliesslich vom Fischfang und dem geringen Handel nähren. Das ist der zweite Hafen Korea's, das in der jüngsten Zeit so viel genannte Fusan!

III.

Eine koreanische Provinzstadt.

Dem Reisenden, der nach Korea kommt, um Land und Leute kennen zu lernen, bereitet Fusan eine arge Enttäuschung, denn Fusan, dieser zweitgrösste Hafen Korea's, ist eine durchaus japanische Stadt, die mit Korea nichts weiter gemein hat, als den Boden, auf dem sie steht. Die wenigen Merkwürdigkeiten waren bald besichtigt, und da unser Postdampfer, der draussen auf der Rhede lag, erst spät am Abende seine Reise nach Chemulpo und Tientsin fortsetzen sollte, beschloss ich, die koreanischen Ortschaften in der Umgebung zu besuchen, und wo möglich bis Tong-nai, der Distrikt-Hauptstadt zu reiten. Aber wie mich mit den Koreanern verständigen, wie ein Pferd auftreiben? Ich fand unter den Leuten, welche von Fusan auf unseren Dampfer kamen, wohl einen Japaner, der koreanisch sprach, allein um mich mit ihm zu verständigen, musste ich einen der chinesischen Stewards zum Dolmetscher nehmen. Diesem theilte ich meine Wünsche mit und er übersetzte sie dem Japaner, der nun seinerseits den beiden koreanischen Bootsleuten eines grossen Ruderbootes die nöthigen Instructionen gab. Am liebsten hätte ich wohl einen Dolmetscher mitgenommen. Aber welchen? Der Japaner sprach nicht englisch, der Chinese nicht koreanisch. Die Koreaner und Chinesen haben wohl dieselben Schriftzeichen, welche auch denselben Begriffen entsprechen, allein die Aussprache dieser Zeichen ist so grundverschieden, dass sich beispielsweise die nach Korea kommenden chinesischen Gesandten oder umgekehrt, die koreanischen Gesandten in Peking mit den Einheimischen nur schriftlich unterhalten können, gerade wie Taube. Um nicht beide, den Chinesen und den Japaner mitnehmen zu müssen, schlug ich dem Steward vor, mich zu begleiten und sich zur Verständigung mit den Koreanern der Schrift zu bedienen. Der Steward fand das Mittel ausgezeichnet, aber er durfte das Schiff nicht verlassen. Er fand jedoch einen chinesischen Zwischendeckpassagier, der sich nach langem Zögern entschloss, mich zu begleiten. Er konnte auch nothdürftig schreiben, aber — ein neues Hinderniss stellte sich dem Unternehmen entgegen. Die koreanischen Bootsleute konnten nicht lesen! Indessen, die Koreaner wussten

ja, wohin sie uns zu bringen hatten, und in den Ortschaften selbst musste sich doch irgend ein Beamter finden lassen, der lesen konnte? Nach dem, was ich über dieses Räubercorps bisher gehört hatte, war das freilich nicht ganz sicher.

So stiessen wir denn vom Schiffe, mein Chinese und ich. Die Koreaner, wilde, braune, riesige Kerle, ruderten kräftig an Zaulean, dem chinesischen Settlement vorbei, direkt auf Kukan zu, eines der koreanischen, zu Fusan gehörigen Dörfer. Fast wären wir dabei von dem grossen russischen Dampfer „Wladimir" umgerannt



Koreanische Familiengruppe.

worden, der sich eben zur Weiterreise nach Shanghai anschickte. Neben den Japanern unterhalten nur noch die Russen regelmässige Dampfschiffverbindung mit Korea. Der Sitz der Gesellschaft ist Wladiwostock, von wo zwei Dampfer, der „Wladimir" und der „Baikal" den Postdienst zwischen Wladiwostock, Wönsan, Fusan, Nagasaki und Shanghai versehen, wohl theilweise auch aus politischen und strategischen Absichten, denn die Russen haben ein begreifliches Interesse, den das

ganze Jahr lang offenen koreanischen Hafen Wönsan in ihre Hände zu bekommen, und auch sonst auf ihr sibirisches Grenzland Korea ein wachsames Auge zu haben.

Eine grosse Menge neugieriger Koreaner umdrängte den Landungsplatz von Kukan, seltsame, durchwegs weissgekleidete Gestalten, nur Männer und Kinder, keine Weiber. Mehr noch als in den Städten scheinen in den Dörfern die Frauen die Begegnung mit den Männern zu vermeiden, erst recht, wenn diese Europäer sind. Wo immer hier und auf dem Ritt nach Tong-nai Frauen auf den Strassen oder in den Gärten meiner aus der Ferne gewahr wurden, liefen sie in die Häuser und verhüllten ihre Gesichter, und das war schade, denn mein Feldstecher liess mich darunter recht hübsche Wesen entdecken, freilich mit etwas zu stark ausgeprägtem mandschurischen, fast möchte ich sagen tungusischem Typus — breite Köpfe, niedrige Stirne, hervortretende Backenknochen und schiefgestellte Augen; aber bei jungen, sonst hübschen Wesen vergisst man leicht diese Rassendefekte.

Kukan ist ein echtes, rechtes Koreanerdorf mit elenden, strohgedeckten Lehmhütten, die pêle-mêle zu Füssen eines mit Baumwuchs bedeckten Hügels zusammen stehen, mit krummen engen Strassen und schauderhaftem Schmutz. Oben auf der Spitze des Hügels schlummern die ruinenhaften Thürme und Mauern einer Feste, die im Laufe der Jahrhunderte bald in japanischem, bald in koreanischem Besitz war, je nachdem es das Kriegsglück wollte. Wie alle Männer, so schienen sich auch bald alle Hunde, diese Kothfeger der koreanischen Ortschaften um mich und meinen Chinesen zusammengefunden zu haben; sie keiften und fletschten die Zähne, hielten sich aber in höchst respectvoller Entfernung. Machte ich die geringste plötzliche Bewegung, so zogen sie die Schwänze ein und nahmen Reissaus.

Ein grosser tempelartiger Bau mit chinesisch geschwungenem Ziegeldach schien mir die Wohnung oder doch das Amtslokal des Mandarins zu sein, und dorthin lenkten wir unsere Schritte, gefolgt von der Horde neugieriger, aber keineswegs zudringlicher Koreaner, die augenscheinlich sehr wenig zu thun hatten. Ich fand später auch in den nördlicheren Städten Korea's heraus, was für ein träges, lässiges Volk seine Bewohner sind. Jeder dieser grossen kräftigen Gesellen hatte die Pfeife im Munde, den Tabaksbeutel im Gürtel. Rauchen und Faulenzen schien ihre einzige Beschäftigung zu sein, während in den Häusern und auf den Höfen ihre Weiber emsig schafften. — An der zu dem Tempelbau emporführenden steinernen Treppe blieb der Haufe stehen und sah mir mit gewissen Schrecken nach, als ich kühn die Stufen emporstieg. Oben angekommen sprangen ein paar Soldaten, die bis dahin auf dem Boden hockend Domino gespielt hatten, auf und wollten mir durchaus den Eintritt verwehren. Allein sie wagten es doch nicht, Hand an mich zu legen, als ich unbekümmert um sie, weiterschritt. Das Geschrei und der Lärm der Hunde musste den koreanischen Taotai (Magistrat) aus seiner Ruhe geweckt haben, denn er erschien an der Thüre, ein mächtiger Geselle, mit grossen runden Brillen auf der Nase, einen ungeheuren schwarzen Hut auf dem Kopfe, die Füsse in weissen Strümpfen ohne Schuhe steckend und über seine weissen Unterkleider einen langen schwarzen Talar geworfen. Wir traten näher. Der grosse Raum war

mit feinen Matten bedeckt; in der Mitte lagen neben einem grossen Kohlenbehälter ein halbes Dutzend Tabakspfeifen, eine Tuschschale und mehrere Pinsel. Einige Papiere, halb mit Schriftzeichen bedeckt, sagten mir, dass ich den Beamten in der Arbeit unterbrochen haben musste. Er konnte also schreiben. Der Mandarin hockte sich wieder mit verschränkten Beinen auf die Matte, behielt aber den Hut auf dem Kopfe. In ganz Korea fällt es niemanden ein, im Innern der Häuser den Hut abzunehmen. Sie werden aufbehalten, dafür aber die Schuhe abgenommen, und man wandelt in Socken herum. Andere Länder, andere Sitten.

Als mein Chinese Anstalten machte, meinen Wunsch nach einem Pferde niederzuschreiben, unterbrach ihn der Mandarin, indem er ihn, wie ich nachher erfuhr, in chinesischer Sprache anredete. Welche seltene Bildung für einen Koreaner! Nun gingen die Verhandlungen los; allein wie ich aus den Mienen des Mandarins entnehmen konnte, schien er Schwierigkeiten zu machen. Europäer, wie überhaupt Fremde, sind ja in Korea keineswegs willkommen, und die Regierung hat ihnen bis auf die letzten Jahre alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Als ich sah, dass es meinem Chinesen nicht gelang, den Taotai zur Unterstützung meiner Reise zu bringen, mengte ich mich selbst in's Gespräch, nicht koreanisch, nicht chinesisch, sondern mit jenem internationalen Volapük, dessen wohlklingende Laute selbst in Korea verstanden werden: Ich liess zwei silberne Dollars in meiner Rechten klingen. Mit freundlicherem Ausdruck frug nun der Mandarin, ob das für ein oder zwei Pferde wäre? Ich legte einen dritten Dollar dazu, und zeigte mit den Fingern „zwei". — Nach einigen Minuten standen die Pferde bereit, ja sogar einer der Soldaten wurde uns auf den Weg mitgegeben. Er schritt hinter uns fürbass, ohne andere Waffe, als ein kleines Stäbchen, mit dem er zeitweilig des Chinesen Pferd aufmunterte. An dem meinigen, das wohl das Leibpferd des Mandarins war, wollte er sich nicht vergreifen. Es hätte besser sein können. Die Koreaner besitzen nur ganz merkwürdig kleine Ponies, und das, welches der Chinese ritt, sah aus, als hätte es sechs Beine, so nahe dem Boden baumelten die Beine des langen hagern Reiters. Mein Koreanersattel war höchst unbequem, ein mit Oelpapier überdecktes Holzgestell, von welchem zu beiden Seiten grosse grüne Lappen herabhingen. Die Pferde sind so daran gewöhnt, von den Leibeigenen am Zügel geführt zu werden, dass mein flohartiges Thierchen anfänglich nicht vorwärts wollte. Sporen tragen die Reiter in Korea auch nicht, aber kräftiger Schenkeldruck und ein paar Hiebe auf die Kruppe brachten das Pferd bald vorwärts.

Das Land, das sich von der See aus gesehen, so kahl und öde und unwirthlich zeigt, wurde sofort freundlicher, als wir Kukan den Rücken gekehrt hatten und nun munter durch ein weites, von hohen Bergen eingeschlossenes Thal nordwärts zottelten. Hübsche Reis- und Bohnenfelder, Granatäpfel- und Citronenbäume in reicher Zahl, die Höhen gekrönt von dunklen Fichtengruppen; auf dem ganz passablen Wege begegneten uns viele Fussgänger, in den Feldern wurde fleissig gearbeitet, und ist die ganze Provinz wie dieses Thal, so muss sie zu den fruchtbarsten des Landes gehören. Wenn nur nicht das officielle Raubgesindel vor-

handen wäre, welches die Beamtenposten einnehmend, das Volk in unerhörter Weise bedrückt! Rings um Fusan zieht sich in einem Umkreis von etwa zwölf Kilometer Radius ein Cordon von Taxstationen, wo alle aus und nach Fusan passirenden Waaren verzollt werden müssen. Jenseits der Bergkette westlich von uns fliesst der wasserreiche Nak-Tong, der Hauptfluss der Provinz, mit sehr lebhaftem Schiffs- und Frachtenverkehr. Dort sind allein innerhalb einer Strecke von etwa dreissig Kilometern vier verschiedene Zollstationen, an deren jeder Abgaben bezahlt werden müssen. Im Ganzen besitzt die Provinz 17 derartiger gesetzlicher Raublöcher, in denen alle inländischen Waaren einen Werthzoll von 1 Procent, alle ausländischen von ½ Procent zu zahlen haben!

Wir hatten die Entfernung zwischen Fusan und Tongnai doch unterschätzt und in die Neugierde, diese alte historisch merkwürdige Provinzstadt zu sehen, mischte sich doch die Furcht, dass unser Dampfer früher abfahren könnte, als angekündigt. Das bereitete besonders meinem Chinesen grosses Unbehagen, und er drängte zur Rückkehr. Ich hätte leicht reden, meinte er, ich könnte ja doch mit dem nächsten Dampfer in vierzehn Tagen weiterfahren. Was sollte er aber in Fusan thun, wenn der drohende Krieg zwischen Japan und China doch ausbrechen sollte? Er würde gewiss von den Wojen (Japanern) erschlagen werden! Dazu wäre es in der Umgebung von Tongnai auch nicht sicher, denn es herrschte ja blutige Revolution im Lande. Die Togakuto hätten ganze Provinzen in ihre Hände bekommen. Die Regierung sei ohnmächtig, und gewiss wäre auch schon Tongnai in ihren Händen. Das sagte der Gute in seinem elenden Pidschin-Englisch nur, um mich zur Rückkehr zu bewegen, aber ganz Unrecht hatte er nicht. Die Provinz war wirklich zum Theil in offener blutiger Rebellion. Mehr aber als das fürchtete auch ich, dass der geringste Aufenthalt uns zu spät zum Schiffe bringen würde. Wir waren zwei Stunden geritten und noch immer waren wir nicht in Tongnai, obschon wir in der ungemein klaren scharfen Luft die Stadt und ihre hervorragenden Gebäude ziemlich deutlich sehen konnten, einige grosse tempelartige Bauten oder Säulenhallen und die ruinenhafte Feste, welche in der Geschichte des Landes eine grosse Rolle gespielt hat. Gegen die Japaner gebaut, wurde sie am 25. Mai 1592 von der japanischen Invasionsarmee schon am Tage ihrer Landung genommen und bildete dann einen Stützpunkt für ihren Weitermarsch nach Söul. Vor drei Jahrhunderten kamen die Japaner in 800 Schiffen über die Koreastrasse, landeten bei Kukan und nahmen denselben Weg, auf dem wir uns augenblicklich befanden. Wie ein Wirbelsturm fegten sie durch Korea und drei Wochen später fiel die Hauptstadt in ihre Hände, ganz so, wie es in diesem Jahre geschah.

Jenseits der Stadt gewahrten wir das breite Band des Naktongflusses, der Hauptverkehrsader der Provinz, mit zahlreichen Schiffen bedeckt, denn der Fluss ist eine grosse Strecke stromaufwärts bis auf etwa 20 Kilometer von Taiku, der Provinzhauptstadt schiffbar. Ganz stattliche Dschunken mit Strohmatten als Segeln glitten auf dem Strome einher; das Land zu beiden Seiten des Flusses schien wohlbebaut und bot mit der grossen Stadt Tongnai ein Bild des Friedens dar, wie die

Gegenden des benachbarten Nippon. Gerne wäre ich noch weiter geritten und dann auf einer Dschunke nach Fusan zurückgekehrt, allein die Aussicht, dann gewiss zwei Wochen dort zubringen zu müssen, bewog mich doch, zum Rückzug zu blasen. Mit überraschender Schnelligkeit liefen die kleinen Pferdchen heimwärts, so dass der bequem einherschreitende Soldat, die Pfeife im Munde, hinterdrein laufen musste, um nicht zurückzubleiben. Aber wie die Folge gezeigt hat, sind die koreanischen Soldaten ja an das Laufen gewöhnt. Mein Chinese streckte den Hals, um in der Bai von Fusan die Mastspitzen unseres Dampfers zu entdecken, jedoch vergeblich. Der Arme dauerte mich, denn der Angstschweiss stand ihm auf der Stirne. Endlich



In Tongnai.

war Kukan erreicht, das Schiff lag noch da! Rasch stürzten wir uns in ein Boot, denn durch mein Fernglas hatte ich den „blauen Peter“ auf dem Masttop wahrgenommen, das Zeichen der bevorstehenden Abreise. Eine halbe Stunde später waren wir wieder an Bord.

Wie ich von den mitreisenden Japanern aus Fusan erfuhr, gehört die Provinz Kiung-Sang-Do thatsächlich zu den reichsten des Landes. Sie heisst die Provinz „der ehrfurchtsvollen Glückwünsche“, warum, ist mir nicht klar geworden. Doch nicht, weil sie von den diebischen Mandarinen so ausgebeutet wird? Der Einfluss der zahlreichen japanischen Invasionen, und des langen Verbleibens der Truppen

im Lande macht sich, wie mir die Fusaner mitteilten, besonders in dieser Provinz in der Sprache und den höflicheren offeneren Manieren ihrer Bewohner geltend. Die Strassen und Wege sind zahlreicher und besser gehalten als in andern Provinzen, die Zahl der Städte ist grösser, die Bevölkerung dichter. Wie viele Seelen sie umfasst, kann nicht gesagt werden, denn bei koreanischen Volkszählungen werden die Frauen und Kinder nicht mitgezählt. Die Beamten der Regierung zählen nur die Häuser und die für den Militairdienst tauglichen Männer.

IV.

Durch das Gelbe Meer.

Bei meiner Rückkehr auf den Dampfer fand ich denselben ganz umringt von koreanischen Booten, deren Ladung Chinesen waren. Wo kamen diese so plötzlich her, und warum? Stammten sie aus dem chinesischen Dorfe von Fusan und war etwa die Nachricht der erfolgten japanischen Kriegserklärung wie ein Blitz unter sie gefahren? Von Japan hatten schon vorher die meisten bezopften Söhne des Himmels Reissaus genommen, nun kam wohl die Reihe an die koreanischen? Mit Sack und Pack lagen die ziemlich zerlumpt aussehenden Mongolen dicht gedrängt in den schwankenden Booten und schnatterten und zeterten wie Gänse, unter welche ein Hund gefahren.

Aber diese Chinesen stammten nicht aus Fusan, sondern waren von weither gekommen. In China, Korea und selbst in Japan ist Seegras ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel, besonders eine feine Art desselben, Amori genannt, das gekocht für Gelée und allerhand süsse Leckereien verwendet wird; das röthliche Tenso, eine andere Art, wird gekocht als Gemüse mit Reis gegessen, während eine dritte Art, Funri, zur Stärkebereitung dient. Diese drei Arten Seegras oder Seetang kommen hauptsächlich an der Nordostküste Korea's und an der Mündung des Tumen-Flusses vor, und bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel des russischen Hafens Wladiwostock. Da es dort an billigen Arbeitskräften fehlt, so bringen die zwischen diesen Hafen und Shanghai verkehrenden russischen Dampfer in jedem Frühjahr eine nach vielen Hunderten zählende Menge chinesischer Arbeiter aus der Provinz Shan-tung. Ende Juni und Anfang Juli kehren diese chinesischen Arbeiter, nachdem sie sich durch Seetang-Fischen eine Anzahl Taels verdient haben, wieder nach ihrem Heimatslande zurück. Der vor uns hier eingelaufene Dampfer Wladimir hatte nun gegen dreihundert dieser Shantungleute von Wladiwostock nach Fusan gebracht; hier wollten sie auf unser Schiff, um über Chemulpo nach Chefoo, dem Haupthafen von Shantung zu fahren. Nun hatten wir aber bereits über hundertfünfzig japanische Coolies an Bord, die für Kriegszwecke nach Chemulpo transportirt wurden, und selbst unser grosser Dampfer bot für die Aufnahme von weiteren dreihundert Chinesen nicht

Raum. Ausserdem scheute sich der Kapitän, bei der herrschenden kriegerischen Stimmung der enthusiastischen heissblüthigen Japaner, sie mit so vielen Chinesen in einen kleinen Raum zusammenzupferchen. Allein die japanischen Autoritäten in Fusan wollten ihrerseits auch nichts von einem Zurückbleiben dieses schlimmen chinesischen Gesindels in Korea wissen, denn wer weiss, ob überhaupt in der nächsten Zeit noch ein Dampfer nach China fuhr, und dann müssten die Chinesen den Fusanern am Halse bleiben. Der Kapitän erhielt also Befehl, sie als Passagiere aufzunehmen, und kaum erfuhren dies die uns umlagernden Chinesen, als sie mit wahrer Wuth von allen Seiten an Bord kletterten, wie die Wilden an Bord des Schiffes von Vasco de Gama im dritten Akt der „Afrikanerin". Jeder hastete um ein gutes Plätzchen auf Deck zu ergattern und nicht in den furchtbar heissen, finstern Gepäckraum unter Deck zu müssen, wo Myriaden grosser schwarzer Schwaben, diese ekelhafte Schiffsplage des fernen Orients hausten. Sie drängten sich mit Bündeln und Gepäckstücken, Kisten und Kasten zwischen den ohnedies schon wie Häringe dicht zusammengepferchten Japanern hindurch, die sich das nicht gefallen liessen. Es regnete von Stössen und Püffen und bald war die Schlägerei allgemein. Messer und Dolche blitzten, jeder suchte nach irgend einer Waffe, und unter entsetzlichem Geschrei und Geheul stürzte alles in das Hauptgetümmel. Ein paar Kerle wurden über Bord in's Wasser gestossen, andere bis zu unsern Kabinen getrieben, und wir Passagiere griffen schon zu unsern Waffen, als es dem Kapitän und der Schiffsmannschaft endlich durch handfestes Eingreifen in das Getümmel gelang, die beiden Parteien auseinander zu treiben. Den Japanern wurde der Raum rings um unsere Kabinen angewiesen, den Chinesen das Vorderdeck, wo sie ihre Wunden wuschen und verbanden. Während des Waffenstillstandes sandte Kapitän Thomsen um eine Anzahl japanischer Truppen an's Land, allein diese wurden ihm verweigert, und es blieb ihm nichts übrig, als die Bewachung dieses Gesindels der eigenen Schiffsmannschaft zu übertragen. Glücklicherweise trat bald schlechtes Wetter ein, und Seekrankheit wirkt besser als die beste Polizei. Mit dem Tribut, den man Neptun zollt, geht auch alle Energie, alle Kampflust, aller Enthusiasmus aus dem Leibe heraus, und die Kerle lagen da, wie geplatzte Luftballone. Welch' ein Glück! Was hätte sonst aus uns fünf europäischen Passagieren werden können? Wir waren ja nicht auf einem Rheindampfer oder auf der Mainzer Fähre, sondern im Gelben Meere, der Heimath der Piraten, die sich grossentheils aus Shantung-Leuten rekrutiren. Alle Jahre werden hier Kauffahrer gekapert und beraubt. Allerdings, was für ein interessantes Kapitel hätte dies für das vorliegende Buch gegeben!

Während der ersten Stunden fuhren wir zwischen den Inseln der Südküste Korea's hindurch, wo wir zahlreichen Dschunken und Fischerbooten begegneten, denn der hier mündende Naktongfluss ist die Hauptverkehrsstrasse des südlichen Korea. Die koreanischen Dschunken sind ein Mittelding zwischen den chinesischen und japanischen, ebenfalls mit geflochtenen Strohmatten als Segeln. Die grösste Sorte der koreanischen Dschunken ist etwa 15 Meter lang, 6 Meter breit mit

3 Meter Tiefgang; aus rohen Planken gezimmert und mit flachen Boden haben sie doch einen Gehalt von gegen 200 Tonnen und wagen sich mit ihren dreissig Köpfen Schiffsmannschaft weit in die sehr gefährliche, von starken Strömungen und furchtbaren Taifuns heimgesuchte See hinaus, ein Unternehmen, zu welchem sich auf so elenden Fahrzeugen die wenigsten Europäer verstehen würden. Diese Dschunken sind so leichtsinnig gearbeitet, dass fast in allen fortwährend das Wasser ausgepumpt werden muss, und keine Gesellschaft die Versicherung übernehmen will. Und das sind die grössten Schiffe Korea's! Die Mehrzahl derselben sind nur ein Viertel oder halb so gross, und fassen etwa 5 bis 800 Säcke Reis oder Bohnen, die gewöhnliche Fracht.

Je weiter wir nach Westen kamen, desto stürmischer wurde es, und bei den herrschenden Strömungen zog es der Kapitän vor, aus dem Labyrinth hunderter von Inseln und Riffen heraus gegen das offenere Fahrwasser von Quelpart, der grössten Insel Korea's zu steuern, deren ungeheure Berge wir bald zu Gesicht bekamen. Schade, dass wir dort, auf dieser ungemein interessanten Insel nicht anlegten, aber dies ist für Dampfer schon deshalb sehr schwer möglich, als es auf der ganzen, gegen zweitausend Quadrat-Kilometer grossen Insel keinen sicheren Hafen giebt. Steil und finster steigt die ganze gebirgige Masse, etwa sechzig Seemeilen südlich von dem Festlande aus den Fluthen empor, überhöht von zahllosen scharfen Gipfeln, deren höchster Han-ra san genannt, eine Höhe von über zweitausend Metern erreicht. Die Engländer, niemals zufrieden mit den einheimischen Namen, und immer bestrebt, die Namen ihrer Helden über alle Berge, Flüsse und Länder zu stülpen, nennen ihn Mount Auckland. Ein Wunder, dass sie ihn nicht Wellington oder Victoria genannt haben. Bleiben wir bei Han-ra san. Auf seinem, diesmal von Wolken umhüllten Gipfel sollen sich drei erloschene Krater mit kleinen Seen im Innern befinden. In einer koreanischen Landbeschreibung fand ich später folgende Geschichte des Berges: „Wolken und Nebel bedeckten das Meer, und die Erde zitterte unter furchtbarem Donnern während sieben Tagen und sieben Nächten. Schliesslich spaltete sich das Wasser und ein Berg stieg daraus hervor, mehr als tausend Fuss hoch und 40 ri (ca. 150 Kilometer!) Umfang. Er zeigte weder Pflanzen noch Bäume, und aus seinem Gipfel, der aus Schwefel bestand, entquollen grosse Mengen von Rauch." Also eine Art Krakataua. In den koreanischen Schulen wird den Kindern gelehrt, dass auf diesem Berge noch jetzt die drei zuerst erschaffenen Menschen hausen.

Die Insel Quelpart ist indessen, wie mir Koreaner selbst erzählten, im Innern reich kultivirt und sehr fruchtbar. Die gutgepflegten Felder sind mit Steinmauern umgeben, und die Producte, hauptsächlich Getreide, Früchte, dann Pferde und Rindvieh, finden in den drei mit Mauern umschlossenen Städten der Insel guten Absatz, da sie nach dem Festlande exportirt werden. Als Gegenleistung sendet ihnen das Festland verbannte Verbrecher, Räuber, Mörder und diebische Mandarine. Kein Wunder, dass die Bevölkerung Quelpart's sich auf dem koreanischen Festlande keines guten Rufes erfreut. Die ungeheuren Hüte der Koreaner, dieses Wunder

für alle das Land besuchenden Europäer, werden hauptsächlich in den Städten der Insel aus Rosshaar und Bambusfäden geflochten. Uebrigens war Quelpart, wie chinesische Urkunden berichten, schon vor Jahrtausenden bekannt und damals bildete es ein unabhängiges Königreich, namens Tam-na.

Von Quelpart aus nahmen wir den Kurs direkt nach Norden und steuerten wieder durch die nach hunderten zählenden Inseln und Felsen des koreanischen Archipels hindurch. Tag und Nacht blieb der Kapitän auf der Brücke, denn die Fahrt längs der koreanischen Westküste ist eine der gefahrvollsten auf Erden, zumal als es noch keine halbwegs genügende Karte derselben giebt, und jetzt noch neue, bisher unbekannte Felsenriffe und Untiefen gefunden werden. Bei klarem Sonnenschein am nächsten Morgen gewährten diese unzähligen Inseln und steil aus dem Meere aufsteigenden Felsen einen ungemein malerischen Anblick. So weit mein Auge reichte, nichts als Inseln und wieder Inseln in kühnen pittoresken Umrissen, mit steilen vielfach zerklüfteten Felsenspitzen und stellenweise mit dichten, dunklen Wäldern von Koniferen bedeckt. Manche dieser Granit- oder Basaltklippen erheben sich nach meiner ungefähren Schätzung auf 6 und 800 Meter. Dabei ist das Wasser rings um sie an den meisten Stellen so tief, dass der Dampfer unmittelbar an ihnen entlang fahren könnte. Einen ähnlich dichten Inselarchipel hatte ich eine Woche vorher durchfahren, den ungemein malerischen Archipel der japanischen Inland-See. Allein dort sind die Inseln minder hoch, minder gross und unvergleichlich lieblicher als hier in dem koreanischen Archipel, dessen kühne Felsen, scharfe Spitzen und unbewachsene graue und dunkelbraune Massen ganz jenen ähneln, welche ich später auf dem Festlande Korea's zu sehen bekam. Es schien mir, als hätte sich der westliche Theil der grossen Halbinsel durch irgend ein Naturereigniss um einige hundert Meter gesenkt, und das ihn überfluthende Meer hätte nur die höchsten Stellen und Berggipfel verschont. Auf der einzigen halbwegs brauchbaren Karte, jener der englischen Admiralität, zählte ich gegen 270 grössere Inseln und mehrere Hunderte Felsen. Dabei ist auf dem ganzen Archipel nicht ein einziger Leuchtthurm. Welches Vergnügen für die Schifffahrt, besonders da zwischen diesen Inseln stets ungemein heftige Strömungen herrschen und von Mai bis Ende August regelmässig dichte Nebel den ganzen Archipel wie mit Baumwolle umhüllen! Während der übrigen Zeit des Jahres sind Regen und Stürme die Regel! Ein Dampfer könnte bei klarem Wetter die Strecke von Fusan nach Chemulpo in anderthalb Tagen zurücklegen. Die gewöhnliche Fahrzeit ist aber drei bis acht Tage!

Ein solcher Nebel war am zweiten Tage unserer Reise auch schon im Anzuge. Binnen einer Stunde war das so schöne Insellabyrinth verschwunden, und eine dicke weisse Nebelmauer umgab unser Schiff. Kapitän Thomsen liess mit halber Kraft weiterfahren, und fortwährend erschollen die Rufe der am Bug die Sonde auswerfenden Matrosen — Tag und Nacht. Dazu bliess das Nebelhorn alle zwei bis drei Minuten, eine scheussliche Serenade, die uns allen den Schlaf raubte. So lange es Tag war, befand sich einer der Officiere hoch oben im Mastkorbe auf

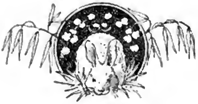
Look-out, denn häufig ragen die Mastspitzen über die dicke niedrige Nebelschichte, welche das Meer bedeckt, hervor, und während unten auf zehn Schritte nichts, absolut nichts sichtbar ist, herrscht oben heller Sonnenschein und klares Wetter.

Schliesslich war auch oben nichts mehr zu sehen, und es blieb nichts anderes übrig, als Anker zu werfen und auf klares Wetter zu warten, wollten wir nicht an einem der vielen Felsen scheitern. So blieben wir an einer Stelle mehrere Stunden, an einer zweiten ebenso lange, an einer dritten sogar einen ganzen Tag und eine Nacht lang liegen, immer die stinkenden, lärmenden, unruhigen Coolies als unmittelbare Schlafkameraden, allerdings durch die dünne Kabinenwandung von ihnen getrennt. Dass wir dem Lande sehr nahe waren zeigten uns die Vögel und zahlreichen grossen Wespen, die unserem Schiffe ihren Besuch abstatteten. Am frühen Morgen, so erzählte der Kapitän, hatten wir Schwärme von Millionen Häringen durchfahren, aber merkwürdiger Weise sah ich im Wasser nicht das winzigste Fischchen, obschon ich aus langer Weile stundenlang hinabblickte. Fleischstücke und Brotkrumen, die ich hineinwarf, blieben ungefressen, während doch sonst in diesen Gewässern viele Haifische die Schiffe zu umschwärmen pflegen, und auch Walfische vorkommen.

Besondere Gefahr von einem Zusammenstoss mit anderen Schiffen war in diesem so verkehrslosen Meere nicht vorhanden; dennoch wurde von fünf zu fünf Minuten die hellklingende Schiffsglocke geläutet, wie wir erfahren sollten, nicht gerade zwecklos. Während ich nach dem Frühstück träumend und eine Cigarrette rauchend in den dicken Nebel hineinblickte, der uns umgab, kam es mir plötzlich vor, als hörte ich aus der Ferne Musik. Ich dachte, die Japaner bliesen im Zwischendeck irgend eine lustige Weise, aber die fernen schwachen Klänge kamen näher und wurden deutlicher; endlich konnte ich durch die tiefe Stille, die uns umgab, klar das Zusammenspiel einer grossen Militärkapelle erkennen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich schliesslich hier, auf dem entlegenen, einsamen gelben Meere, verloren und verlassen mitten in dichtem Nebel steckend, die fröhlichen Klänge des — Gigerl-Marsches vernahm, so vortrefflich geblasen und getrommelt, wie nur irgendwo in Europa! War es eine Sinnestäuschung? Wachte ich, träumte ich? Irgend eine Aeolsharfe oder eine Naturerscheinung, wie etwa die singenden Memnonkolosse von Luxor? Wie war es denn möglich, vom Meere aus durch den Nebel solche Töne, und noch dazu gerade diese Melodien zu hören! Endlich war die Musik so nahe, als trennte sie kaum eine Schiffslänge von uns. Da mengte sich der schrille, warnende Ton unserer Schiffsglocke in die Harmonien; gleich darauf dröhnte uns ganz nahe eine tiefe Dampfpfeife durch den Nebel, und wir vernahmen das Pusten einer Dampfmaschine. Nun war das Räthsel erklärt! Ein japanischer Transportdampfer mit Militär und einer Regiments-Kapelle an Bord fuhr an uns vorüber, dem gleichen Ziele zu. Während wir vorsichtigerweise hier vor Anker lagen, fuhr das japanische Schiff — dass der Himmel sich erbarme! tollkühn durch den zum Sägen dicken Nebel, jeden Augenblick in Gefahr, an irgend einem Felsen zu zerschellen! Unsere japanischen Coolies erriethen wohl, dass auf

dem vollständig unsichtbaren Schiffe ihre Landsleute waren, denn sie brachen in lautes Freudengeschrei aus. Vielhundertstimmig, wie ein Echo erscholl es ebenso aus dem Nebel zurück. Dann war alles wieder vorbei, alles still. Der Kapitän athmete auf. Wir waren einer grossen Gefahr, ja einer Katastrophe nur durch reinen Zufall entgangen. Wäre der Kurs des Transportschiffes nur um einen Punkt weiter nach Osten gestellt worden, es hätte sich unfehlbar in den Rumpf unseres Schiffes eingebohrt, und wir, vielleicht auch sie wären rettungslos verloren gewesen.

Ein paar Stunden später fegte eine heftige Brise den Nebel hinweg, es wurde klar und vor uns, einige Seemeilen entfernt, lag nicht nur der Transportdampfer, sondern wir sahen auch vier Schiffe der japanischen Kriegsflotte dicht bei einander verankert daliegen! Auch sie hatte der Nebel endlich gezwungen, in ihrem Laufe einzuhalten. Die Kriegsschiffe waren von Chemulpo ausgesandt worden, um die Truppentransporte aufzusuchen und ihnen sicheres Geleite nach dem Hafen zu geben. An ihnen vorbeifahrend, waren wir ihnen bald voraus, und am Morgen des nächsten Tages hatten wir Chemulpo glücklich erreicht!



V.

Chemulpo.

Als im Monat Juni die ersten japanischen Invasionstruppen in Korea landeten, wurde der Name des Haupthafens, Chemulpo, von Zeitungslesern und Zeitungsredacteuren auf den Landkarten gewiss emsig gesucht, und man kann wohl beifügen, zumeist vergeblich. Auf den wenigsten Karten ist er zu finden, denn Chemulpo (sprich Tschemulpoh), dieser wichtigste Hafen des altehrwürdigen Landes der Morgenstille, besteht erst seit — einem Jahrzehnt. In wenigen Ländern herrscht in Bezug auf die Städtenamen grössere Verwirrung als in Korea, und selbst der Name Korea trägt zu dieser Verwirrung bei. Die Ursache derselben ist der Jahrhunderte alte Hader zwischen China und Japan, die ewig von einem zum anderen Lande wechselnde Oberhoheit und damit die wechselnde, bald japanische, bald chinesische Bezeichnung der Städte- und Flussnamen. Bei uns wird das Land der Morgenstille allgemein „Korea" genannt. Aber „Korea" ist in Korea selbst seit fünfhundert Jahren nicht mehr gebräuchlich. Als die augenblicklich herrschende Dynastie damals auf den Thron gelangte, wechselte auch der Name des Landes, von Korea in Chosön (sprich Tschosönn). Korea, oder richtiger Ko-rio, heisst im Chinesischen und Koreanischen „hohe Eleganz" oder „erhabene Anmuth". Cho-sön aber heisst „Morgen-Stille", und ist der einzige in Korea gebräuchliche Name, so sehr, dass der König von Korea in den achtziger Jahren einen Brief des Mikado von Japan an diesen uneröffnet zurückschickte, weil er an den „König von Korea" und nicht an den „König von Tschosön" adressirt war.

Diese Sprachverwirrung in dem Babel Ostasiens wird noch dadurch erhöht, dass beispielsweise Flüsse in verschiedenen Theilen ihres Laufes verschiedene Namen führen. Sie sind indessen für europäische Leser nicht so wichtig, wie die Städtenamen, vor allem die Namen der den Europäern geöffneten Häfen, wie Chemulpo. Bis zur Erschliessung derselben vor zwölf Jahren war der Hafen der Hauptstadt Söul am gelben Meere Jinsen, das von den Chinesen Jn-chiön, von den Japanern aber Ninsen oder Niigawa genannt wird. Selbst in den Fahrplänen der japanischen

Dampferlinien, für welche Chemulpo einer der wichtigsten Häfen ist, wird dieser Name vollständig ignorirt, auch keiner der genannten japanischen Namen gewählt, sondern der koreanische Name Jinsen. Das Beste aber an der Sache ist, dass die japanischen Dampfer in Jinsen gar nicht landen, sondern in Chemulpo, denn Jinsen und Chemulpo sind zwei ganz verschiedene, drei Meilen von einander entfernte Städte! Auf meiner koreanischen Reise fuhr der Dampfer, dessen Passagier ich war, an Jinsen vorbei und ging drei Meilen weiter, auf der Rhede von Chemulpo vor Anker, ein paar hundert Meter vom Lande entfernt.



Japanische Strasse in Chemulpo.

Wie war ich überrascht, als ich dieses Chemulpo vor mir liegen sah! Ich hatte ein asiatisches Städtebild erwartet, mit Pagoden und Tempeln und kurios geschwungenen Dächern, wie etwa Ningpo oder Futschau. Statt dessen zeigte sich mir eine ganz moderne europäische Stadt! Vor zehn Jahren standen an dieser Stelle nur ein paar elende Lehmhütten der Koreaner, und innerhalb dieses so kurzen Zeitraumes entwickelte sich Chemulpo zu dem, was es heute ist, ein wahres Yankee-Wachsthum. Man könnte an Chicago denken! Von der Küste aus ziehen sich die Häuser in Terrassen die malerisch geformten Anhöhen empor, unterbrochen

von Gärten mit schattigen Bäumen. Auf dem Hügel zur äussersten Linken liegt die stattliche Villa des englischen Konsuls, hinter welcher ein paar koreanische Festungswerke ihre Bastionen und Mauern zeigen. Zur äussersten Rechten ein anderer Hügel mit einem reizenden japanischen Theehause und Garten; zwischen beiden die ganz europäisch gebauten, mehrere Stockwerke hohen Häuser der Stadt. Hinter ihnen erhebt sich eine dritte Anhöhe, gekrönt von einem ansehnlichen Gebäude mit festem viereckigen Thurme und umgeben von einem hübschen, gut gehaltenen Garten. Eine breite Steintreppe führt aus der Stadt dort hinauf. Ich vermuthete, dass dies wohl die Wohnung des koreanischen Stadt- oder Provinzgouverneurs sei; als ich aber den Kapitän meines Schiffes darüber befragte, lächelte er und meinte: „Hier haben die Koreaner nichts zu befehlen, und es giebt auch keine koreanischen Behörden. Das schöne Haus, das Sie dort oben sehen, gehört Herrn Meyer."

Ein Meyer in Korea! Wo diese Meyer doch überall in der Welt zu finden sind! Kaum ist das bisher mit sieben Siegeln verschlossene Land den Europäern geöffnet worden, so ist als einer der Ersten auch schon ein Meyer da! Meyer und Compagnie sind übrigens das bedeutendste Geschäftshaus in Korea, hoch angesehen und beliebt, und einer der Chefs derselben, Herr H. C. E. Meyer in Hamburg, ist der einzige Konsularvertreter, welchen Korea in Europa besitzt. Das Land der Morgenstille unterhält in Europa keinerlei diplomatische Vertretungen, selbst in England nicht, und wie sich ganz Korea an Meyer & Co. in Chemulpo wenden muss, um Waaren oder Auskünfte von Europa zu erhalten, so muss sich ganz Europa an Konsul Meyer in Hamburg wenden, wenn es Auskünfte über Korea erhalten will — eine Doppelstellung seltener, vielleicht einziger Art!

Kaum war der Anker unseres Schiffes gefallen, so kamen auch schon die koreanischen Sampans, nach Art der japanischen gebaut, um die Passagiere ans Land zu rudern. Von Docks und Hafendämmen ist natürlich vor der Hand in dem jungen Hafen keine Spur vorhanden, ja es ist zur Ebbezeit sogar schwierig, in den Ruderbooten ans Land zu kommen. Die Ufer werden dann auf hunderte Meter hinaus brach gelegt, und die kleinen Inseln zwischen Chemulpo und der gegenüberliegenden, grossen bewaldeten Rozé-Insel kann man trocknen Fusses erreichen. Das Spiel der Fluthen ist hier sehr bedeutend, zuweilen bis zu zehn Meter.

Gleichzeitig mit unserem Dampfer war ein japanischer Truppentransport angekommen, und der ganze Hafen wimmelte von japanischen Soldaten. Die Mehrzahl der koreanischen Sampans führte am Steuer die japanische Flagge; sie flatterte auf vielen Gebäuden der Stadt und auf den Zelten eines grossen Lagers, das sich rings um das Theehaus zur Rechten hinzog. Bei meiner Landung schritt ich den langen Reihen japanischer Bataillone entlang, und in der Hauptstrasse waren die Häuser voll japanischer Soldaten. Das Hotel Daibutsu, in welchem ich leidliche Unterkunft fand, gehörte trotz seiner europäischen Einrichtung einem Japaner. Die ganze Stadt, so weit ich sie bisher gesehen, war japanisch. Diese kleinen Tausendsassas haben sich in ihrem Nachbarlande anscheinend fest eingenistet, und so leicht dürften sie ihre Beute diesmal nicht wieder fahren lassen.

Indessen nur der mittelste Theil von Chemulpo wird von den Japanern eingenommen; rechts davon liegt das europäische Quartier, an welches sich das koreanische, ein elendes Dorf, anschliesst; links davon, die Anhöhe gegen das englische Konsulat emporziehend, liegt das chinesische Quartier mit einem eigenen Konsulat, mit Kaufläden und Opiumspelunken; die Söhne des Himmels haben aber auch ihre eigene Handelskammer, ebenso wie die Japaner; ferner ein Postamt, mit dem Zollamt vereinigt. Die chinesischen Zollbehörden verwalten, wie schon früher bemerkt, auch die koreanischen Zölle; die Einnahmen senden sie nach Söul, den Jahresbericht nach Peking. Umgekehrt wäre den Chinesen wohl lieber.

Die bedeutendste Kolonie ist doch die japanische, wie denn auch der grösste Theil des koreanischen Handels in japanischen Händen liegt. Die Japaner, die sich hier niedergelassen haben, sind ganz andere Menschen, wie bei sich zu Hause oder selbst in Fusan. Dort arbeiten sie in ihrer altjapanischen Weise, sind Fischer und Bootsleute und Lastenträger. Verglichen mit ihnen sind die Japaner von Chemulpo moderne „Gentlemen“ und lassen Fischen, Rudern und Lastentragen in den Händen der Koreaner. Diese sind die Coolies und dienen den Japanern. Die drei Rassen des gelben Meeres treffen wohl nirgends schärfer auf einander als hier in Chemulpo, und gerade das macht den Ort interessant. Rennpferde kann man nicht in ihren Ställen, sondern nur gemeinsam auf der Rennbahn beurtheilen. Chemulpo ist eine solche Rennbahn, mit den Europäern als Beobachter. Die Japaner sind den Chinesen und Koreanern um eine ganz beträchtliche Zahl von Nasenlängen vorausgeeilt: ihnen zunächst kommen die Chinesen, und wie Lastpferde schleppen sich die Koreaner hinterher. Sie spielen gar nicht mit, wenigstens vor der Hand nicht. Wie sich die Dinge gestalten werden, wenn einmal der grössere Verkehr und die Erschliessung des Landes modernes Leben in die Ruinen ihrer alten Kultur bringen, ist eine andere Frage, denn die Koreaner haben gewiss das Zeug in sich, und schon beginnt es sich unter der Asche zu regen. Ich würde mich sehr irren, wenn der Handelsverkehr und die Erzeugnisse des Landes sich in dem nächsten Jahrzehnt nicht verdoppeln würden.

Obschon der mittlere Theil Chemulpos der japanische Stadttheil ist, würde man es ihm doch kaum ansehen, denn von den Hotels und Kaufhäusern bis zu dem Postamte und dem Konsulatsgebäude ist Vieles in europäischem Styl gebaut, und die Bewohner tragen vielfach schon die europäische Kleidung. Fusan ist eine Jahrhunderte alte japanische Kolonie und zeigt deshalb ganz den altjapanischen Charakter, wie irgend eine malerische Inlandstadt des Mikadoreiches. Chemulpo aber ist erst ein Jahrzehnt nach der grossen Revolution in Japan angelegt und gebaut worden, und statt in ihrer alten heimischen Weise thaten die Japaner das schon ganz nach europäischem Muster — ein Beweis ihrer Elasticität. Der japanische Stadttheil ist sogar viel hübscher, als der daran stossende europäische, der auch wieder unter eigener Verwaltung steht. Obschon die ganze Stadt kaum zehntausend Einwohner hat, besitzt sie doch vier eigene Municipien, vier verschiedene Polizeicorps, vier verschiedene Gerichte — gewiss ein Unicum auf Erden. Aber merk-

würdiger noch als die ganze Stadt ist der europäische Stadttheil, wenn man die wenigen Häuser als solche bezeichnen kann. Eine Strasse trennt sie von dem augenblicklich durch Militärposten abgeschlossenen japanischen Stadttheil, eine andere Strasse von dem elenden, schmierigen Koreanerdorf. Eingeschachtelt zwischen den drei ostasiatischen Völkern, hausen hier Briten, Deutsche, Amerikaner, Russen, Franzosen, Dänen, Italiener, Oesterreicher und Portugiesen friedlich bei einander, im Ganzen — zweiunddreissig! Dieses europäische Häuflein, so verschieden in Kultur, Sprache, Neigungen und Sitten, hat seine eigene Stadtverwaltung, ja sogar einen Club, wo die „Leipziger Illustrirte Zeitung" neben „Graphic" und „Monde illustré" aufliegt, wo ein gewandter kleiner Japaner alle möglichen Getränke braut und des Abends Franzosen mit Deutschen, Russen mit Engländern Karten oder Billard spielen. Die Einen sind selbstständige Kaufleute, andere stehen im chinesischen Zoll- oder im koreanischen Hafendienst; manche sind Schiffskapitäne, Architekten oder Missionäre. Die Letzteren wohnen nicht im europäischen Stadttheil, sondern weit draussen, sogar ausserhalb des koreanischen Dorfes — Katholiken und Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und wie die amerikanischen Bekenntnisse alle heissen mögen. Sie haben dort hübsche, bequem eingerichtete Gebäude und leben besser als die Kaufherren. Nur die katholischen Missionäre, durchweg Franzosen, wohnen bescheiden, arbeiten aber desto mehr, haben auch zehnmal so grosse Erfolge aufzuweisen und sind zehnmal beliebter als alle anderen Missionäre zusammen genommen. Das zeigte sich deutlich bei zwei Todesfällen, die in den letzten Jahren unter ihnen vorkamen. Um den todten amerikanischen Baptisten- oder Methodisten-Missionär kümmerte sich Niemand, nicht einmal, wie mir einer seiner Glaubensgenossen erzählte, die europäische Kolonie. Als der katholische Missionär starb, folgten Tausende von Koreanern seinem Leichenzuge und die Trauer war allgemein. So unangenehm diese Thatsache warmherzigen Protestanten erscheinen mag, der Wahrheit muss die Ehre gegeben werden. Sie wurde mir auch von allen Europäern, mit denen ich in Korea verkehrte, bestätigt.

Selbst mit verbundenen Augen würde man es sofort herausfühlen, wenn man auf einem Spaziergange das europäische Quartier verlässt und das koreanische betritt. Die Europäer halten ihre Strassen in musterhafter Ordnung und Sauberkeit, aber am Ende ihrer „Concession" hört die Sauberkeit plötzlich auf, und grundloser Staub oder Schmutz, je nach dem Wetter, tritt an ihre Stelle. Planlos stehen die elenden, strohbedeckten Lehmhütten umher, und zwischen ihnen winden sich die lehmigen, ungepflasterten Wege nach rechts und links und rings herum, hinauf, hinunter, wie es eben kommt. Unmittelbar an das europäische Viertel stösst der „Bazar" der Koreaner, stets von kauflustigen oder hungrigen Menschen gefüllt, die sich hier an geröstetem Hundefleisch, rohen Fischen, gekochtem Reis und ungeschälten, rohen Gurken, Kürbissen und rothem Pfeffer delektiren. In ihre ursprünglich weissen, aber mit Schmutz und Koth bedeckten, zerrissenen Gewänder gehüllt, mit oder ohne Hut, je nachdem sie verheirathet oder ledig sind, flaniren sie hier, die Pfeife im Munde, umher, zwischen den schmutzstarrenden Garküchen

und den billigen Bazarbuden, lungern auf Strohmatten in ihren nach vorn offenen Häusern, schlafen, spielen, nur eines thun sie nicht: arbeiten, möglicher Weise deshalb, weil es in dem todten Lande nichts zu arbeiten giebt. Im Hafen selbst, wo die Gelegenheiten zur Arbeit sich häufiger darbieten, sind sie viel fleissiger und unverdrossen, dabei ausdauernd wie die Chinesen und kräftig wie die Mandschuren. Auch mit dem Schmutz, der sich im Bazar in so abstossender, ekelerregender Weise zeigt, hat es sein eigenes Bewandtniss. Nur Männer besorgen dort die Geschäfte, und es wäre unter der Würde des Koreaners, irgend wie zu waschen, zu scheuern oder zu kehren. Als wir aus dem Bazar in das eigentliche Dorf gelangten, änderte sich das Bild mit einem Schlage. Ueberall auf den Wegen, wie in den Häusern und den sie umgebenden oder von ihnen eingeschlossenen Höfen herrschte grosse Sauberkeit, aus dem einfachen Grunde, weil hier Frauen wohnten. Den Frauen allein obliegt in Korea das Hauswesen, und sie kommen ihren Pflichten mit rührendem Fleiss und bewundernswerther Ausdauer nach. Grau in Grau ist die Farbe des ganzen mehrere Tausend Einwohner zählenden Dorfes, und von der Anhöhe bei dem hübschen japanischen Theehause gesehen, nimmt es sich aus wie eine Menge frisch aufgeworfener Erdhügel. Die Häuser oder vielmehr Hütten enthalten gewöhnlich nur einen, dazu auch noch kleinen, quadratförmigen Raum; über die halb aus Steinen, halb aus Stroh und Lehm hergestellten Mauern wird ein roher Baumstamm gelegt, den man anscheinend mit Absicht möglichst krumm und unregelmässig wählt; quer darüber kommt eine Anzahl roher Aeste und auf dieses seltsame Dachgerippe wird in dicken Lagen Stroh befestigt, das natürlich die Unregelmässigkeiten der Baumstämme durch Buckel, Sättel und Beulen wiedergiebt. Regelmässige Dächer sind Seltenheiten. Aehnlich sind auch die Zäune hergestellt, welche die Hofräume umgeben — rohe, krumme Aeste über Gabeln gelegt und mit lang herabfallenden Strohbündeln bedeckt. Die japanischen Häuser sind hell und rein, luftig, möglichst offen, so dass man von einem Ende zum anderen sehen kann; die koreanischen sind verschlossen, dunkel, dumpfig und feucht. Bei den japanischen Häusern giebt es verschiedene Räume und ein Dach bedeckt sie alle. Die koreanischen haben nur einen Raum. Ist ein zweiter nöthig, so wird ein zweites Haus an das erste angebaut — jedes Gemach ist sozusagen ein Haus für sich. Von Kloaken, Wasserleitung, Gasbeleuchtung oder dergleichen ist selbstverständlich keine Rede. Das einzige Haus dieses ungemein ärmlichen Ortes, das einigermassen den Bedürfnissen eines noch dazu sehr bescheidenen Europäers entsprechen könnte, ist der Yamen des Präfekten, dessen eigentliche Residenz jedoch in Jinsen liegt, und der nur zuweilen hier weilt, niemals aber, wenn man ihn braucht. Ich traf den grossen Herrn an dem gewaltigen, im chinesischen Styl gehaltenen Aussenthor seines Yamens — ein alter Knabe mit ungeheuren, runden Augengläsern, einen silbernen Knopf auf seinem grossen, schwarzen Hute, einen Fächer in der Rechten. Er trug ein orangegelbes seidenes Unterkleid mit hochrothen Aermeln und darüber ein bis zu den Füssen reichendes schwarzes Oberkleid ohne Aermel. Ein hübscher, mädchenhafter Page in weissen

Kleidern schritt neben seiner Sänfte her, die von vier Trägern, ebenfalls in Weiss, aber mit grünen Bändern und Bordüren getragen wurde. Zwei Sekretäre in violetten langen Talaren begleiteten den Mandarin, und der seltsamen Procession schritten ein halbes Dutzend Soldaten voran, die ganze koreanische Garnison von Chemulpo! Und dabei war der Feind im Lande! Die Japaner hatten den Ort besetzt und sogar schon die Hauptstadt in Besitz genommen! Indessen sie betrugen sich besser als die koreanischen Soldaten. Sie bezahlten alle Bedürfnisse in Baar, benahmen sich anständig, betranken sich nicht und hielten vortreffliche Disciplin. Ich traf das ganze Officiercorps der Japaner bei einer Festlichkeit im Hause des japanischen Konsuls, der Mehrzahl nach gebildete, anstandsvolle Leute, irgend einer europäischen Sprache kundig und von ausgesuchter Höflichkeit.

Die unter den Handelsleuten Chemulpos gangbarste Münze ist der japanische Yen, im chinesischen Stadttheil auch der chinesische Tael und Shoe. Die Koreaner, welche bekanntlich keine Silbermünzen, sondern nur solche aus Bronze und Eisen haben, nehmen das japanische Silber nur ungerne, und lassen sich lieber japanisches Kupfer geben. Der Hafenkapitän ist ein Deutscher; ebenso sind die Kapitäne der gesammten Dampferflotte Korea's Europäer. Diese Flotte besteht im Ganzen aus vier kleinen Küstendampfern, welche die kleineren Häfen besuchen und die dort lagernden Landesprodukte, hauptsächlich Reis, Bohnen und Fische, nach Chemulpo bringen. Die Rundreise nimmt je nach Wetter und Nebel drei bis vierzehn Tage in Anspruch. Die Kapitäne, denen ich eine Menge wertvoller Mittheilungen über Land und Leute verdanke, erhalten ihren Sold mit koreanischer Pünktlichkeit ausbezahlt. Während meines Besuches war er seit fünf Monaten ausständig, doch helfen sich die Herren, wenn sie Geld benöthigen, indem sie einfach die Frachtengelder bis zur Höhe ihrer Gehälter zurückbehalten und nur die Ueberschüsse abliefern.

VI.

Auf dem Hauptfluss von Korea.

Die Entfernung von Chemulpo, dem Haupthafen Korea's nach Söul, der Hauptstadt, ist nicht bedeutend — dreissig englische Meilen in gerader Linie, das ist alles. Indessen sie wollen gemacht sein. Mit Gepäck und Waffen nach Söul zu marschiren, stand bei dem furchtbar heissen Wetter in den ersten Tagen des Juli ausser Frage, aber es wäre mir doch noch lieber gewesen, als auf den winzigen koreanischen Ponies zu reiten. Sie zotteln mit schlappen Ohren träge umher wie Packesel, und sind durch Stockhiebe, Sporen und dergl. nicht aus ihrer Trübsal aufzurütteln. Ausdauernd und kräftig sind sie ohne Zweifel, aber zu einer schnellern Gangart als den Zottelschritt kann man sie nicht bringen. Deshalb giebt es in Korea auch keine Cavallerie. Wie könnten die baumlangen Koreaner auf diesen Eselchen eine Reiterattaque ausführen? — Ich dachte an die bequemen japanischen Jinrikishaws, diese kleinen zweirädrigen Wägelchen, gezogen von kräftigen, dickwadigen Japanern, mit denen ich in Japan und China fast täglich stundenlang herumgefahren war. Aber diese Wägelchen, kurzweg Rikshaws genannt, sind in Korea noch ebenso unbekannt, wie Eisenbahnen und Tramways. Und selbst wenn ein unternehmender Japaner (und welcher Japaner wäre heute nicht unternehmend?), eine Rikshaw-Gesellschaft in Korea gründen wollte, sie würde vor lauter gebrochenen Achsen und zertrümmerten Rädern zu keiner Dividende kommen. Man macht sich kaum eine Vorstellung von den Wegen und Strassen des „Landes der Morgenstille". Schlimmer habe ich sie auch in Mexiko nicht gefunden, und das will alles sagen. Nicht einmal zwischen Söul, der grossen Landeshauptstadt und Chemulpo, ihrem Seehafen, dem grössten des Landes, giebt es eine Fahrstrasse, und über die Arme des breiten reissenden Hanflusses giebt es keine Brücken. Nur kleinere Flüsse, die man durchwaten könnte, haben solche; wo man aber Brücken braucht, sind sie nicht vorhanden. Dabei herrscht in Korea noch der seltsame Gebrauch, die Brücken in der Jahreszeit der Hochfluten abzutragen, weil sie ja sonst fortgerissen werden könnten. Man legt das Brückenmaterial an einer erhöhten Stelle des Ufers hübsch zusammen,

und wartet, bis das Hochwasser abgelaufen ist. Kann man den Fluss wieder durchwaten, werden die Brücken wieder aufgebaut; eine nachahmenswerthe Einrichtung, denn sie erspart den Provinz-Mandarinen viel Geld. Die Diplomaten und koreanischen Würdenträger, welche zwischen Söul und Chemulpo hin- und herreisen, lassen sich gewöhnlich in Tragstühlen von vier bis sechs handfesten Koreanern tragen. Dann müssen sie aber sehr früh morgens von der einen Stadt aufbrechen, um die andere zu erreichen. Kämen sie vor die Mauern Söul's nach Sonnenuntergang, so müssten sie dort die Nacht unter freiem Himmel zubringen, denn die Stadtthore werden vor Sonnenaufgang für Niemanden geöffnet, wer immer es sei.



Lastträger.

Der Ritt ist unter diesen Verhältnissen selbst auf den katzenartigen Ponies noch angenehmer und schneller, und ich erkundigte mich nach solchen, aber die japanischen Truppen, die kurz vor meiner Ankunft in Chemulpo gelandet waren und in raschem Marsche auch schon die Hauptstadt erreicht hatten, bedurften aller vorhandenen Pferde. Endlich gelang es dem Besitzer meines Hotels, ein Pferd für mich aufzutreiben. Aber es kostete sehr viel, meinte er.

„Ja, wie viel denn?“

„Zwanzigtausend Cash!"

Zwanzigtausend Cash! Ich war bei der Nennung dieser ungeheuren Zahl ganz erschrocken. Dann begann ich zu rechnen, und fand, dass mir hier im fernen Osten gerade etwas Aehnliches passirte, wie meinem Freunde Mark Twain, dem amerikanischen Humoristen, in Madeira, wo er und seine Reisegesellschaft ebenfalls für ein Déjeûner, ich glaube hundertfünfzigtausend Reis bezahlen musste. Nur war ich ihm bedeutend „über", denn während tausend Reis etwa einen amerikanischen Dollar ausmachen, bedarf es dazu in Korea nahezu das Sechsfache! Sechstausend „Cash" auf einen Dollar! Ich wog die grossen, runden, schweren Münzen in der Hand, — die einzigen, welche die Koreaner kennen. Unsere europäischen Damen können sich beglückwünschen, dass sie Gold und Silber für ihre Einkäufe zur Verfügung haben. Wie gross müsste ihr Beutel sein, wollten sie hundert Mark oder Kronen zu sich stecken!

Zwanzigtausend Cash! Das machen also etwa dreieinhalb Dollars, und für dieses Geld wollte auch der Treiber mitlaufen. Ohne Treiber giebt es in Korea kein Pferd. Es muss am Zügel geführt oder von hinten bearbeitet werden, wenn es gehen soll. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, bemerkte mein Hotelier, würde ein Pferd nach Söul nur fünf bis sechstausend Cash kosten, aber die Japaner? und dabei hob er die Schultern und blinzelte. Nun die Summe war ja nicht gross, obschon das Pferd hier im wahren Sinne des Wortes mit Geld „aufgewogen" wurde. Ich bat ihn, mir das Pferd vorzuführen. Als ich es aber sah, beschloss ich doch, lieber zu Wasser nach Söul zu fahren, obschon der Weg viel länger war. Es sah aus, wie ein kranker Floh, und als Sattel diente ein hölzerner Lattenkasten, einem Hühnerkäfig nicht unähnlich.

Einige Meilen nördlich von Chemulpo mündet der Hanfluss in das Gelbe Meer. Nahe seinen Ufern, etwa siebzig engl. Meilen stromaufwärts liegt Söul, und da der Strom wasserreich und schiffbar ist, mussten doch Dampfer auf ihm verkehren. Vor etwa dreissig Jahren drangen ja sogar französische Kriegsschiffe bis zur Hauptstadt vor. Ich erkundigte mich also nach der Abfahrt des nächsten Dampfers. „Ja," antwortete man mir, es giebt Dampfer auf dem Han-Fluss, aber sehen sie sich dieselben zuerst an. Wir haben sogar zwei Dampferlinien, eine chinesische und eine japanische. Die Chinesen fahren noch mit ziemlicher Regelmässigkeit ab, indessen der Fluss steht sehr niedrig, und es kann sein, dass Sie ein paar Tage auf einer Sandbank sitzen müssen.

Und die japanischen Schiffe?

„Sind überhaupt nicht mehr für Passagiere. Die japanische Regierung hat sie für ihre Truppentransporte in ihren Dienst gestellt."

Ich spazierte zum Hafen hinab, wo gerade ein Dutzend Kriegsschiffe, allen möglichen Nationen angehörig, vor Anker lagen. Näher dem Hafen lagen wohl einige fünfzig Sampans, Fähren und dergl. im Ebbe-Schlamm, aber kein Passagierdampfer. Ich frug einen mir bekannten japanischen Officier, der eben Hafenwache hatte. „Dort liegt ja der Chinese," antwortete er mir in deutscher Sprache, „sehen

Sie nicht die gelbe Flagge mit dem blauen Drachen? Aber nähern Sie sich nicht zu sehr, das Ding kann jeden Augenblick platzen."

Richtig. Das war also ein Dampfer? Was mein flohartiges Ponie unter den Pferden, das war dieser graue Kasten unter den Dampfern. Er sah aus, wie ein unbrauchbar gewordenes Schilderhaus, das man fortgeworfen, auch nicht viel grösser. Vorne und hinten ragten die Schnäbel eines tief im Schlamme steckenden Bootes hervor und oben auf dem Kasten sass ein Ofenrohr und eine Flaggenstange mit der stolzen, kaiserlich chinesischen Flagge.

Im ersten Augenblick dachte ich an das Pferd, im zweiten beschloss ich, zu meinem Kollegen, dem japanischen Konsul in Chemulpo zu gehen, vielleicht gestattete er mir doch die Fahrt auf einem seiner Transportdampfer.

Ich musste lange antichambriren, denn die Herren Japaner, so lange von den europäischen Mächten bevormundet, fühlen sich nun als Herren des Landes. Indessen in gnädigster Weise gestattete er mir mitzureisen. Der Dampfer würde schon in einer Stunde abfahren, er würde mir den nöthigen Erlaubnissschein durch seinen Sekretär nach dem Hotel senden. Um ja nicht zu spät zu kommen, eilte ich so rasch wie möglich nach dem Hafen, um an Bord des Dampfers zu gelangen. Auf dem Wege dahin traf mich ein deutscher, in Chemulpo ansässiger Kaufmann. „Ach, Sie haben die Bewilligung, mit dem Japaner nach Söul zu fahren? Dann werden Sie wohl erlauben, dass ich Ihnen eine Kiste Mineralwasser für den englischen Generalkonsul in Söul mitgebe. Der Arme hat keines mehr, und ist auf Weindiät gesetzt. Wenn Sie ankommen, übergeben Sie die Kiste einfach einem Cooly, der sie hinträgt."

„Gerne, aber der Dampfer fährt in einer halben Stunde. Sie müssen sich beeilen."

„So schnell geht das in Korea nicht. Wenn er Mittags fahren soll, wird es wohl ein Uhr werden."

Dann hätte ich ja noch Zeit, zu essen, dachte ich mir. Allein, wenn der Dampfer doch wirklich fahren sollte? So warf ich mich denn in einen Sampan und liess mich zum japanischen Dampfer rudern. Dieser war um kein Haar besser, als sein chinesischer Nachbar — ein elender Kasten mit einem kaum meterhohen Vorderdeck, auf welchem bereits ein Dutzend japanischer Soldaten und Beamten auf Matten ausgestreckt lagen und schliefen. Mir wurde die Kabine angewiesen, so gross wie das Fass des Diogenes, der kleinste Raum, in den ich jemals gesteckt war. Etwas über einen Meter hoch, ebenso breit, ebenso lang, mit hinreichend Platz für zwei Stühle. Sass ich, so stiess mein Kopf an die Decke, mein Rücken war an der einen, meine Füsse an der anderen Wand, dabei eine Backofenhitze, denn die Kabine stiess an den Maschinenraum.

Ich hatte gehört, die Dampfer legten die Strecke nach Söul gewöhnlich in 7 bis 8 Stunden zurück. Fuhren wir um Mittag ab, dann käme ich noch vor Thorschluss, und brauchte nicht vor den Stadtmauern die Nacht zuzubringen. Das war ja sehr angenehm. Aber es wurde 1 Uhr, und der Dampfer lag noch immer vor

Anker. Ich schwitzte in meinem Backofen weiter. Heraus durfte ich nicht, denn die Sonne, diese Sonne des chinesischen Sommers brannte furchtbar herunter. Hunger stellte sich ein. Ich klatschte in die Hände. Ein japanischer Aufwärter eilte herbei und kauderwälschte in japanischer Sprache mir unverständliches Zeug. So viel hatte ich in Japan gelernt, um etwas bestellen zu können, Reis, Bohnen, Fische, Bier, irgend etwas. Er brachte natürlich das gewöhnliche Menu der Japaner, gekochten Reis und Thee. Nun, in 7 Stunden war ich ja in Söul!

Während ich meinen Reis verzehrte — es war zwei Uhr geworden, trat ein gestiefelter und gespornter japanischer Lieutenant in meine Kajüte, und machte sich's bequem, zog seinen Waffenrock und seine Stiefel aus, hing Revolver und Säbel an einen Nagel, nahm Stuhl Nr. 2 und setzte sich neben mich. Also mein Reisegefährte. Wenn nur nicht ein dritter kommt. Die 7 Stunden werden wir zwei uns schon vertragen. Es war drei Uhr, aber noch immer brieten wir in der Sonnengluth. Wenn ich nur Auskunft hätte erhalten können! Kein Mensch sprach irgend etwas anderes als japanisch. Man kann also nicht einmal mit einem Dutzend Sprachen durch die Welt kommen. Jetzt war's mir mit dem Warten auch einerlei. Nach Söul kamen wir heute Nacht doch nicht mehr, und es war gerade so angenehm, bis zum Morgen in der Kabine zu warten, wie vor den Stadtmauern im Freien. Endlich kam vom Hafen ein Sampan gefahren, der die japanische Flagge, den rothen Ball im weissen Felde führte. Ein Officier mit einem Depeschen-Etui sprang an Bord, und — da hatte ich die Bescheerung! Wir waren drei Mann hoch in dem Bratloch, Kabine genannt! Auch mein Mineralwasserkasten kam herangepoltert. Glücklicherweise begann der Dampfer nun seine Fahrt, und der Luftzug machte den Aufenthalt in der Kabine etwas erträglicher. Die Rozé-Insel, nach dem Kommandanten der französischen Expedition im Jahre 1866, Admiral Rozé so genannt, verschwand allmählich unseren Blicken und wir befanden uns in dem inselbedeckten, noch namenlosen Golf zwischen Chemulpo und der grossen, wichtigen Insel Kangwah. Die Wellen spritzten alle Augenblicke über Deck, und wir mussten nicht nur die Thüre, sondern auch die winzigen Luken schliessen, wollten wir nicht auch nass werden. Glücklicherweise war schon nach einer Stunde die Süd-Mündung des Hanflusses erreicht, des grössten Flusses von Korea, der nahe der Ostküste des Landes, nur dreissig englische Meilen vom Stillen Ocean entspringend, seine schmutzigen Fluthen hier dem Gelben Meere zuführt. Die Insel Kangwah wird von seinen beiden Mündungen umschlossen, ein herrliches Stück Land! Ueberall Dörfer, umgeben von grünen Obstgärten und winzig kleinen, wohlgepflegten Reisfeldern; die sanften Anhöhen dahinter sind theils mit grünen Matten, theils mit dunklem Fichten- und Föhrenwald bedeckt, und den Hintergrund bilden malerische, kahle Felsen mit phantastisch geformten Gipfeln und steil emporstrebenden Nadeln, ähnlich jenen in der Umgebung von Hongkong im südlichen China. Die weite, gelbe Wasserfläche war mit zahlreichen Sampans und Segelbooten vorsündfluthlicher Art bedeckt, mit kurzen Masten und Segeln aus Strohmatten. Jede der Uferhöhen krönte ein gemauertes Fort mit Schiessscharten und mächtigen, schweren

Thoren, allein zwischen den Parapeten wucherte Unkraut und keine dieser halb in Ruinen daliegenden Befestigungen hatte auch nur eine Kanone, einen einzigen Soldaten. Und doch war der Feind im Lande! Die Koreaner hatten nicht den geringsten Versuch gemacht, den Japanern Widerstand zu leisten, und wie im Parademarsch waren die Regimenter des Mikado in Söul eingezogen! Die Forts waren nicht gegen sie, sondern gegen die Europäer erbaut worden. Als im Jahre 1860 eine Handvoll Engländer und Franzosen in Tientsin landeten und Peking einnahmen, da zitterte auch der damalige Regent, der Tai-won-kun, und in aller Hast wurden diese Befestigungen am Hanflusse angelegt, und mit elenden, kleinen Kanonen, Wallbüchsen und Feuersteingewehren armirt. Niemand kümmerte sich indessen damals um Korea. China war gedemüthigt und mit ihm auch sein Vasallenstaat. Korea kam erst 6 Jahre später an die Reihe, gelegentlich der Expedition des Admiral Rozé, bei welcher sich nicht nur die französische Marine, sondern auch die französische Diplomatie unsterblich lächerlich gemacht hat. Eben fuhren wir an dem Schauplatz der französischen Niederlage vorbei. Ein vielleicht 300 Meter hoher, ungemein malerisch geformter Berg mit zwei Kuppen, zwischen denen sich eine üppiggrüne, mit Baumgruppen bedeckte Thalmulde gegen den Fluss senkt. Auf etwa halber Höhe gewahrte ich ein grosses, weisses Gebäude, das halb wie ein Kloster, halb wie eine Bergfeste aussah. Im Umkreis von etwa einer halben Meile war dieses Gebäude mit einer weissen, hohen Mauer umschlossen, die sich den beiden Bergrücken entlang bis zum Flusse herabzog. Als ich mir dieses malerische Plätzchen durch den Feldstecher ansah, stiess mich der Kapitän des Dampfers mit dem Ellbogen und meinte „Falansi, fst, fst, fst“, indem er dabei mit der Rechten die Bewegung des Auspeitschens machte. Hier war es also, dass die Koreaner den Franzosen eine so schmähliche Niederlage bereiteten, eine interessante Episode, die erzählt zu werden verdient, denn sie war die Ursache, dass Korea noch um anderthalb Jahrzehnte länger den Europäern verschlossen blieb, und dass Tausende von koreanischen Christen von dem übermüthig gewordenen Regenten des Landes in grausamster Weise hingerichtet wurden.

Die Ursache der französischen Expedition geht aus der Note hervor, welche der damalige französische Gesandte in Peking, M. de Bellonet am 13. Juli 1856 an den Präsidenten des Tsung-li-Yamen, den Prinzen Kung richtete. An pyrotechnischen Ausdrücken und bombastischen Drohungen dürfte diese Note in der Diplomatie wohl ohne Gleichen dastehen! Sie lautete:

> „Monsieur! Mit Bedauern setze ich Eure Kaiserliche Hoheit von einem schrecklichen Verbrechen in Kenntniss, das in dem kleinen Königreich Korea begangen wurde . . . . . Im Monat März wurden die beiden französischen Bischöfe von Korea, zusammen mit neun französischen Missionären, zwei koreanischen Priestern und einer grossen Menge koreanischer Katholiken beiderlei Geschlechts und jeden Alters auf Befehl des Souveräns von Korea in der grausamsten Weise massakrirt.

Die Regierung Seiner Majestät (des Kaisers Napoleon III.) kann ein so blutiges Verbrechen nicht ungestraft hingehen lassen. Derselbe Tag, an welchem der koreanische König Hand an meine unglücklichen Landsleute legte, war der letzte seiner Regierung; er selbst hat ihr Ende proklamirt, das ich meinerseits, heute feierlich erkläre. In einigen Tagen wird unsere Armee die Eroberung von Korea unternehmen, und der Kaiser, mein erhabener Souverän, hat von nun an allein das Recht und die Macht (!), nach seinem Gutdünken über Korea und seinen vacanten Thron zu verfügen (!).

Die chinesische Regierung hat mir wiederholt erklärt, dass sie keine Autorität über Korea besitzt, und unter diesem Vorwand verweigert, den Vertrag von Tientsin auch auf Korea auszudehnen. Wir haben von diesen Erklärungen Notiz genommen, und wir erklären hiermit, dass wir keinerlei Autorität China's betreffs Korea anerkennen.

H. de Bellonet."

In späteren, an die gleiche Adresse gerichteten Rodomontaden, kommt u. A. auch die Stelle vor: „Krieg ist für uns ein Vergnügen, welches die Franzosen leidenschaftlich lieben" (!). Ohne auf Weisungen von Paris zu warten, gab der Gesandte dem von Admiral Rozé kommandirten Geschwader von sieben Schiffen mit 600 Mann Befehl, den Krieg in Korea zu beginnen. Mitte October 1866 segelte die Flotte den Hanfluss aufwärts, nahm einige Forts, zerstörte die Hauptstadt der Insel Kangwah, und der Admiral sandte ein Schreiben nach Söul, in welchem er die Auslieferung der drei ersten Minister des Landes verlangte.

Mittlerweile befestigten aber die Koreaner ihre übrigen Forts. Auch nach dem in Rede stehenden Kloster sandten sie 800 Mann der berüchtigten Tigerjäger aus den Nordprovinzen, ausgezeichnete Schützen und tapfere Soldaten, obschon sie nur mit Pfeilen und Feuersteinflinten bewaffnet waren.

Kaum hatte der Admiral dies erfahren, als er auch den Befehl gab, das Kloster zu stürmen. Am Morgen des 27. Oktober landete eine Truppe von 160 Franzosen in der Nähe des Klosters und marschirte direct auf dasselbe los, in der Meinung, es ebenso leicht nehmen zu können, wie die früheren Forts. Sie brachten statt Geschützen ihr Déjeûner mit, das auf ein paar Maulthiere gepackt wurde. Einzelne wollten vor der Erstürmung déjeûniren, doch die Majorität war dafür, erst das Kloster zu nehmen, und das Déjeûner dann in demselben in Ruhe zu verzehren. Sie rückten bis auf etwa zweihundert Meter vor, ohne dass sie einen einzigen Koreaner sahen. Alles war grabesstill. Plötzlich blitzte und krachte es längs der ganzen Klostermauer, und achtzig Franzosen lagen hingestreckt auf dem Boden, die ganze Truppe war zersplittert, jeder suchte das Weite. Die Maulthiere aber mit dem französischen Déjeûner auf ihren Rücken, trabten lustig, wie auf Verabredung, auf das Kloster zu, um in demselben zu verschwinden! An eine Fortsetzung des Angriffs und das Déjeuner in den Hallen Buddhas war nicht mehr

zu denken. Mit Mühe sammelten die Officiere den Rest ihrer Truppe, die so rasch als möglich, die Verwundeten schleppend, auf die Schiffe zurückkehrte. Aber das Unglaublichste ist noch nicht gesagt: Admiral Rozé liess die Anker heben und kehrte, die Expedition abbrechend, Korea den Rücken! Das war das schmähliche Ende der französischen Invasion! Die Folge dieses Triumphes der Koreaner war eine noch blutigere Massacre von Christen, bei welcher Tausende den Schlächtern zum Opfer fielen!

Kurz nachdem das historische Kloster, dieses wenig rühmliche Denkmal französischer Politik in Ostasien, meinen Blicken entschwunden war, gewahrte ich gerade vor unserem Dampfer einen starken, quer in den Strom vorspringenden Felsen, über und über mit hohen Mauern und festen Thürmen bedeckt, die Scene der Schlacht zwischen den Amerikanern und Koreanern am 12. Juni 1871, bei welcher Gelegenheit die tapferen Amerikaner diese stärkste Festung Korea's stürmten und die Besatzung bis auf den letzten Mann niedermachten. Der Felsen erhebt sich wie eine koreanische Loreley steil und hoch aus den gelben Fluthen, die hier eingeengt, brausend und in wüthendem Wellenschlag ihren Weg thalabwärts suchen. Unser kleines Schiffchen wurde in beängstigender Weise umhergeschleudert; die Wellen spritzten über Deck und ich bereitete mich zum Aeussersten vor. Grosse Felsen liegen mitten im Flussbett, und auf einem derselben wurde auch das amerikanische Kriegsschiff, der „Monocacy" im Jahre 1871 von den einherstürmenden Fluthen aufgeschleudert. Wenn das einem so schweren Schiffe passirte, so kann man sich die Tanzbewegungen meiner Dampfnussschale wohl vorstellen. Aehnlich gefährliche Strudel hatte ich wohl schon passirt auf dem St. Laurenzstrom vor Montreal, auf dem Ohio bei Louisville, auf dem Magdalenenstrom in Columbien, aber in grösseren Schiffen. Eine halbe Drehung des Steuerrades zu viel oder zu wenig und wir waren verloren. Aber mit geübter Hand lenkte der Kapitän selbst sein Schiffchen; rechts und links sahen wir die Felsen so nahe, dass wir sie mit der ausgestreckten Hand zu erreichen glaubten. Die aufschäumenden Fluthen waren höher als wir selbst, aber — das Aergste war glücklicherweise vorüber, wir hatten die Strudel und Stromschnellen, Scylla und Charybdis, hinter uns!

VII.

Von Kangwah nach Söul.

Welchen Namen die Strudel und Stromschnellen des Hanflusses besitzen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ich möchte sie „Monocacy point“ nennen. Kein Name wäre geeigneter, als der des grossen nordamerikanischen Kriegsschiffes, welches mit der Militär-Expedition des Jahres 1871 den Hanfluss aufwärts drang, um auf die in Rede stehenden Felsen zu gerathen.

Oberhalb von „Monocacy point“ also gelangten wir in breiteres, ruhigeres Wasser, um aber hier, wer sollte es glauben? auf eine Sandbank doch noch aufzufahren. Der Mensch kann seinem Schicksal nicht entgehen. Alle Versuche, loszukommen, waren vergeblich, wir mussten auf die nächste Fluth warten! Vom rechten Ufer des Stromes beobachteten Hunderte müssiger Koreaner unsere Manoevres, und einige Sampans stiessen ab, um zu uns herüberzurudern. Die Sache schien die Insassen dieser Boote zu interessiren. Von einem Weiterkommen war für die nächsten Stunden keine Rede; glücklicherweise kann man sich mit einem Japaner oder Koreaner wenigstens in Bezug auf die Tageszeit leicht verständigen, denn sie haben dieselben Uhren, wie wir, mit römischen Ziffern. Ich zog meine Uhr, und sie dem Kapitän weisend, frug ich ihn durch das ungesprochene Volapük, die Zeichensprache, um welche Stunde wir weiterführen? Er deutete auf acht. Ich hatte also drei Stunden vor mir. Abermals durch Zeichen frug ich ihn, ob ich an Land fahren dürfe? Er nickte mit dem Kopf, und verhandelte sofort mit den Insassen eines der Sampans bezüglich meiner Ueberfahrt. Ich hing meinen Kodak für etwaige photographische Aufnahmen um die Schulter, sprang in das Boot, und fort ging's hinüber nach der Insel Kangwah, und deren Hauptstadt. Wenigstens sah ich die vielen Häuser, die sich gruppenweise längs der Ufer hinzogen, als zur Stadt Kangwah gehörig, an. Hohe crenelirte Mauern umfassten das ganze Gebiet auf mehrere Meilen nordwärts, und über diese Mauern hinwegblickend, gewahrte ich auf den Höhen landeinwärts andere Theile dieser Mauer, die wie jene von Peking oder Nanking nicht nur den Häuserkomplex, sondern viele Hek-

taren von Feldern und Gemüsegärten zu umfassen schien. Der südlichste Punkt der Mauer war die Felsenfeste von Monocacy point; von dort zog sie dicht an dem Flussufer entlang, an vielen Stellen geborsten oder gar lückenhaft, überall mit Gestrüpp und Bäumen umwuchert. Nirgends sah ich eine Kanone oder einen Soldaten, und das war Kangwah, die stärkste Festung und das grösste feste Militärlager von Korea, in dessen Schutz sich der König und seine Regierung in Zeiten der Gefahr zu begeben pflegen! Nicht einmal die Felsenfestung oberhalb der Stromschnellen zeigte die geringste Armirung.

Meine Leute ruderten mich nach einem grossen Complex von Gebäuden, die sich auf einer Terrasse über dem Flusse erhoben; auch hier war das Wasser zurückgetreten, die Sampans lagen im Uferschlamm, und wir fuhren deshalb in eine Art Kanal ein, welchen die Festungsmauer mittelst eines Thorbogens übersetzt. Auf diesem erhob sich ein Wachthaus mit einem nach chinesischer Art geschwungenem Dach überdeckt. An einer Steintreppe wurde Halt gemacht, und diese emporkletternd, sah ich, dass die vermeintliche Stadt nur eine Gruppe von etwa hundert kleinen Lehmhäusern war, hinter welcher sich gut gepflegte Felder auf Meilen in das Innere der Insel zogen, bis zu einem weiten Kranz von Anhöhen. Dort, längs eines sanften Abhangs gewahrte ich eine anscheinend grössere, ummauerte Stadt. Diese erst war Kangwah, was so viel bedeutet, als die „Blume des Flusses". Ich wand mich durch die neugierig gaffende Menge von Koreanern und betrat einen recht guten breiten Feldweg, der direkt auf die Stadt zuführte, gefolgt von einem Rudel scheuer Jungen in der gewöhnlichen weissen Tracht, mit in der Mitte gescheiteltem und zu einem langen Zopf geflochtenem Haar. Die Weiber, die hier und dort auf den Höfen und in den Feldern arbeiteten, trugen vielfach rothe Röckchen und blaue Jacken, während ich sie in der Umgegend von Fusan und Chemulpo zumeist nur in Weiss gesehen hatte. Das ganze Land, so weit es sich mir von hier aus zeigte, stand unter Kultur. Reis, Gerste, Sorghum (Moor-Hirse) Mais, Tabak, Rüben, aber alles nur in kleinen, sorgfältig umhegten Feldern. Dazwischen Gruppen von Nuss- und andern, mir unbekannten Obstbäumen — ein so liebliches, friedliches Bild, wie ich es in diesem in so üblem Rufe stehenden Lande gewiss nicht erwartet hätte.

Aber am meisten fesselte mich doch die Stadt selbst, der ich mich rasch näherte. Schon im dreizehnten Jahrhundert musste sie grosse Bedeutung besessen haben, denn als die Mongolenhorden unter Tschingis Khan, dem grossen Eroberer, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch Korea überschwemmten, flüchtete sich der König dieses Landes hierher. Damals waren die Koreaner anscheinend tapferer, als sie heute sind, denn sie erhoben sich gegen die Eindringlinge und ermordeten sie alle. Sechseinhalbhundert Jahre nachher, im Jahre 1867 kam ein Häuflein Franzosen hierher, zog wie im Parademarsch nach Kangwah, erkletterte die fünf Meter hohen Mauern, und verbrannte die ganze Stadt, die etwa 15000 Einwohner zählte! Sie wurde seither wieder aufgebaut, und mag jetzt wohl gegen 20000 Einwohner haben. Indessen, diese waren es nicht, die mich

nach Kangwah zogen; ich vermuthete, dass sich in einer so uralten Stadt doch noch alte Paläste, Burgen, interessante Monumente befinden müssten. Wie sehr wurde ich darin enttäuscht! Koreanische Städte sind, dass sah ich wieder hier, nichts anderes als ungeheure Dörfer, nur mit Mauern umgeben, und diese sind das hervorragendste Bauwerk. Dieselben elenden Lehmhütten, mit Stroh, ausnahmsweise auch mit Rundziegeln eingedeckt; dieselben elenden engen Gässchen; dieselben ärmlichen Kaufbuden, ohne irgend welchen Gegenstand von Interesse. Irgendwo in Kangwah oder dessen Umgebung wohnt ein Engländer, der einzige Europäer Korea's ausserhalb der Vertragshäfen und der Hauptstadt, allein ich konnte seine Wohnung nicht finden. Mein Kommen schien die, wie überall, so auch hier herumlungernden, faulenzenden Stadtbewohner nicht aus ihrer Lethargie zu erwecken, sie betrachteten mich wohl mit Neugierde, aber zeigten weder Freundlichkeit noch Feindseligkeit: Indessen es sollte doch anders kommen. In einem grossen ansehnlichen Gebäude, zu dessen schönem chinesischen Thor Stufen emporführten, vermuthete ich den Sommerpalast des Königs, der zuweilen hierher kommt. Als ich die Treppe emporzusteigen begann, blieb der Kinderhaufe, der mir bis dahin gefolgt war, anscheinend erschrocken unten stehen; auch die alten bärtigen Lümmel, die unter ihren ungeheuren Hüten zusammengekauert an den Wänden ihrer Häuser hockten, wurden aufmerksam und traten näher. Hinter dem Thore des Palastes erschienen aber ein paar Soldaten in blauen Kitteln und Beinkleidern, die mir schreiend und gestikulirend, den Eingang verwehrten. Sie waren so pittoreske Erscheinungen, dass ich diesen günstigen Moment nicht vorübergehen lassen wollte, um sie mit meinem Kodak zu fixiren. Ich zog das Instrument hervor, und richtete es auf die Soldatengruppe. Als sie dies bemerkten, ging das Halloh erst recht los; die Koreaner am Fuss der Treppe verkrochen sich oder liefen schreiend davon, die Soldaten aber sprangen schleunigst zurück, und kamen mit ihren Feuersteingewehren wieder hervor. Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Meinen Apparat hatte ich in der Zwischenzeit wieder in das Etui zurückgesteckt. Als die Soldaten dies sahen, wurden sie wieder freundlicher. Plötzlich kam mir in den Sinn, dass sie in dem Photographen-Apparat möglicherweise irgend ein Mordinstrument oder eine Bombe vermuthet hatten; ich zog deshalb eine Photographie, die ich gerade in der Tasche hatte, hervor, und wies dabei auf den Apparat. Nun fingen sie über ihre unbegründete Furcht zu lachen an, und stellten sich ganz freiwillig hin, um von einem Europäer durch Lichtbilder verewigt zu werden. Aber in das Innere des Palastes wollten sie mich durchaus nicht treten lassen. Es war wohl hier, wo die Franzosen eine so reiche Beute an historischen Dokumenten, Büchern und Kunstschätzen machten — allerdings von minderem Werth, als bei ihrem Räuberzug sechs Jahre vorher in dem chinesischen Kaiserpalast bei Peking.

Bei meiner Rückkehr nach dem Hanflusse fand ich unseren Schaukelkasten, den Dampfer, noch immer auf der Sandbank sitzen, und erst später konnten wir die Reise fortsetzen. Aber welche Nacht! Ich schlummerte auf meinem harten Stuhle hockend, in dem kleinen Kabinenloche in Gemeinschaft mit den beiden

Officieren. Von Ausstrecken der Beine, von irgend einer freieren Bewegung konnte keine Rede sein, wollte ich nicht meinen Schlafgenossen Stösse versetzen. Der eine sass auf dem zweiten Stuhle, der zweite mit eingezogenen Beinen zwischen uns auf dem Boden. Welche Qualen! und alles das wegen des Bischens Korea!

Als ich kurz nach Sonnenaufgang wieder erwachte, sassen wir abermals auf einer Sandbank eine Stunde lang fest, einige Meilen weiter stromaufwärts noch ein drittes Mal! Dazu erklärte der Kapitän, dass der Maschine etwas zugestossen sei, wir könnten absolut nicht weiter! Nun sassen wir mitten in dem schmutziggelben Strome, die aufsteigende Fluth trieb eine Menge Frachtboote und Dschunken an uns vorbei, und wir, auf einem Dampfer, dieser von Fluth und Wind unabhängigen Errungenschaft unserer europäischen Civilisation, gerade wir sassen fest! Wie mochten doch die Koreaner lachen!

Während der Nacht war unserem Dampfer ein grosses Frachtboot, beladen mit einer gewaltigen Menge von Telegraphenstangen angehängt worden, welche von einem japanischen Unterofficier nach Söul gebracht werden sollten, wahrscheinlich für eine Feldtelegraphenleitung. Meine Kabinengenossen, die Officiere, beriethen mit dem Kapitän; endlich wurde das Frachtboot an die Seite des Dampfers gerudert, und die Passagiere des letzteren sprangen leichten Fusses hinüber. Ich that das Gleiche, aber was sollte aus meiner verflixten Kiste mit Mineralwasser werden? Die kleinen katzenartigen Japaner, welche das Schiffspersonal bildeten, konnten dieses Ungethüm doch nicht mitten im Flusse auf das schwankende Boot schaffen? Die anderen Passagiere wurden ungeduldig und drängten auf Weiterfahrt. Da nahm ich denn selbst zwei kürzere Stangen, die ich auf dem Boote fand, legte sie querüber nach dem Dampfer und bedeutete den Japanern, sie möchten die Kiste doch diesen Stangen entlang in das Boot gleiten lassen. Erfreut über meinen Einfall, thaten sie, wie ich geheissen und wir konnten nun vom Dampfer abstossen. Aber wie langsam kroch das schwere Frachtboot, nur von zwei Ruderern gelenkt vorwärts! Lustig glitten die leichten Sampans der Koreaner an uns vorbei, aber so sehr die japanischen Officiere ihnen auch zuriefen, uns Ruderer zu überlassen, kein Mensch kümmerte sich um sie. Sind doch die Japaner in Korea verhasst, wie die leibhaftigen Teufel. Und um das Maass unserer Galle noch recht voll zu machen, hörten wir, die wir in der furchtbaren Sonnenhitze ohne Schutz und Schatten brieten, plötzlich aus der Ferne eine Dampfpfeife. Bald darauf pustete der chinesische Dampfer, der erst heute morgen von Chemulpo abgefahren war, fröhlich an uns vorbei, die gelbe Flagge mit dem blauen Drachen auf dem Mast! Er kam eine Stunde vor uns im Hafen von Söul an! Warum hatte ich mich doch den Japanern anvertraut!

Erst um ein Uhr Nachmittag erreichten wir Riung San, den Flusshafen der Hauptstadt, die vier engl. Meilen weiter östlich liegt. Riung San ist eine kleine Stadt, malerisch auf den steilen Ufern des Han-Kiang gelegen, armselig, wie alle anderen Städte, aber doch voll regem Leben, denn der ganze Handel der Hauptstadt mit den westlichen Küstenstädten, mit China, Japan und Europa muss hier

durch. Und doch giebt es zwischen Riung San und Söul nicht einmal einen Fahrweg! Alle Waaren müssen durch Träger oder Packthiere aus dem Inlande hierher befördert werden. Nun trägt ein Ponie durchschnittlich zweihundert Pfund und legt täglich etwa dreissig engl. Meilen zurück. Die Miethe eines Ponie beträgt zwei bis dreitausend Cash — etwa 2 Mark, jede Tonne Waare kostet also per Meile zwischen 80 und 90 Pfennige! Das ist der Grund, warum die Koreaner ihren ungemein fruchtbaren und reichen Boden brach liegen lassen, denn bei solchen Transportpreisen können ihre Hauptproducte, Bohnen, Reis und andere Feldfrüchte unmöglich mit jenen der Nachbarländer wetteifern. Das, was Korea vor Allem anderen am Nöthigsten braucht, nöthiger noch als ehrliche Mandarine, sind — Eisenbahnen!

Selbst in diesem Riung San, einem so wichtigen Hafen, konnten wir nicht einmal mit unserem grossen Ruderboote direct an's Ufer anfahren. Wir mussten in kleine Sampans umsteigen und ich hatte abermals meinen Spass mit der verflixten Mineralwasserkiste! Glücklicherweise fand ich hier eine Anzahl Koreaner mit einem Tragstuhle, den mir der deutsche Konsul in Söul in liebenswürdigster Weise schon gestern hierhergesandt hatte. Die armen Kerle, die Träger, hatten seit Morgengrauen auf mich gewartet. Auf ihren Schultern ging es nun weiter nach Söul. Mineralwasser werde ich aber für Niemanden mehr mitnehmen.

VIII.

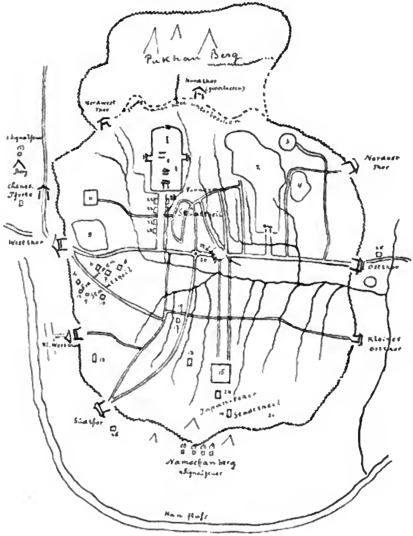
Die Hauptstadt von Korea.

Auf dem sonnigen steinigen Wege von Riung-San ostwärts hatten wir schon einige Dörfer passirt, in deren Nähe die japanischen Invasionstruppen lagerten. Wohin ich blickte, auf den grünen Höhen, in den Hohlwegen, verborgen zwischen den Stämmen malerischer Fichten, standen japanische Wachen mit Gewehr und Bajonett. Bewaffnete Reiter patrouillirten auf der Strasse. Hier und dort erhoben sich in langen Reihen luftige Flugdächer, unter denen die Pferde der japanischen Kavallerie standen; feuchtes Reisstroh und Laub war an der Windseite in grossen Haufen entzündet worden, und der dicke weisse Qualm schützte die armen Thiere vor der furchtbaren Mückenplage. Im Schatten der hohen Fichten standen die weissen Zelte der Japaner, überhöht von den weissen Flaggen mit dem rothen Ball; Trompetensignal und Waffengeklirr überall; die koreanischen Bauern aber besorgten friedlich ihre Reis- und Gurkenfelder und kümmerten sich nicht um ihre alten Erbfeinde, welche das Land besetzt hielten und sogar in die Hauptstadt, die Residenz des Königs, einmarschirt waren.

Wozu auch? Was konnten ihnen die Truppen des Mikado noch Schlimmeres anthun, als ihre eigene Regierung? Hatte diese nicht etwa den letzten Groschen erpresst, den letzten Ueberfluss von Reis und Getreide weggenommen? Konnte es noch grösseres Elend geben, als das, in welchem sie mit Weib und Kind schmachteten?

Die Hauptstadt! Ich war kaum mehr ein Viertelstündchen davon entfernt und doch sah ich noch nichts von ihr. Vor mir erhoben sich starre, steile, wüste Höhen auf über zweitausend Fuss: eine Berggruppe von seltener Wildheit mit zerklüfteten Spitzen und blendend weissen, steilen Abstürzen, in deren Schluchten kümmerlich zwerghafte Fichten, Disteln und Büschel harten, hohen Grases um ihr Dasein kämpften; Regenbäche hatten tiefe Rinnen in die Abhänge gerissen, grosse Trümmer Sandstein losgebrochen und mit ins Thal geführt. Stellenweise waren

Stadtplan von Söul
(nach einem koreanischen Original).



Zahlen-Erklärung:

1 u. 2. Paläste des Königs.
3 u. 4. Prinzenpaläste.
5. Alte Palastanlage.
6. Russische Gesandtschaft.
7. Amerikanische Gesandtschaft.
8. Englisches Generalkonsulat.
9. Französisches Commissariat.
10. Deutsches Konsulat.
11. Königlicher Tempel.
12. Diplomaten-Club.
13. Griechische Gesandtschaft.
14. Japanische Gesandtschaft.
15. Königl. Ahnentempel.
16. Amerikanische Missionäre.
17. Südpalast.
18. Alte Münze.
19. Thorbogen.
20. Stadtglocke.
21. Militärlager.
22. Ministerien.
23. Staatsrath.
24. Katholische Kathedrale.
25. Osttempel.
26. Südtempel.



die Hänge von Ocker brennend roth gefärbt; an anderen Stellen, besonders an den Bergen auf der Südseite zeigte sich auch dunkelgrüner Fichtenwald. Von der Stadt aber nirgends eine Spur. Freilich mehrten sich die elenden Strohdächer, die zerfallenden Hütten längs dem steinigen Pfade, auf welchem Esel, Maulthiere und — Menschen schwere Lasten einherschleppten, fast erdrückt und verborgen unter den Mengen von Heu und Stroh, Reisigbündeln und getrockneten Fischen auf ihren Rücken.

Aber wo lag die Hauptstadt? Doch nicht zwischen den wüsten himmelragenden Felsen, die mir erschienen wie jene Horebs auf der Halbinsel Sinai? Und wieder ihre grotesken Formen anstaunend, gewahrte ich eine hohe krenellirte Mauer, die sich dem nächsten Bergkamme entlang vom Thale aufwärts zog bis auf etwa tausend Fuss Höhe, wo sie sich zwischen den grauen Halden der Bergspitzen verlor — der chinesischen Mauer ähnlich, nach deren Vorbild sie wohl von den Koreanern erbaut worden war. Der elende, unfahrbare Weg, auf dem meine zerlumpten Träger einhertrabten, bildet die einzige Landverbindung zwischen dem Haupthafen und der Hauptstadt des koreanischen Reiches, und nun gewahrte ich auch das mächtige, von einem schön geschwungenen chinesischen Doppeldach überhöhte Steinthor, durch welches er führt. Wenige Minuten später war ich bei einem befreundeten Diplomaten untergebracht.

Söul ist wohl die einzige Hauptstadt und Königsresidenz der Erde, wo es weder Hotel noch Theehaus, noch sonst eine Unterkunft für europäische Reisende giebt, und wo die einzigen Europäer, welchen der Aufenthalt gestattet ist, Diplomaten und Missionäre sind. Bis vor etwa einem Jahrzehnt war Korea selbst diesen verschlossen, ein vollständig unbekanntes, sagenumwobenes Land. Auch seither ist es nur von den wenigsten Reisenden besucht worden.

Eine Stunde nach meiner Ankunft wanderte ich längs der Stadtmauer empor zu dem steilen, bewaldeten Namschan, um von seinem Gipfel den Anblick der grossen Stadt zu geniessen. Nun sah ich erst, dass die Höhen hier einen weiten Kessel umschliessen, wie den Krater eines erloschenen Vulkans, und in diesem Kessel verborgen liegt das Häusermeer von Söul. Nur eine mir bekannte Stadt besitzt eine annähernd ähnliche Lage: Stuttgart. Aber während sich dort die Höhen in sanften Hängen emporziehen, mit Weinbergen und Feldern und Häusern bedeckt, während das Häusermeer selbst von stattlichen Kirchen und Schlössern, von hohen Thürmen und Prachtbauten überragt und von grünen Parks und Gärten unterbrochen wird, ist jenes von Söul nichts mehr als eine einförmige, öde Wüste. Grau in Grau, von dem Erdboden kaum zu unterscheiden, reihen sich die Strohdächer der Zehntausende von niedrigen Hütten dicht aneinander, wie graue Grabhügel eines Leichenhofes, ohne Strassen, ohne auffällige Gebäude, ohne Tempel oder Paläste, ohne Bäume und Gärten — ein unsäglich trauriger und doch seltsamer Anblick, der nur durch die weite Ausdehnung der Stadt und durch die in furchtbarer Wildheit emporstarrenden Höhen etwas wie Grossartigkeit gewinnt. Unwillkürlich musste ich an ein ähnliches Bild denken, das Thal von Goldau in

der Nähe des Zuger Sees. Dort hat es im vergangenen Jahrhundert blühende Städtchen und Dörfer gegeben, in denen eine friedliche, wohlhabende Bevölkerung wohnte, ihre üppigen Felder und Gärten bestellte. Da kam der grosse Bergsturz: hunderttausende Tonnen grauen Felsgesteins glitten von der Spitze des Rossberges herab, begruben die Ortschaften und verwandelten das blühende Thal in ein graues, schreckliches Trümmerfeld.

Aehnlich zeigt sich Söul, nur dass nicht die Elemente dieses Elend hervorgebracht haben, sondern die habsüchtige, geldgierige, gewissenlose Regierung. Ich sah später einmal eine politische Karrikatur, die, von einem Koreaner entworfen, Korea als einen Menschen in absonderlicher Gestalt zeigte. Der Kopf war klein und kahl, die Gesichtszüge waren verzerrt, die Arme und Beine lang und spindeldürr, der Rumpf dagegen war schrecklich aufgedunsen. „Sehen Sie," meinte der Koreaner zu mir, „das ist das Bild unseres armen Landes. Der Kopf hier oben ist der König; Arme und Beine sind das ausgepresste, bedrückte Volk; der vollgemästete Rumpf aber ist der Beamtenstand, gleichbedeutend mit dem Adel des Landes."

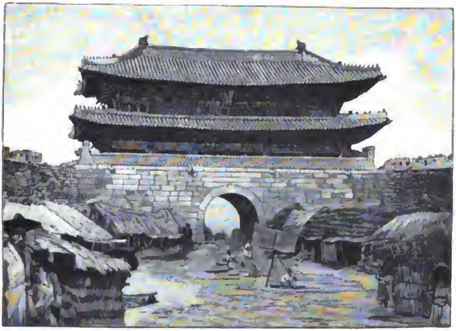
Der Mann hatte gewiss Recht, das sah ich überall auf meinen Fahrten durch das Land, das sah ich auch von meinem hohen Standorte oberhalb der Stadt. Wie ist es nur möglich, in diesen elenden, verfallenden Lehmhütten zu wohnen? Die wenigsten Häuser, von Hunderten vielleicht eines, zeigten Ziegeldächer nach Art der chinesischen Häuser, aber auch sie waren nicht höher als die ebenerdigen Lehmhütten. In ganz Söul giebt es vielleicht zwei oder drei ein Stockwerk hohe Gebäude und Treppen sind demzufolge dort unbekannt. In dem ganzen meilenweiten Gewirr von Strohdächern sah ich auch nicht einen einzigen Schornstein, als gäbe es in diesen Wohnungen keinen häuslichen Herd, kein wärmendes Feuer. Und doch wälzten sich zwischen und unter den Strohdächern dichte, schwarze Rauchwolken. Woher rührten diese?

Würden diese strohgedeckten Hütten doch noch menschlichen Wohnungen ähnlich sehen! Aber ihre Dächer sind wie unregelmässige Strohhaufen, denn ihr First wird aus unbehauenen, krummen Baumstämmen gebildet, über welche dicke Strohlagen gebunden werden; ebenso krumm und verbogen sind häufig die Pfähle, zwischen denen Matten und Lehmanwurf die Hauswände bilden. Jede gerade Linie scheint mit Absicht vermieden zu werden. Von meinem hohen Standpunkte aus konnte ich die Art der Anlage der Häuser leicht erkennen; die meisten derselben bestehen aus zwei Flügeln unter verschiedenen Winkeln mit einander verbunden; manchmal ist der Grundriss in der Form von Serpentinen, denen auch noch gebogene Flügel angesetzt sind. Die kleinen, auf diese Weise gebildeten Höfe werden durch Palissaden oder Lehmmauern eingefasst, denen ebenfalls Strohdächer aufgesetzt sind. Man sollte meinen, ein brennendes Zündhölzchen würde genügen, dieses ganze Strohmeer lichterloh aufflammen zu lassen!

Dazu die Grabesstille, die dort unten herrscht! Kein Laut ertönt, kein Wagengerassel, kein Hundegebell, kein Pferdegetrappel, keine menschliche Stimme,

als wäre die zwischen den Bergen tief eingesattelte Strohstadt gar nicht bewohnt! Zuweilen erschallt dafür von ausserhalb der Mauern der schmetternde Ton der japanischen Trompeten. Was doch die Japaner hier suchen mögen?

Der anerkennenswertheste Bau in ganz Söul sind seine Stadtmauern; wie Peking und Nanking und die anderen Inlandstädte Chinas ist auch Söul mit einer ungeheueren Stadtmauer von etwa zwölf englischen Meilen Länge umgeben, an den acht Hauptrichtungen der Windrose von Thoren unterbrochen. Diese Thore, ganz nach chinesischer Art von hohen Doppeldächern überragt, sind die höchsten Gebäude Söuls. Bei einbrechender Dämmerung werden sie versperrt und früh Morgens wieder geöffnet. Die fusslangen gewaltigen Schlüssel werden die Nacht über im



Ein Thor der Hauptstadt.

königlichen Palaste verwahrt und unter keinen Umständen früher herausgegeben. Wozu diese Strenge? An manchen Stellen ist die Stadtmauer eingestürzt und Niemand denkt daran, den Schaden wieder herzustellen. In Korea wird überhaupt nichts ausgebessert. An diesen klaffenden Breschen befinden sich Strohhäuser mit Militärwachen, die seit Jahren hier unterhalten werden. In wenigen Tagen könnte diese Militärabtheilung den Schaden wieder ausbessern; statt dessen lungern sie seit Jahren hier als Wache, und während sie schlafen, klettern Koreaner und Europäer an ihnen vorbei, in und aus der Stadt.

Als ich mich allmählich an den seltsamen Anblick Söuls gewöhnt hatte, konnte ich mit meinem Fernglase doch einzelne Strassen unterscheiden, vornehmlich die

grosse Hauptverkehrsader, welche die zwei bedeutendsten Thore, das Ost- und Westthor, mit einander verbindet und das Gemäuer der scheinbaren Strohpilze, das heisst der Häuser, in zwei nahezu gleiche Hälften theilt. Von dieser durch hunderte von Marktbuden und Flugdächern eingeengten Strasse führen zwei breite Avenuen gegen Norden und werden dort, etwa eine halbe Meile von der Stadtmauer, durch zwei gewaltige Thore abgeschlossen. Von diesen letzteren ziehen abermals hohe krenellirte Mauern nach rechts und links und umschliessen zwei weite Plätze mit Baumgruppen und Parkanlagen, wahre Oasen in der grauen Einförmigkeit der Stadt. Zwischen dem Grün der Bäume verstreut gewahrte ich eine Anzahl von Gebäuden, die sich, so viel ich aus der Ferne wahrnehmen konnte, durch besseres Aussehen und bedeutendere Grösse von den übrigen Gebäuden der Stadt abhoben.

„Sehen Sie sich diese Gebäude gut an," meinte mein Begleiter zu mir; denn sie sind die Paläste des Königs. Mehr als Sie von hier wahrnehmen können, werden Sie davon doch nicht zu sehen bekommen, denn die Paläste sind ebenso unzugänglich, wie der König selbst, zumal jetzt, wo die Rebellion im Lande wüthet und zwei feindliche Armeen, die chinesische und die japanische, vor den Stadtmauern stehen. Bemerken Sie den schmalen Weg, der hinter dem westlichen Palaste den steilen Felsen aufwärts zieht? Dahinter, in dem unwirthlichen, wüsten Berglabyrinth des Pukhan, hoch oben und nahezu unzugänglich von anderen Seiten her, befindet sich noch ein dritter Palast des Königs, den er in der heissen Sommerszeit zuweilen bezieht. Augenblicklich stehen dort 500 Mann der tapfersten Truppen Koreas, welche die Felsenfeste noch verstärken, denn der König fürchtet sich vor der Gefangennahme und dort oben ist sein letzter Schlupfwinkel."

Diese kleinen, unscheinbaren Gebäude also sind die Paläste der alten Königsdynastie der Li, die seit 500 Jahren über Korea herrscht und die sich mit einem Ceremoniell umgeben hat, das auf der weiten Erde nur noch von den Söhnen des Himmels, den Kaisern von China, in Peking, erreicht wird! Dort in diesen dem gewöhnlichen Sterblichen verschlossenen Mauern ist der Schauplatz der wüsten Scenen, des ausschweifenden Lebens, der Verbrechen, welchen die Umgebung des Königs ungestraft fröhnt, dort ist der Schauplatz der unendlichen Intriguen und der Weiber- und Eunuchenwirthschaft, welche Korea von seiner einstigen Macht herabgezogen hat in Schmutz, Armuth und Elend!

Ich hatte Paläste erwartet, ähnlich jenen in Siam, Birma oder Cambodscha, und nun fand ich geradezu ärmliche Gebäude. Nur eines in jeder Palastenceinte macht eine Ausnahme — ein tempelartiger, hoher Bau mit geschwungenem chinesischen Doppeldach: die grosse Audienzhalle.

Wenn dies nun keine Tempel waren, wo sind dann die Tempel, die Gotteshäuser der koreanischen Hauptstadt? Wo immer mich meine Reisen bisher hingeführt hatten, selbst in den Ländern der sogenannten Heiden, hatte ich in den Ortschaften wenigstens einen den Göttern geweihten Ort gesehen, grösser und schöner als die übrigen Gebäude. Und es gab dort Priester, welche den Gottes-

dienst versahen. Aber in der weiten Strohdachwüste sah ich kein derartiges Gebäude.

Söul hat thatsächlich keine Tempel, denn die Koreaner haben keine Religion in unserem Sinne. Die Verehrung ihrer Ahnen ist Alles, was sich aus früherer Zeit noch erhalten hat, und gerade unter uns, zu Füssen des Namschan, bezeichnete mir mein Begleiter ein weitläufiges Gebäude, die Ahnenhalle des Königs, wohin er sich zuweilen begiebt, um seinen Vorfahren in Opferschalen Reis vorzusetzen. Wohl gab es in früheren Jahrhunderten auch grosse schöne Buddhatempel in Söul, und auf meinen späteren Spaziergängen durch die Stadt wurden mir die steinernen Ueberreste eines solchen gezeigt — die schönsten Stücke Architektonik in dem



Söul: Chinesische Ehrenpforte.

ganzen koreanischen Reiche. Verborgen zwischen den elendsten schmutzigsten Lehmhütten, zu denen ich durch eine mit Dünger gefüllte Gasse waten musste, erhob sich eine siebenstöckige Pagode, aus feinstem weissen Marmor, ein Meisterwerk nordchinesischer Sculptur, wie ich es selbst in China nur selten gefunden. Herrliche Hautereliefs in vorzüglicher Ausführung bis in die kleinsten Details zeigen Scenen aus der Geschichte des Reiches, wie aus dem Leben Buddha's. Einen Steinwurf davon, ebenfalls in dem schmutzigen mit Unrath gefüllten Hinterhofe einer elenden Lehmhütte, fand ich eine etwa 15 Fuss hohe Gedenktafel — ein mit schönen Sculpturen bedeckter Monolith, auf einer steinernen Schildkröte von etwa acht Fuss Länge aufrecht stehend. In anderen Städten würden sie sorgfältig von allem Unrath freigemacht und mit Schutzgittern umgeben werden — hier sind sie

vergessen und dienen zerfallenden Lehmhütten als Stütze. Der Tempel selbst, ebenso wie viele andere, ist bei einer früheren Invasion der Japaner zerstört worden, und eine solche war es auch, welche den koreanischen Städten ihre Religion nahm. Die japanischen Eroberer konnten der befestigten und tapfer vertheidigten Städte nicht Herr werden; da verkleideten sich eine Anzahl als buddhistische Priester und überrumpelten sie. Als endlich Friede geworden war, verbot der koreanische König zur Verhinderung ähnlicher Vorkommnisse den Priestern den Aufenthalt in den Städten.

Und doch besitzt Söul einen grossen herrlichen Tempel, das grösste und neueste und schönstgelegene Gebäude der Stadt. Oestlich von meinem Standpunkt auf dem Namschan, auf dem höchst gelegenen Plateau Söuls, erhebt sich seit dem vergangenen Jahre eine hohe zweithürmige Kathedrale mit dem Kreuz geschmückt: Die Kathedrale des katholischen Bischofs von Söul! Seit einem Jahrhundert hatten sich die katholischen Missionäre bemüht, in Korea festen Fuss zu fassen, denn hier schien das Missionswerk leichter als anderswo. Hier gab es keine heidnischen Götter zu stürzen, um das Kreuz an ihre Stelle zu setzen. Und doch war gerade hier der Widerstand heftiger. Noch vor zehn Jahren fielen zwei französische Missionäre unter dem Beil des Schlächters, und heute, nach Abschluss der Verträge mit den europäischen Mächten giebt es in Korea, wie in der Hauptstadt selbst, viele Tausende von Katholiken mit einem Bischof und einer Kathedrale, an Grösse und Schönheit nicht weit nachstehend jenen von Peking und der chinesischen Millionenstadt am Perlflusse, Canton!

* * *

Gewiss, von allen Städten, welche ich bisher gesehen habe, ist Söul die eigenthümlichste. Wo gäbe es noch eine Grossstadt mit etwa einer Viertelmillion Einwohner, deren Häuser aus fünfzig Tausend strohgedeckten Lehmhütten bestände? Eine Stadt, deren wichtigste Strassen Wasserläufe sind, in welche die Kloaken münden? Eine Stadt ohne irgend welche Industrien, ohne Schornsteine, ohne Glasfenster, ohne Treppen; eine Stadt ohne Theater, ohne Kaffee- oder Theehäuser, ohne Parks und Gärten, ohne Barbierstuben; in den Häusern sind keine Möbel, keine Betten, und die Aborte münden bei vielen Häusern direkt auf die Strasse. Wo gäbe es noch eine Stadt, deren Einwohner durchwegs weissgekleidet sind, Männer sowohl wie Frauen, und wo dabei doch grösserer Schmutz und Unrath herrschen würde? Eine Stadt ohne Religion, ohne Tempel, ohne Strassenbeleuchtung, ohne Wasserleitung, ohne Fuhrwerke, ohne Pflaster? Könnte man sich alle diese Dinge etwa in Frankfurt oder Köln oder Halle fortdenken? Und da sage man noch, es gäbe in der Welt keinen Ort mehr, wohin die europäische Civilisation nicht gedrungen sei.

Von den umliegenden Höhen fliesst das Wasser nach dem Thalkessel, in welchem Söul liegt, und die zahlreichen Wasserläufe sind bei heftigen Regengüssen, wie sie besonders im Hochsommer häufig vorkommen, mit schmutzigen Fluthen gefüllt. Die Wasserläufe sind die Hauptstrassen Söuls, und zu beiden Seiten er-

heben sich die kleinen, acht bis zehn Fuss hohen Häuschen. In anderen Städten legt man die Strassen an, und dann die Kloaken. Hier fanden sich die letzteren in den Wasserläufen vor, und ihnen entlang wurden die Strassen angelegt. Da sie aber nicht genügten, mussten andere Strassen angelegt werden, die sich in einem schwer entwirrbaren Labyrinth nach allen Richtungen hinziehen, auf die Höhen empor, zu den Wildbächen hinab, oder zu irgend einer Mauer, die sie absperrt. Sie sind die schmutzigsten, denn dort giebt es kein Wasser, das den Unrath fortschwemmen würde, und er bleibt deshalb vor den Häusern liegen. Hinter den Häusern ist ja kein Platz vorhanden; in manchen Bezirken stehen sie drei bis vier Reihen tief dicht aneinander gebaut, in anderen liegen hinter ihnen winzige Gemüsegärtchen, und dort wird jeder Fussbreit verwendet. Oeffentlicher Grund ist nur der Strassenboden, und aller Unrath, Schmutz, Mauerschutt wird vor den Hausthüren abgelagert. Die bis zu sechs oder acht Jahren splitternackt umherlaufenden Kinder erleichtern sich gewöhnlich auch auf offener Strasse angesichts der Passanten, und da es in den Wohnungen zu feucht, dunkel, warm und des vielen Ungeziefers wegen zu ungemüthlich ist, werden auch noch auf der Strasse alle möglichen häuslichen Arbeiten besorgt; zur Nachtzeit aber wird vor den Häusern eine Matte auf den Boden gebreitet und dort geschlafen!

Der Ausdruck „Strasse“ ist indessen nur figürlich zu nehmen. Strassen in unserem Sinne giebt es nur zwei: eine, die vom West- zum Ostthore führt und eine zweite, welche sie in der Stadtmitte kreuzt. Dann giebt es noch zwei breite Avenuen, die von der Westost-Strasse zu den beiden Königspalästen führen. Alles Andere sind elende, holperige, schmutzbedeckte, schmale Gässchen mit kleinen Bergen von Schutt- und Felstrümmern, die nicht fortgeräumt werden, mit grünen Schmutztümpeln, denen man nicht ausweichen kann. Gässchen, ähnlich jenen von Tanger oder Fes oder Canton.

Dabei ist Söul doch keineswegs ungesund, und Epidemien kommen nur selten vor. Einestheils deshalb, weil der Winter sehr strenge ist und Schnee, Eis und Kälte während mehrerer Monate keine Epidemie aufkommen lassen, anderntheils, weil die Regengüsse im Sommer den Unrath fortschwemmen. Was davon übrig bleibt, wird von zahllosen Hunden aufgefressen. Sie sind die treuesten und wachsamsten Kanalräumer. Kaum sind irgendwo Küchenreste oder organische Substanzen viel schlimmerer Sorte abgelagert worden, so sind schon die Hunde bei der Hand. Aus Dankbarkeit werden sie dafür ihrerseits von den Koreanern gegessen. „Tête de chien à la vinaigrette“ und „dogs tail soup“ sind koreanische Leckerbissen. Man tödtet sie, indem man ihnen eine Schlinge um den Hals legt und sie dann rasch im Kreise herumwirbelt. Hundefleisch wird bei den Schlächtern täglich zum Kaufe ausgeboten, denn die Regierung gestattet den von ihr bestallten wenigen Schlächtern nur ein Rind täglich zu schlachten, und diese Fleischmenge genügt natürlich nicht für die grosse Bevölkerung. Ueberdies können sich viele den Luxus von Rindfleisch nicht erkaufen; Hundefleisch, ferner Reis, schweres, zähes Brod, Seegras und rohe Fische bilden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel.

Fische werden vor der Beförderung nach der Hauptstadt roh eingesalzen und man kann sich den Geruch dieser Lebensmittel wohl vorstellen; aber auch frischgefangene Fische werden roh verzehrt. Ich habe auf dem Ritt nach Chemulpo selbst gesehen, wie ein Koreaner einen mit der Angel gefangenen Fisch in zwei Theile riss und mit den Gräten roh verzehrte! An Gefrässigkeit sollen die Koreaner, wie mir die katholischen Missionäre erzählten, überhaupt nicht ihresgleichen haben. Die Japaner sagen, dass ihre Nachbarn dreimal so viel ässen als sie, und ich habe dies in der Hafenstadt Chemulpo, wo Chinesen, Japaner und Koreaner in ziemlich gleicher Zahl friedlich nebeneinander wohnen, selbst mehrfach beobachtet. Während die Chinesen und Japaner nur zu bestimmten Zeiten ihre Mahlzeiten einnehmen, essen die Koreaner zu jeder Zeit. Unglaubliche Massen von Reis, gekocht mit einer Handvoll grosser Schoten rothen Pfeffers (einer Lieblingsspeise in Korea) verschwinden im Handumdrehen; dazu vertilgten sie rohe Fische, rohes Fleisch und die in Korea massenhaft gepflanzten Melonen und Gurken ohne jegliche Zubereitung und ohne sie zu schälen. Ein besonderer Leckerbissen bei Festlichkeiten ist ein tang-talk, d. h. ein mit Kopf, Federn, Schwanz und Eingeweiden gebratenes Huhn. Ihr gewöhnliches Getränk ist neben Wasser eine Art Reisschnaps, Sull genannt; ferner der milchige, minder kräftige Macali, aus den nach der Destillation des Sull zurückbleibenden Resten gewonnen; endlich der Soju (Sodschu), d. h. nochmals abgekochter Sull. Auch im Trinken kennen sie keine Mässigkeit.

Bis jetzt ist es mir ein Räthsel geblieben, woher die Koreaner die Mittel für ihren Lebensunterhalt nehmen; mochte ich früh Morgens durch die engen Gässchen wandern, oder Mittags oder Abends, niemals sah ich die Männer arbeiten; sie lungerten, auf ihren Fersen hockend, in und vor ihren Lehmhütten, ihre chinesischen kleinen Pfeifchen im Munde, oder hockten gruppenweise mitten in den Gässchen, um zu spielen, oder sie schliefen, während die kleinen, hässlichen, abgehärmten Frauen die Haushaltung besorgten, kochten und wuschen. Die ganze Arbeit liegt in den Händen der Frauen und wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier die Thatsache, dass die Kultur eines Volkes desto tiefer steht, je weniger es seine Frauen achtet. Die koreanischen Frauen sind nicht viel besser als Lastthiere; die Männer heirathen sie sozusagen, um eine Sklavin zu haben. Die Frauen haben nicht einmal einen Namen; sie werden ignorirt und die Gesetze haben auf sie keine Anwendung. Ihr einziger Freund scheint die Tabakspfeife zu sein. In Korea dürfte von Männern wie Frauen mehr geraucht werden, als in irgend einem anderen Lande. Selten begegnet man einem Manne, der nicht gerade so wie wir unsere Spazierstöcke, seine nahezu eben so lange Tabakspfeife trüge; selten sieht man einen Mann nicht rauchen, ausser er schläft oder isst.

Die Arbeit steht ganz ausser Frage. Wozu arbeiten? Seine Bedürfnisse sind gering. Er baut sein Haus selbst, Einrichtung, Möbel u. dergl. giebt es nicht, und der nothdürftige Hausrath erfordert nur sehr bescheidene Mittel. Seine Frau bestellt seinen Gemüsegarten, und bedarf er einige Pfennige um Tabak oder etwas Fleisch zu kaufen, so verdingt er sich oder seine Frau für einige Tage Feldarbeit. Würde

er mehr erwerben, als eben nöthig um sein Leben zu fristen, so würde es ihm von den Beamten fortgenommen. Diese Beamten sind die hauptsächlichste Ursache des Niederganges von Korea und des grossen Elends, das dort herrscht. Ihre Habgier hat alles Verlangen nach Erwerb und Besitz, alle Arbeitslust, alle Industrien erstickt, und kaum dürfte es eine Stadt geben, in welcher weniger gearbeitet wird als in Söul. Die einzigen Kaufläden, die ich vorfand, enthielten hölzerne Schränke und hölzerne oder papierne Truhen mit Metallbeschlägen; dann Hüte, Kleiderstoffe und Schuhe, Tabakspfeifen und Papier. Kam ich auf meinen Reisen in Indien, China oder Japan in irgend eine Stadt, dann verbreitete sich die Kunde von der Ankunft eines Fremden mit Blitzesschnelle und bald waren vor meiner Zimmerthüre oder meinem Hause eine Anzahl Kuriositätenhändler versammelt, die allerhand Schätze zum Verkaufe ausgebreitet hatten. In Söul musste ich nach ihnen verlangen, und als sie kamen, hatten sie auch nichts anderes als Truhen, Hüte, Tabakspfeifen und Artikel aus Papier. Die wenigen anderen Gegenstände, wie Messer, Fächer, Dolche etc. waren von roher Arbeit, die Schmucksachen aus Messing oder Zinn. Künstler, Handwerker, ansässige Arbeiter scheint es in Söul gar nicht zu geben, denn sie fänden keine Beschäftigung, und für ihre Waaren keinen Absatz.

Ebenso eigenthümlich wie das ganze Volk und sein Thun und Lassen, sind seine Behausungen. Meilenweit wanderte ich durch die engen Gässchen, ohne auf ein Haus zu stossen, das sich irgendwie von den anderen unterschieden hätte, nur dass manche Häuser statt zweier Räume deren drei besassen. Unbehauene grosse Steine bilden die Grundlage für die Aussenmauern, sowie für den etwa einen bis anderthalb Fuss über dem Erdboden erhöhten Fussboden des Schlafgemachs. Darüber werden flache Steine oder Bretter gelegt und die letzteren werden an der unteren Seite mit einer Lehmschichte bedeckt. Die Aussenmauern bestehen entweder ganz aus Bambusstäben, mit Lehm beworfen, oder sie werden bis auf drei oder vier Fuss Höhe aus Steinen aufgebaut, die durch Strohseile in ihrer Lage erhalten werden, die Zwischenräume werden mit Lehm verschmiert. Der obere Theil dieser Wände wird aus Fachwerk und Lehm hergestellt. Rohe Baumstämme an den vier Ecken tragen das ebenso roh gezimmerte, mit einer ein bis zwei Fuss dicken Lage Reisstroh bedeckte Dach. Auf einer Seite ragt dieses etwa sechs bis acht Fuss über die Mauer hervor und darunter befindet sich die an den Seiten offene Küche mit einem aus Lehm gebauten Herd und einer Anzahl grosser Thonkrüge, in welchen Reis, Wasser, Fleisch und Lebensmittel aller Art aufbewahrt werden. Das anstossende Wohnzimmer hat eine nach der Gasse führende Thüre, vielleicht auch ein oder zwei kleine, nahe der Decke gelegene Fensterchen mit hölzernen, papierüberklebten Rahmen, die sich nicht, wie bei unseren Fenstern, nach der Seite, sondern nach oben öffnen lassen. Der Fussboden ist mit dickem, starkem Oelpapier bekleidet und darüber wird gewöhnlich noch eine Matte aus Reisstroh gebreitet. In vielen Häusern stösst an dieses Zimmer nach der Strassenseite ein kleiner Vorbau auf Pfählen für den Abort, der auch auf die Strasse mündet. Häufig befindet sich dicht nebenan die Hausthüre!

Wenn der Fussboden der Wohnräume etwa kniehoch über der Erde angelegt ist, so hat dies seinen Grund nicht allein darin, um ihn gegen Regenwasser und Unrath zu schützen, sondern um das Zimmer heizen zu können. Statt in einen Schornstein, wird der Rauch der Küchenfeuerung in den freien Raum unter dem Fussboden geleitet, durchzieht diesen und dringt durch eine Oeffnung auf der Strassenseite in's Freie. An der unteren Seite jedes einzelnen Hauses von Söul nahe dem Boden nahm ich diese gewöhnlich mit Lehm oder Steinen umkleidete geschwärzte Oeffnung wahr und des Morgens und Abends drang ein derartiger Qualm aus diesen auf die engen Gässchen mündenden Schornsteinen, dass ich oft weder sehen noch athmen konnte. Die Aussenwände der Häuser und die Strohdächer sind an diesen Stellen mit schwarzem Russ bedeckt. Der unter den Fussboden dringende heisse Rauch erhitzt die Steine und die Lehmbekleidung der Fussbodenbretter und bald herrscht in dem Schlafgemache darüber eine wahre Backofenhitze, die sich allerdings rasch wieder legt. Im Winter wird das Feuer während der ganzen Nacht unterhalten und mir erschien es ein Wunder, wie die koreanischen Familien, die, Männer, Frauen und Kinder zusammen, in diesen engen, dumpfen Räumen auf dem Fussboden schlafen, die schreckliche Hitze vertragen können! Im Sommer helfen sie sich dadurch, dass sie während der Zeit der Küchenfeuerung nicht in diesen Backöfen weilen, ja selbst die ganzen Nächte vor den Häusern, auf dem Erdboden schlafend, zubringen. Bei den Häusern, welche ausser dem Schlafzimmer noch ein Wohnzimmer besitzen, wird der Küchenrauch auch unter dieses geleitet, bevor er in's Freie gelangt.

Vergeblich suchte ich in den koreanischen Häusern nach Einrichtungsstücken, Bildern u. dergl. An den Wänden sind im besten Falle einige Blätter Papier mit chinesischen Inschriften aufgehängt, in den Zimmerecken stehen vielleicht Kisten oder roh hergestellte Schränke und die Schlafstelle bilden einige Matten oder Felle. Als Kopfkissen dienen den Koreanern gewöhnlich rohe Holzklötze.

In den kleinen, an die Häuser stossenden Hofräumen sind einige Reisigbündel und Holzscheite aufgehäuft; dort stehen Waschtrog und Wasserbehälter, dort tummeln sich Kinder, Hunde, Hühner umher, dort waltet die Hausfrau, gleichzeitig die Sklavin des Hauses, während ihr Herr und Gebieter, den Hut stets auf dem Kopfe, seine Pfeife raucht oder seine Nachbarn besucht. Nur in einem Stadtviertel, zwischen den beiden Königspalästen gelegen, giebt es bessere Wohnungen mit grösseren Räumen, die Residenzen der in Korea allmächtigen Aristokratie und des Beamtenthums, allein von Aussen sehen diese Häuser auch nicht viel besser aus als die geschilderten, nur dass sie statt der Strohdächer solche aus Ziegeln besitzen. In den an der Strasse gelegenen kleinen Häuschen der aristokratischen Wohnsitze wohnt die Dienerschaft und der ganze Anhang von entfernteren ärmeren Verwandten; hinter diesen Häuschen breiten sich gewöhnlich grössere Hofräume und Gärten aus, und erst in diesen erheben sich die Wohnhäuser der „Herrschaften". Auch sie sind nur ebenerdige Gebäude, denn die einzigen, die sich auf ein Stockwerk erheben, sind das halbe Dutzend „Zunfthäuser" und Seidenlager, welche in der Nähe

des Stadtmittelpunktes, rings um die grosse Glocke liegen. Diese letztere ist eine der wenigen Sehenswürdigkeiten Söuls, im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes. Durch ein Flugdach geschützt und mit einem Gitter umgeben, hängt diese ungeheure Glocke nur wenig über dem Erdboden. Als Klöppel dient ein etwa vier Fuss langer horizontal aufgehängter Baumstamm, der von dem damit betrauten, wohlbesoldeten Beamten bei Sonnen-Auf- und -Untergang mehrmals gegen die Glocke geschlagen wird. Dies ist das Zeichen zum Oeffnen und Sperren der Stadtthore.

Wenn irgendwo, so zeigt sich hier, an diesem Kreuzungspunkte der Hauptstrassen, bewegtes Leben, besonders an den Tagen, wo im Schatten der Glocke den Verbrechern Stockstreiche verabfolgt oder die Schienbeine zerschlagen werden. Grössere Exekutionen, wie z. B. das Köpfen oder Viertheilen von Verbrechern, finden ausserhalb des kleinen Westthores auf einem kleinen von Wohnhäusern umgebenen Platze statt, kein besonders angenehmer Aufenthalt, zumal die geköpften oder zerstückelten Leichen drei Tage lang auf der Erde liegen bleiben.

Dort, in der Nähe des Westthores, aber innerhalb der Stadtmauern befinden sich auch die Gesandtschaften und Konsulate der fremden Mächte, nicht etwa in Palästen untergebracht, wie in Tokio oder Peking, sondern nur in kleinen, ebenerdigen koreanischen Häusern, zu denen man bei Regenwetter nicht gelangen kann, ohne in dem Gewirr der dorthin führenden Gässchen bis an die Knöchel in Schlamm zu versinken. Freilich befindet man sich sofort in einem Stückchen Europas, sobald man die Umfassungsmauern hinter sich hat, denn die grossen Gärten sind gut gepflegt, die Wege gepflastert, die Häuschen so elegant und behaglich als möglich eingerichtet. Indessen wird man auch dort gar häufig an die wilde Umgebung gemahnt, in der man lebt. Eine Woche vor meiner Ankunft in Söul erlegte der deutsche Konsul auf seinem eigenen Lawntennis-Platz, zwanzig Schritte von seinem Hause, eine grosse Wildkatze und der russische Gesandte fand in seinem Taubenschlage zwei meterlange Schlangen; gelegentlich eines Ausfluges in den Bergen des Pukhan, nahe der Stadt, fing er zwei junge Bären, die er lebend durch die Strassen von Söul nach Hause brachte; auf den Rasenplätzen vor den Legationen tummeln sich häufig genug Marder und Wiesel, Reiher und massenhafte freche Elstern, welche in Söul wie in ganz Korea die Stelle der Raben einzunehmen scheinen.

Wenn nur die Zugänge zu den verschiedenen Gebäuden der Europäer reinlicher wären! Allein gegen den koreanischen Schmutz kämpfen selbst die Diplomaten vergeblich an. Wenige Völker sind so geschworene Feinde der Reinlichkeit wie die Koreaner und das Sonderbarste dabei ist, dass sie inmitten des Unflaths, in dem sie leben, weisse Kleider tragen! Ihr Körper ist schmutzig, nie berührt die Scheere ihr Kopf- und Barthaar, ihre Wohnungen sind schmutzstarrend und voll Ungeziefer und doch ist die Farbe ihrer Nationaltracht weiss, weisser als bei den Arabern!

Die Jacken und Leinenhosen, die sie unten an den Knöcheln zusammenbinden, sind weiss, die Sommer und Winter mit Baumwolle wattirten Leinenstrümpfe an ihren Füssen sind weiss, der bis über die Knie fallende, mit weiten Aermeln versehene Talar, den sie bei Ausgängen tragen, ist weiss und die armen Weiber

haben die Hälfte ihrer Zeit mit Waschen, Plätten und Nähen zu verbringen. Das Plätten geschieht freilich nicht mit dem Plätteisen wie bei uns; sie schlagen mit einem Stück harten Holz so lange auf das getrocknete Kleidungsstück, bis es eine gewisse Glätte zeigt; dann werden die einzelnen Theile des schlafrockartigen Ueberkleides mit Stärke zusammengeklebt; nur die wohlhabenderen Koreaner lassen ihre Ueberkleider für die Wäsche zertrennen und dann wieder zusammennähen, die ärmeren kleben sie zusammen und damit sie durch Nässe nicht auseinandergehen, tragen die Koreaner bei Regenwetter lange Mäntel aus Oelpapier und stülpen überdies papierene Schutzdächer auf ihre Hüte.

Das Wort „Schutzdach“ ist absichtlich gewählt, denn man kann sich in Europa kaum eine Vorstellung von der Grösse und dem Umfang koreanischer Hüte machen. Der kleinste in Söul getragene Hut gleicht an Grösse den sogenannten Rembrandhüten, jedoch mit steifen, horizontal vom Kopfe abstehenden Rändern, oder etwa einem Kardinalshute mit hoher Krone. Man sollte glauben, dass diese Hüte zum Schutz gegen Sonne oder Regen getragen würden. Allein dies ist keineswegs der Fall, denn sie sind aus Rosshaar oder ebenso dünnen Bambusfasern wie Siebe hergestellt und durchsichtig. Dabei ist die Oeffnung der Krone nur halb so gross wie der Kopf, und der leiseste Windstoss würde die Hüte fortblasen, würden sie nicht durch schwarze Bänder unter dem Kinn festgebunden werden. Ausserdem schmücken diese Hüte wohl auch lang herabhängende Schnüre mit Glas- oder Bernsteinperlen. Möglicherweise tragen die Männer so durchsichtige Hüte, um ihre Haarfrisur zu zeigen, aus welcher hervorgeht, dass sie verheirathet sind. Erst bei ihrer Vermählung kämmen sie ihre Haare gegen den Scheitel hinauf zusammen, und wickeln sie dort zu einem etwa fingerlangen und zwei Finger dicken Würstchen, das senkrecht aufwärts steht. Damit nun diese künstliche Frisur nicht zusammenfällt, tragen sie eine drei Finger lange Binde aus Rosshaargeflecht rings um den Kopf, wie eine schwarze Krone, und auf diese wird der schwarze Rosshaarhut gestülpt. Aber dieser ist nur der gebräuchlichste unter einer Unzahl anderer Hüte von den seltsamsten und absonderlichsten Formen, für deren Urbilder man die ganze Geschichte der europäischen Trachten durchsuchen müsste.

Ebenso absonderlich wie ihre Wohnungen und ihre Kleider, sind auch Sitten und Gebräuche der Koreaner, dieselben, welche die Chinesen bis zu dem Fall der Ming-Dynastie in Nanking besassen. Während die Chinesen mit der ihr folgenden Tartaren-Dynastie auch die Sitten und Gebräuche der Mandschuren annahmen, ist Korea seither, d. h. während nahezu der letzten fünfhundert Jahre, Dank seiner Abgeschlossenheit, stehen geblieben, und was man heute dort zu sehen bekommt, ist ein kurioses Gemisch von koreanischer und chinesischer Kultur, wie sie im 14. Jahrhundert war! Mit Trompeten und Pauken sind nun die Japaner bei ihnen eingezogen, und in ihrem Gefolge wird wohl auch bald eine andere Kultur ihren Einzug in Korea feiern. Ob die japanische, ist eine andere Frage.

IX.

Der König von Korea und sein Hof.

Der Einmarsch der Japaner in das alte Reich Chosön hat vielfach den Glauben hervorgerufen, dass es nunmehr mit der chinesischen Oberheit zu Ende sei. China hat dieselbe schon seit langen Jahren kaum ausgeübt, ja sogar in officiellen Dokumenten an europäische Mächte abgeleugnet, und jede Verantwortung für dessen auswärtige Politik abgelehnt. Es hat stillschweigend zugegeben, dass Korea selbstständig Verträge mit europäischen Mächten abschloss, dass es Gesandte nach verschiedenen Höfen sandte, und damit hat es nach europäischen Begriffen die Unabhängigkeit Koreas selbst anerkannt.

Und doch ist Korea nur ein Vasallenreich von China, und der Kaiser des himmlischen Reiches hat unter den Fürsten der Pufferstaaten, mit denen dieser sich zu umgeben wusste, keinen getreueren und anhänglicheren Vasallen, als Seine Majestät König Li-Hsi, Grossherr und Fürst von Chosön. Die diesjährigen Nummern des koreanischen Regierungsanzeigers durchblätternd, fand ich im Jänner die Meldung, dass die koreanische Wintergesandtschaft mit dem Tribut für den Kaiser von China nach Peking abgegangen sei, und am 22. April meldet dieselbe Zeitung, die einzige, welche in Korea erscheint, dass diese Wintergesandtschaft mit dem für den König von Korea bestimmten Kalender wieder in Söul eingetroffen sei. Nun spielt dieser Kalender in den Beziehungen Chinas zu seinen Vasallenstaaten die wichtigste Rolle. Die Feststellung des Kalenders gehört in China zu den persönlichen Privilegien des Kaisers. Verschiedene astronomische und mathematische Behörden machen die nöthigen Berathungen und der Sohn des Himmels erlässt den Kalender hierauf mittelst eines mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Ediktes, das gleichzeitig bei Androhung der Todesstrafe jedem Chinesen verbietet, sich eines anderen Kalenders zu bedienen. Die Grosswürdenträger erscheinen persönlich in grosser Gala im Palaste, um ihn in feierlicher Audienz in Empfang zu nehmen. Die Mandarine und Beamten erhalten ihn von den Vicekönigen. Die Entgegennahme des Kalenders ist das Zeichen der Unterthanenschaft oder des Vasallenthums, die Verweigerung gleich

offener Rebellion. Seit Jahrhunderten haben die Könige von Korea den Kalender in Empfang genommen; sie senden dazu eine Gesandtschaft nach Peking, welche gleichzeitig den im Vertrag von 1637 festgesetzten Tribut an China mitnimmt. Dieser letztere ist so bedeutend, dass das arme Korea häufig genug gar nicht in der Lage ist, ihn aufzutreiben, und der Kaiser des Reiches der Mitte ist gnädig genug, ihn ebenso oft zu erlassen. Man macht sich in Europa kaum eine richtige Vorstellung, woraus bei den asiatischen Staaten diese Tribute bestehen, und deshalb sei jener Korea's hier angeführt. Alljährlich hat der König nach Peking folgende Artikel zu senden: 100 Unzen Gold, 1000 Unzen Silber, 10000 Sack Reis, 2000 Stück Seidenstoff, 10000 Stück gewöhnlicher Leinwand und anderer Stoffarten, 20000 grosse Bogen Papier (in Korea bekanntlich von besonderer Güte), 2000 gute Messer, 1000 Büffelhörner, 40 Strohmatten, 200 Pfund Farbhölzer, 10 Sack Pfeffer, 100 Tigerfelle, 100 Hirschfelle, 400 Biberfelle etc. etc. Die Gesandtschaften, welche diese Tribute nach Peking bringen, sind während der ganzen Reise innerhalb der chinesischen Reichsgrenzen kaiserliche Gäste und erhalten überdies in Peking sehr werthvolle Geschenke, aber das beste Geschenk empfangen sie damit, dass sie und ihr Gefolge ihr Reisegepäck zollfrei nach China einführen dürfen. Mit diesem Privilegium wird weitgehender Missbrauch getrieben; ganze Karawanen von Opium, Stoffen, Rohseide und anderen Waaren, viele Tausende von Taels werth, werden so in China eingeschmuggelt, und die königlichen Gesandten kehren gewöhnlich als reiche Leute nach Korea zurück.

Die von China gelegentlich so starr abgeleugnete Vasallenschaft Korea's geht übrigens noch aus anderen Umständen ganz klar hervor. Jeder neue König von Korea erbittet durch eine ausserordentliche Gesandtschaft von dem Kaiser in Peking die Investitur. Der Kaiser verleiht dem neuen König seinen Namen und sendet ihm die königlichen Gewänder, auf denen der chinesische doppelte Drache aufgestickt ist. In der kaiserlichen Rangliste sind die Botschafter des Kaisers von höherem Range als der König selbst, und dieser hat sie ausserhalb der Hauptstadt mit ehrfurchtsvollen kowtows (Begrüssungen, bei denen die Stirne den Erdboden berührt) zu empfangen. Von meinen Fenstern hier in Söul sehe ich die grosse rothe Pforte, welche sich ausserhalb des Westthores über der Strasse nach Peking erhebt; an dieser Pforte erwartet Seine koreanische Majestät die Botschafter des kaiserlichen Suzeräns. Sie ist das Wahrzeichen chinesischer Oberhoheit in Korea.

Und dennoch glauben die Koreaner, dass es in der Welt keinen grösseren Herrn, keine heiligere Person gäbe, als ihren König. Er ist mit so viel Pomp und Ceremoniell umgeben, wie kaum ein anderer Monarch der Erde. Bei keinem Hofe sind die kleinsten Details so genau geregelt, nirgends sind für das Leben und Gebaren des Königs und für seine Beziehungen zu den zwölf Millionen Unterthanen so strenge, in dicken Büchern aufgezeichnete Vorschriften vorhanden, wie in Korea. Selbst der Sohn des Himmels, die Majestät von Peking, übertrifft darin den König in Söul nur wenig. Am ersten Tage meines Aufenthaltes hier bestieg ich den 1200 Fuss hohen Namschan, um dessen Fuss sich das Häusermeer der Hauptstadt

bis zu den fernen kahlen, starren Höhen des Pukhan ausbreitet. Mein Auge suchte zuerst nach den Palästen des Königs; aber unter der Masse der grauen einförmigen niedrigen Strohdächer waren sie nur schwer zu entdecken. Lange weisse Mauern mit hohen chinesischen Thoren umgeben zwei, mehrere Hektaren grosse Landkomplexe mit Baumgruppen und zahlreichen Gebäuden, unter welchen nur zwei sich



Der König von Korea.

etwas über das gewöhnliche Niveau erheben. Dort ist die Residenz des Königs. Bis wenige Wochen vor dem Einmarsch der Japaner wohnte er in dem alten Palaste; da fiel eines Tages eine Schlange vom Dache seines gewöhnlichen Wohnzimmers auf den Fussboden. Sofort wurde das Niei-tso, d. h. das Ministerium der Ceremonien, Riten und Opfer darüber consultirt, und dieses erklärte die Schlange als

eine böse Vorbedeutung. Der König hätte deshalb unverweilt nach dem neuen Palaste zu übersiedeln. Dort hatte der König im Jahre 1884 residirt, als die letzte Besetzung Söuls durch die Japaner und die Erstürmung der japanischen Gesandtschaft durch den wüthenden koreanischen Plebs erfolgte. Kaum war er nun mit seinem ganzen Tross von Eunuchen, Pagen, Tänzerinnen, Haremsweibern und Satelliten dorthin übersiedelt, als ihn die Kunde von dem neuerlichen Einmarsch der Japaner in sein Land erreichte! Ueber Hals und Kopf zog er nun wieder nach dem alten Palast zurück und befahl sogar den Ministerien, mit ihren Beamten und Archiven innerhalb der Palastmauern einzuziehen, um sie gleich bei der Hand zu haben.

Von der Hauptstrasse Söuls, welche die Stadt ihrer ganzen Ausdehnung nach vom West- zum Ostthore durchzieht, führt eine breite Avenue zum Haupteingang dieses Königspalastes. Zu beiden Seiten stehen die nunmehr verlassenen Gebäude der Ministerien, zerfallene, elende, ruinenhafte Steinhäuser, an denen nur die schön geschwungenen Ziegeldächer wohlerhalten sind. Die Thüren stehen offen, die papiernen Fenster sind zerfetzt, der Fussboden lückenhaft, und in den Räumlichkeiten der Minister wie ihrer Beamten ist nicht ein Möbel, nicht eine Truhe oder ein Schriftstück zu entdecken, als wären die Gebäude schon vor Jahrzehnten verlassen worden. Etwa in der Mitte der langen Avenue erheben sich zwei steinerne Standbilder von ungeheueren Tigern, mit ihren Gesichtern gegen den Namschan-Berg gerichtet. Dieser letztere wird von den Koreanern ohne allen Grund als ein schlummernder Vulkan angesehen, und die scheusslichen Tigerfratzen sollen nun die bösen Erdgeister von einem neuen Ausbruch abhalten. Mehrere Stufen führen von hier auf eine mit Mauern umgebene Plattform, an deren Ende sich das gewaltige Hauptthor der Palastumfassung befindet. Bis zu diesem Thore dürfen sich die Grosswürdenträger des Reiches und die ausländischen Gesandten im Tragstuhl tragen lassen. (Wagen hat es in Söul niemals gegeben.) Dort müssen sie den Tragstuhl verlassen und den weiten Weg innerhalb der Palastumfassung zu der Audienzhalle zu Fuss zurücklegen. Nun strotzt der Palastgrund bei regnerischem Wetter von Koth und Schmutz; die Uniformen werden durchnässt, Schuhe und Beinkleider mit Koth bespritzt, aber dennoch haben die Vertreter der ausländischen Grossmächte sich diese Demüthigung ganz unbegreiflicher Weise bisher gefallen lassen, während ihr chinesischer Kollege allein das Recht hat, sich bis an das Thor der Audienzhalle tragen zu lassen. Ob es da nicht angezeigt wäre, der guten koreanischen Majestät ebenso einen Dämpfer aufzusetzen, wie seiner Zeit dem Sohn des Himmels in Peking? Vereinigt es sich mit der Würde eines europäischen Reiches, dass ihre Vertreter hinter denen Chinas zurückgesetzt werden?

Ausser an den festgesetzten Audienztagen für die Mitglieder des diplomatischen Corps und für die höchsten Würdenträger, darf das Thor des Palastes niemals durchschritten werden. Der mittlere der drei Thoreingänge ist stets verschlossen, denn er ist für den König und für die ausserordentlichen Botschafter Chinas bestimmt. Die beiden anderen Thore sind geöffnet, doch halten an jedem eine Anzahl

koreanischer Soldaten Wache. In blaue Leinwandjacken mit rothem Besatz und blaue, kurze Hosen gekleidet, schwarze, breiträndige Hüte à la Rembrandt mit rothen Streifen auf den Köpfen, mit Vorderladergewehren und Bajonetten bewaffnet, sehen diese Palastwachen ganz martialisch aus, jedenfalls besser als die gewöhnlichen chinesischen Truppen. In der Mitte der beiden offenen Einfahrten sind anderthalb Fuss hohe und ebenso breite Marmorblöcke eingelassen, und von den Wänden der Einfahrten zu diesen Blöcken sind dicke Stangen eingestemmt, die gewöhnliche Thorsperre in Korea. Jeder Minister, jeder Würdenträger, welcher in den Palast will, muss sich durch ein Schriftstück der königlichen Behörden ausweisen, sonst wird er nicht zugelassen. Für Frauen hingegen, selbst für Weiber aus dem Volke, gilt dieses Verbot nicht, denn die Frauen zählen im öffentlichen wie im geselligen Leben der Koreaner nicht mit; sie existiren officiell überhaupt nicht, eine quantité négligeable.

Wie streng das Verbot, den Palast zu betreten, gehandhabt wird, geht aus einem königlichen Erlass hervor, den ich in dem Regierungsanzeiger vom 29. Jänner 1894 fand:

„Der frühere Beamte der sechsten Rangklasse, Kanghong, drang gestern mit einer Beschwerdeschrift durch das westliche Nebenthor des Haupteinganges zum Palaste und pochte an das Yuhoa-Thor (vor den Privatgemächern des Königs). Die Thorwache hat die gewöhnliche Aufmerksamkeit ausser Acht gelassen, sonst hätte dies nicht vorkommen können. Der Vicepräsident des Kriegsministeriums erhält daher einen Verweis, der Lagersekretär und der Wachkommandant sind durch Stockstreiche zu bestrafen.“

Auch für Europäer, welche nicht im auswärtigen Dienste beim König zu thun haben, ist der Palast absolut unzugänglich. Es wurden während des letzten Jahrzehntes wohl einige Ausnahmen gemacht, aber die unglückliche Lage, in der sich der König augenblicklich befindet, schloss den Erfolg eines von mir gestellten Gesuches, das Innere des Palastes sehen zu dürfen, aus. Thatsächlich wurde dem diplomatischen Vertreter der Bescheid ertheilt, dass es dem König augenblicklich zu heiss wäre, Audienzen zu ertheilen. Ob der König dies auf das Wetter bezog oder auf die Japaner, die ihm das Leben heiss machen, wurde nicht gesagt. Ich musste mich deshalb auf den Besuch der anderen unbewohnten Königspaläste und auf das beschränken, was ich von der königlichen Residenz von den sie umgebenden Bergen aus mit dem Fernrohr wahrnehmen konnte.

Von der unbeschreiblichen Pracht der königlichen Residenzen in Siam und Kambodscha, ja selbst von der bescheideneren Eleganz des japanischen Kaiserpalastes ist in Korea keine Spur vorhanden. Die Wohnräume sind klein, niedrig und mit Ausnahme einiger Truhen, Matten und Teppiche ohne Einrichtung. Ein hohes Gebäude mit schön geschwungenem doppeltem Dach, dass ich zwischen den Räumen des Palastgartens wahrnahm, ist die Audienzhalle für die fremdländischen Vertreter. Wie mir von ihnen, sowie von Koreanern erzählt wurde, besteht auch in diesem schönsten und grössten Raume des Königspalastes die einzige Ausschmückung aus

einem bunten Brüsseler Teppich, auf welchem der Thronsessel steht, und aus einigen den König verherrlichenden Inschriften an den Wänden. Die Audienzhalle ist von den Wohnräumen etwa hundert Schritte entfernt. Bei den Empfängen trägt der König ein bis zu den Füssen reichendes rothes Seidengewand mit einem runden Medaillon auf der Brust, welches in reicher Goldstickerei den chinesischen doppelten Drachen zeigt. Den Kopf bedeckt eine eigenthümliche hohe Kappe aus Rosshaargeflecht mit zwei grossen Ohrlappen, welche zurückgeschlagen sind, während sie bei dem Gefolge von den Ohren weit abstehen. Das Zeichen der königlichen Würde in Korea ist das grosse Staatssiegel, das den Besitzer allein ohne weiteres Ceremoniel zum Könige macht. Krone, Scepter und Reichsapfel, die gewöhnlichen Insignien königlicher Würde, sind in Korea unbekannt.

Die gewöhnlichen Begleiter der Gesandten bei den Audienzen sind der Minister des Aeusseren und der Einführer des diplomatischen Corps, beide in lange Seidengewänder von zartem Rosa oder Blau gekleidet, die Rosshaarkappe mit grossen Ohrlappen auf dem Kopfe. Diese letzteren sind ebenso unentbehrlich für einen Empfang beim Könige, wie etwa bei uns die Uniform oder der schwarze Frack. Beim Eintritt werfen sich die beiden Würdenträger auf ihre Knie und berühren mit der Stirne mehrere Male den Boden. In dieser Stellung verharren sie während der ganzen Audienz. Der König, den Hüter des Staatssiegels zur Seite, und umgeben von seinen Eunuchen, verbeugt sich mit gefalteten Händen vor dem Gesandten und spricht mit ihm durch den Dolmetscher.

Alljährlich werden den diplomatischen Vertretern vier grosse Diners gegeben, entweder im königlichen Palast oder bei dem Minister des Auswärtigen, und zwar sind die Veranlassungen für diese auf europäische Weise servirten Diners der Neujahrstag, die Geburtstage des Königs und der Königin, endlich der Jahrestag der Errettung der Königin von den Rebellen. Darauf, sowie auf die Zusendung von Fächern, Seidenstoffen, Matten u. s. w. als Geschenke beschränkt sich der ganze Verkehr des Königs mit den Diplomaten.

Die chinesischen Gesandten ebenso wie die Koreaner werden in einer anderen, den Wohnräumen näher gelegenen Audienzhalle empfangen, und das Ceremoniell ist dort viel steifer und förmlicher. Die Person des Königs ist für den Koreaner heilig. Niemand darf ihn anblicken, Niemand ihn berühren, und wenn er selbst einen seiner Unterthanen männlichen Geschlechts berührt, so wird die Berührungsstelle sofort heilig. Als äusseres Zeichen dieser höchsten Gunst muss der Betreffende bis zu seinem Tode eine rothseidene Schnur tragen. Der König ist absoluter Herr über die Gesetze und Einrichtungen des Landes, über Leben und Tod seiner Unterthanen, und auf ein Wort von ihm können hunderte von Köpfen fallen. Es ist bei Todesstrafe verboten, seinen Namen zu nennen, den er, wie gesagt, vom Kaiser von China bei seiner Investitur erhält. Er heisst einfach der „König", und erst nach seinem Tode giebt ihm sein Nachfolger einen Namen, unter welchem er in der Geschichte bekannt ist.

Dagegen werden ihm schon bei Lebzeiten von seinen Verwandten oder Unter-

thanen in feierlichster Weise verschiedene hochtönende Beinamen verliehen, einer der sonderbarsten Gebräuche Koreas und Chinas, der in seiner Eigenthümlichkeit Europäern geradezu unverständlich ist.

Im Jahre 1890 starb die Urgrossmutter des gegenwärtigen Königs. Er liess sie mit dem für Personen königlichen Geblütes vorgeschriebenen Pomp beerdigen und zwei Jahre lang betrauern. Die Regierungszeitung vom 10. Juli 1892, also einige Tage nach Beendigung der Trauer, enthält nun folgende Nachricht: „Gestern unterbreitete Se. königliche Hoheit der Kronprinz dem Könige eine Denkschrift, in welcher er Seine Majestät um Erlaubniss bat, ihm in Anbetracht der treuen Erfüllung seiner (des Königs) Sohnespflichten während der Trauerzeit um die verstorbene Königin passende Ehrentitel zu verleihen.

Se. Majestät hat dem Kronprinzen durch das Amt der königlichen Familie mittheilen lassen, dass er dieses Gesuch abschläglich beschieden habe.

Am Nachmittage desselben Tages erneuerte der Kronprinz, begleitet von seinem Gefolge, seine Bitte vor dem Könige, welche abermals abgeschlagen wurde."

Die Regierungszeitung vom 11. Juli, also vom folgenden Tage, berichtet, dass der Kronprinz ein drittes Mal seine Bitte dem König vorgetragen hat und meldet dazu:

„Se. Majestät bewilligte schliesslich das Gesuch der Bittsteller, jedoch mit der Bemerkung, dass die Festlichkiten auf den Herbst zu vertagen seien.

Das Amt des königlichen Hauses meldete, dass Ihre Excellenzen die Exminister und Minister von Sr. Majestät Audienz erbitten.

Se. Majestät befahl, dass sie vorgelassen werden. In dieser Audienz erwählte Se. Majestät die hohen Beamten, welche an der Wahl entsprechender Titel für den König theilzunehmen haben, und bestimmte einen Tag für die Sitzung, bei welcher der Premierminister Shim den Vorsitz zu führen hat.

Bezüglich der Wahl entsprechender Titel für Chong Ta Wang (den Vater des Königs), für Ta Wang Ta Pi (die Mutter des Königs) und für Wang Ta Pi (die Gattin des Bruders des Königs) bestimmte Se. Majestät, dass der Pu Chey Hak (Geheimer Rath) darüber zu berathen habe.

Das Ceremonienamt giebt bekannt, das der 24. Tag des sechsten Monats (das heisst der 17. Juli unserer Zeitrechnung) für die Festsetzung der königlichen Titel bestimmt wurde."

Am 18. Juli meldet die Zeitung: „Se. Majestät wird in höchsteigener Person in der Halle der Vorfahren die neuen Titel Höchstseinen Eltern verleihen; die Titel für den König, die Königin und die verstorbene Königin-Mutter wird der Kronprinz ebendaselbst verleihen.

Das Ceremonienamt bestimmt den 14. Dezember als den Tag für die Festlichkeit."

Anschliessend daran enthält das Amtsblatt eine lange Reihe von Namen der ersten Persönlichkeiten und Würdenträger Korea's, welche die Wahl entsprechender Titel vorzunehmen haben.

Am 22. Juli veröffentlicht die Regierungszeitung das Ergebniss der langen

Berathungen dieser verschiedenen Persönlichkeiten. Dem seit Jahrhunderten bestehenden Gebrauch gemäss erhielt der König vier Doppelnamen, und zwar die folgenden: „Leuchtende Behörde“, „Geheimnissvolles Schicksal“, „Ausgezeichnetes Verdienst“, „Höchster Beruf“. Aehnliche Ehrentitel erhielt der Vater des Königs, die in koreanischer Sprache, aber geschrieben in der beim Königshofe gebräuchlichen chinesischen Schrift folgendermassen lauten: „Kang-Su, Kyeng-Mok, Chun Hei, Haing-Chi“.

Die Königin erhielt nur einen, die Königin-Mutter zwei Doppelnamen, was aber nicht ausschliesst, dass diesen Damen bei passenden Gelegenheiten, wie Geburtstagen oder zu Lebenszeit bei Vollendung des sechzigsten Lebensjahres, neue Titel zuerkannt werden.

Am festgesetzten Tage begaben sich nun die Majestäten, die Prinzen und Prinzessinnen und der ganze Hof in feierlichem Aufzuge nach der auf der Südseite der Stadt gelegenen „Halle der Vorfahren“, einem grossen Tempel, welcher die Vorfahrentafeln enthält, das heisst Schreine aus Holz geschnitzt und reich vergoldet, in welchen auf vergoldeten Holztäfelchen die Namen der verstorbenen Mitglieder der Königsfamilie mit allen ihren Titeln in chinesischen Schriftzeichen eingeschnitten sind. Dort wurde unter grösstem Ceremoniell zuerst vom Könige seinen nächsten Vorfahren geopfert, indem er drei mit Reis gefüllte Schalen vor ihre Namenstafeln setzte. Dann überreichte der Kronprinz zunächst ihm, hierauf dem Vater des Königs die kleinen zu einem Buche vereinigten Marmortäfelchen, auf welchen in goldenen Lettern die neuen Titel verzeichnet waren. Ein grosses Bankett beschloss den Tag, und der König äusserte seine Freude über die ihm verliehenen Beinamen durch eine Reihe Gnadenakte, welche in der Regierungszeitung genau verzeichnet stehen. So zum Beispiel wurden den Kaufleuten von Söul für drei Monate die Steuern erlassen, und alle Beamte, welche bei der Auswahl der Titel für ihn und die Mitglieder seiner Familie betheiligt waren, erhielten Rangserhöhungen und Aufbesserung ihre Bezüge. Sämmtlichen Gefangenen für leichtere Vergehen wurde der Rest ihrer Strafe erlassen.

Wie sehr die Person des Königs in Korea geheiligt ist, geht auch aus verschiedenen anderen Vorschriften hervor: Die koreanischen Edelleute verhüllen sich bei Familientrauer die Gesichter; Niemand aber darf in Gegenwart des Königs diese Schleier, niemand darf Augengläser tragen; Reiter müssen, wenn sie sich dem königlichen Palaste nähern, vom Pferde steigen. Das Bild des Königs darf nicht auf den Münzen oder Postmarken erscheinen, denn es wäre eine Entweihung der Majestät, wenn sein Bild zwischen die Finger des Volkes käme, und dem Koreaner sind unsere europäischen Münzen ganz unverständlich. Niemals darf ein eiserner Gegenstand den König berühren, und 1800 starb der König Tieng-Toang-Tai-oang an einer Geschwulst, weil es gegen die Etikette gewesen wäre, diese Geschwulst mittelst einer Lanzette zu öffnen.

Ein königlicher Prinz liess sich vor einigen Jahren dazu herbei, eine Operation an seinem Arm vornehmen zu lassen, allein er hatte darauf die grösste Mühe, seinem

armen Leibarzt das Leben zu retten, denn der König hatte beschlossen, ihn für dieses Majestätsverbrechen köpfen zu lassen.

Der König verlässt seinen Palast nur, um sich an die Gräber seiner Vorfahren oder nach der erwähnten Ahnenhalle zu begeben, zuweilen, bei anhaltender Trockenheit auch, um im Tempel des Himmels und der Erde um Regen zu beten und Stiere zu opfern. Der Tag für diese Ausgänge wird von dem Astronomen- und Wahrsageramte sorgfältig erwogen. Regnet es zufällig an dem bestimmten Tage, so wird der König von den „versammelten Exministern und Ministern" gebeten, seine kostbare Person nicht einer Erkältung aussetzen. Nach einem Ausgange versammelt sich der ganze Hof in der Audienzhalle, um sich nach der Gesundheit Sr. Majestät zu erkundigen, und die „Beamten der königlichen Apotheken", sowie die Aerzte stellen sich dem König zur Verfügung. In der nächsten Nummer der Regierungszeitung lässt ihnen der König sagen, dass er ihrer nicht bedarf.

Bei den seltenen Ausgängen des Königs wird der weitgehendste Pomp entwickelt, dessen der verhältnissmässig arme Hof fähig ist. Kaum ist der Ausgangstag und die Route bekanntgegeben worden, so lässt der Stadtgouverneur die betreffenden Strassen sorgfältig reinigen und die Reihen eigenthümlicher Hütten und Kaufbuden niederreissen, welche in den Hauptstrassen vor den eigentlichen Häusern stehen, diese vollständig verbergend. Militär besetzt die Zugänge zu den Strassen, welche der Zug passiren soll, um das Volk fernezuhalten. Als bei einem Ausgang am 5. September 1892 das Volk sich zu nahe an den königlichen Zug herandrängte, wurden der Kriegsminister und der Stadtgouverneur dafür bestraft, indem ihnen für drei Monate ihre Gehälter nicht ausbezahlt wurden. Die Fenster der Häuser müssen verklebt werden und Niemand darf den König bei schwerer Strafe anblicken. Hunderte von Beamten, Soldaten und Würdenträgern schreiten dem König voran, den Zug eröffnet jedoch stets der „Träger der königlichen Visitenkarten" mit einer grossen Ledertasche. Diese Visitenkarten sind etwa 35 Centimeter lang, 20 Centimeter breit, aus steifem, weissen Papier und enthalten in der rechten oberen Ecke in kleinen Buchstaben die Worte „Li Hsi,*) König von Korea. Drei Beamte tragen auch die Abzeichen der Königswürde, Axt, Schwert und Dreizack. Ihnen folgt die koreanische Flagge und hierauf die rothseidene, mit gesticktem Drachen geschmückte Königsstandarte, von einem berittenen Officier getragen. Der König selbst sitzt in einem hohen, prächtig geschmückten nach vorne und den Seiten offenen Tragstuhl, getragen von zwölf Trägern. Befindet sich die Königin im Zuge, so folgt sie dem Könige in einem geschlossenen Tragstuhl, in welchem sie mit verschränkten Beinen nach orientalischer Sitte auf dem Boden sitzt.**) Hinter den

*) Zuweilen auch Li Hui geschrieben.

**) Das mag wohl zu der in verschiedenen Werken gemachten unrichtigen Behauptung Anlass gegeben haben, dass zwei geschlossene Tragstühle für den König mit im Zuge getragen werden, ohne dass jemand mit Ausnahme des Premierministers wüsste, in welchem sich der König befände. Lowell sagt in seinem Buche „The Land of the morning Calm": nur der König hätte das Recht, eine gewisse An-

königlichen Persönlichkeiten folgt der ganze Tross von Eunuchen, Pagen, reich geputzten und geschmückten Tänzerinnen, mehrere Hundert an der Zahl. Ihre Tracht, Reihenfolge, Bewaffnung etc. sind vom Ceremonienamte genau vorgeschrieben und jede Abweichung wird auf das Strengste bestraft.

Sogar die Nahrungsmittel, die Stunden der Mahlzeit etc. werden dem Könige genau vorgeschrieben, und unter den ersteren befinden sich Dinge, so ekelerregend, dass sie an dieser Stelle unnennbar sind. Der König ist auch der einzige Mensch in seinem Reiche, welcher Kuhmilch trinken darf. Die Kühe werden in Korea nicht gemolken. Die Hauptmahlzeit des Königs, an welcher zuweilen auch die Königin, allein an einem eigenen kleinen Tischchen am anderen Ende des Saales theilnimmt, wird während der Vormittagsstunden eingenommen. Wie in Siam, so ist auch in Korea die Arbeitszeit des Königs und der Minister die Nacht. Bei einbrechender Dunkelheit beobachtet der König den seinem Palaste gegenüberliegenden Namschan (Südberg), um zu erfahren, ob in seinem Reiche Ruhe herrscht. In Korea besteht nämlich seit uralten Zeiten der Gebrauch der Signalfeuer. In allen acht Provinzen werden allabendlich auf bestimmten Bergen Signalfeuer angezündet, die bei Unruhen oder drohender Gefahr von Aussen her verdoppelt werden. Wie bei optischen Telegraphen leuchtet es rasch auf allen Signalbergen auf, bis zu der Hauptstadt; dort erscheint zuerst ein einzelnes Feuer auf dem Berge nahe dem Westthore und endlich werden auf den Steinaltären des Namschan vier grosse Reisigbündel entzündet, welche dem Könige sagen, dass im Lande Friede sei. Brennen fünf oder mehr Feuer, dann ist der Feind im Anzuge, indessen scheint man von einer Vermehrung der Feuer in der Gegenwart abzusehen, um den König nicht zu beunruhigen, denn obschon die Japaner augenblicklich die Hauptstadt besetzt halten, flammen allabendlich doch nur vier Feuer auf der Spitze des Namschan auf. Damit ist für den König die Zeit der Arbeit gekommen. Eine Stunde nach Mitternacht wird eine zweite Mahlzeit eingenommen und die Arbeit bis gegen Tagesanbruch fortgesetzt. Dann erscheinen die Stadtwachen, um die beim König deponirten Schlüssel zu den Stadtthoren zu erbitten und damit ist die Arbeitszeit des Königs zu Ende.

Von allen Seiten wird der König als ein gütiger, ziemlich aufgeweckter und auf das Wohl seines Reiches bedachter Mann geschildert, eine Ausnahme unter den vielen Vorgängern seiner Dynastie, die seit 503 Jahren in Korea herrscht. Würden seine Befehle ausgeführt, dann wäre das Land, so behaupten die Koreaner, blühend und glücklich. Allein leider herrscht in Korea der König nur dem Namen nach. Eine Bande von verbrecherischen Edelleuten, der Familie der Königin zugehörig, hält die Zügel der Regierung in den Händen und schreibt dem Könige alle Regierungsakte vor. Er ist ohne es sein zu wollen, nicht viel mehr als eine

---

zahl Stufen vor dem Eingangsthore zu seinem Palaste zu besitzen. Keiner seiner Unterthanen dürfte deren mehr als drei oder vier anlegen, wollte er nicht seinen Kopf verlieren. Einer Widerlegung dieser lächerlichen Behauptung bedarf es wohl nicht.

Drahtpuppe in ihren Händen. Die Beamtenstellen werden an die Meistbietenden verkauft, Gunst, Verwandtenthum, Rachsucht spielen dabei mit, und wehe dem Könige, wenn er versuchen würde, die ehernen Fessel zu brechen, mit denen die herrschende Familie der Min ihn zu umgeben und von seinem Volke fernzuhalten weiss. Er würde diesen Versuch wohl kaum überleben, und ein gefügigeres Mitglied seiner Familie würde den Thron besteigen. Eunuchen, junge hübsche Pagen und Weiber führen im Palaste das Regiment, und man erzählt sich schauerliche Geschichten von Lastern und Verbrechen aller Art, welche dort mit oder ohne Wissen des Königs an der Tagesordnung sein sollen. Verschiedene Umstände verbürgen die Richtigkeit vieler dieser Vorkommnisse, die mir von Eingeweihten erzählt wurden, aber sie entziehen sich der Oeffentlichkeit. Gebe es das Schicksal, dass der augenblickliche Konflikt zwischen den Japanern und den Chinesen, sowie die Rebellion des unterdrückten ausgesaugten Volkes eine Besserung der Sachlage herbeiführen möge. Wie die Dinge jetzt stehen, giebt es wohl auf der weiten Erde wenige, in welchen das Volk so arm und unglücklich, die herrschenden Kreise aber so ehrlos und verbrecherisch wären, wie in Korea.

X.

Die Königin und ihr Hofstaat.

Der Gotha'sche Hofkalender enthält über die königliche Familie von Korea folgenden Absatz:

„Li Hui, König von Korea (der 28. der Dynastie Han), Majestät, geboren 25. Juli 1851, folgte dem König Chul Chong im Januar 1864; vermählt mit einer Dame aus dem Adelsgeschlechte der Min, geboren 29. September 1850."

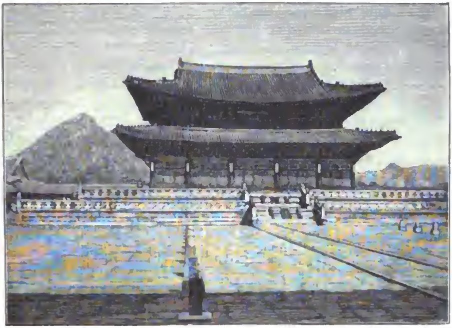
Wenn der Name der Königin von Korea nicht angegeben ist, so hat dies seinen Grund darin, dass die Königin überhaupt keinen Namen hat, ebensowenig wie irgend eine andere Frau in Korea. So lange sie unverheirathet war, hiess sie einfach „die Tochter von **", nach ihrer Verheirathung wurde sie kurzweg „die Königin" genannt. Obschon erst 44 Jahre alt, ein Jahr älter als ihr Gatte, der König, ist sie doch schon seit nahe dreissig Jahren vermählt. Der König war 14, die Königin 15 Jahre, als sie vor einander die vorgeschriebenen Verbeugungen machten, welche die Eheceremonie bilden. Verlobt waren sie schon einige Jahre vorher, als sie noch kleine Kinder waren.

Unter diesen Umständen wird wohl Niemand behaupten, dass die Ehe des Königs etwa nach seiner freien Wahl erfolgte. Diese ist in Korea nicht nothwendig, bei der königlichen Familie erst recht nicht.

Steht ein König oder ein königlicher Prinz in heirathsfähigem Alter — also von 14 Jahren an, so müssen dem Gesetz zu Folge alle heirathsfähigen Töchter der vornehmen Adelsfamilien von Korea für ihn bereit gehalten werden. Keine darf früher heirathen, als bis eine von ihnen für den Prinzen ausgesucht worden ist.

Er selbst darf dies nicht thun, denn die Frauen und Mädchen Korea's sind dem männlichen Geschlecht unsichtbar; er sieht seine Lebensgefährtin erst am Tage der Vermählung, und muss sie heirathen, ob sie schön oder hässlich ist, ob sie ihm gefällt oder nicht. Selbst dann sieht er sie nicht so wie sie wirklich ist, denn ihr Gesicht ist mit einer weissen Mehlschichte bedeckt, ihre Augen bleiben drei Tage lang nach der Hochzeit zugeklebt und sie darf während dieser drei Tage nicht

sprechen. Man sollte glauben, dass sich ein orientalischer Prinz schon grössere Freiheiten erlauben könnte, oder dass die Edelleute des Landes etwa handelten, wie unsere Buchhändler, wenn sie ihren Klienten Werke „zur Ansicht und eventuellen Rücksendung" zusenden. Das geht aber in Korea nicht. Damit der Prinz indessen nicht eine stumme oder schielende Frau bekäme, suchen zuerst die königlichen Eunuchen die hübschesten und nettesten Mädchen der Aristokratie aus und unterbreiten die Liste dem König: Nun erfolgt eine zweite engere Wahl, wozu die Mädchen nach dem königlichen Palaste befohlen werden. Dort werden sie von den höchsten Beamten und der Königin selbst inspicirt, und eine bestimmte Anzahl wird schliesslich dem Könige in Vorschlag gebracht. So geschah es beispielsweise noch im vergangenen Jahre gelegentlich der Vermählung des dritten Sohnes des



Neuer Palast: Audienzhalle.

Königs, Ui Hwa Kun. Ich fand in der koreanischen Regierungszeitung vom 15. Oktober 1893 folgenden Passus:

„Auf Befehl des Königs ist für die dritte Auswahl der Braut für den Prinzen Ui Hwa Kun ein Tag Ende dieses Monats auszuwählen."

Am 16. October enthält die Zeitung folgende Edicte:

„Auf Befehl des Königs wird der zur Unterrichtung des Prinzen Ui Hwa Kun bestimmte Hauptlehrer heute ernannt werden."

„Das Ceremonienamt hat berichtet, dass der (nach der Aussage der Sterndeuter) günstigste Tag für die dritte Wahl der Braut des genannten Prinzen der 20. des laufenden Mondes sei."

Der König von Korea ist der einzige Mann, dem es beschieden ist, die schönsten seiner weiblichen Unterthanen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. An dem genannten Tage wurden die wählbaren Mädchen von ihren Verwandten in den Palast gebracht, dort von Hofdamen und Eunuchen empfangen und dem König vorgeführt. Schon an demselben Tage verkündete die Regierungszeitung:

„Der König hat die Tochter von Kim Sa Jun als Braut für den Prinzen Ui bestimmt und dies dem Ceremonienamte bekannt gegeben."

„Dieses Amt hat dem Könige berichtet, dass als der glücklichste Tag für die Vermählung der 29. des laufenden Mondes angesehen wird."

An diesem Tage, schneller als es sonst der Fall zu sein pflegt, erfolgte die Vermählung des Prinzen. Ausnahmsweise wurde diesmal auch keine Tochter aus dem Hause Min gewählt, welchem neben der Königin auch die Kronprinzessin angehört. Diese Min- oder Ming-Familie ist die mächtigste des Königreichs. Seit Jahrhunderten haben sie dasselbe geradezu regiert, denn sie verstanden es ausgezeichnet, mit dem Königshause sowohl, wie mit dem Hofe von Peking innige Verbindungen zu unterhalten. Die höchsten Regierungsposten, der Oberbefehl über die Truppen und last not least, die Staatskasse lagen gewöhnlich in den Händen der Mins; ja dieser ungeheure Einfluss hat sich seit der Vermählung des regierenden Königs mit einer Tochter des Hauses Min fast zur Allgewalt gesteigert. Die Königin war es, welche das Land im Sinne der Mins und damit auch im chinesischen, Japan feindseligen Sinne regierte und deshalb war es auch eine der ersten Thaten der Japaner, den König zu veranlassen, seine Frau zu verbannen.

Auch ein Theil des Volkes betrachtet sie als die eigentliche Urheberin der seit Jahren systematisch durchgeführten Ausbeutung und des herrschenden Elends. Der Aufstand von 1882 war hauptsächlich gegen die Herrschaft der Mins gerichtet, und in ihrem Gefolge hatte die Königin ein recht romantisches Abenteuer zu überstehen. Das Volk war der Eröffnung des Landes für Europäer und Japaner keineswegs geneigt; die Anwesenheit derselben in der neugegründeten Hafenstadt Chemulpo, das Drillen der koreanischen Armee nach europäischem Vorbilde, die Einführung europäischer Waffen etc. hatte böses Blut gemacht. Dazu kam ein regenloser Sommer, die Ernten fielen kläglich aus und die drohende Hungersnoth erregte die Massen noch mehr. Die Lage der Handvoll Europäer im Lande war höchst gefährlich. Man sagte den letzteren dasselbe nach, was noch kürzlich in Ungarn den Juden nachgesagt wurde: dass sie Kinder stahlen und verzehrten! Der Zufall spielte mir in Söul eine damalige Proklamation des koreanischen Ministeriums des Aeusseren in die Hände, welche folgendermaassen lautet:

> „Es ist uns zu Ohren gekommen, dass im Volke zahlreiche Kinder abhanden kommen, und dass die Ausländer dieselben kaufen, um sie zu kochen und zu essen. Wenn es wahr ist, dass die Ausländer die Kinder essen, könnten wir unseren Abscheu nicht verhehlen. Aber bis jetzt wissen wir nicht, ob dies wahr sei. Wenn also wieder Kinder gestohlen werden sollten, möge das Volk die Diebe verfolgen, um zu erfahren, was mit den

Kindern geschieht. Das Resultat möge diesem Amte bekannt gegeben werden. Wir werden dann mit den ausländischen Vertretern unterhandeln, und die Schuldigen hinrichten lassen."

Am 23. Juli 1882 begab sich der König nach uralter Sitte nach dem Tempel „des Himmels und der Erde", um zu opfern und um Regen zu bitten. Diese Gelegenheit wollte der alte Missethäter und Intriguant Tai-won-Kun, der leibliche Vater des Königs, nicht vorbeigehen lassen, um sich der Person des Letzteren zu bemächtigen, die Mins zu verjagen und sich selbst zum Regenten zu ernennen. Die von ihm aufgehetzten Verschwörer drangen thatsächlich auf den König ein, es gelang ihm aber zu entkommen und sich in den Palast zu flüchten. Die Aufrührer erzwangen sich den Eingang zu demselben, ermordeten eine Anzahl Mins und bemächtigten sich, wie sie glaubten, der Königin. Sie wollten nicht Hand an sie legen und reichten ihr deshalb einen Becher mit Gift, sie zwingend, diesen zu leeren. Thatsächlich trank sie die Flüssigkeit und stürzte todt vor ihren Mördern zusammen. Die Revolutionäre glaubten nun zu triumphiren, denn der König war verschwunden. Indessen hatte sich dieser in Gemeinschaft mit der Königin in die Berge hinter Söul geflüchtet und die Hilfe Chinas angerufen. Chinesische Truppen erschienen bald in Korea und mit der kurzen Herrlichkeit der Rebellen war es bald zu Ende. Ihr Erstaunen muss wohl gross gewesen sein, als sie von dem Einzug der todtgeglaubten Königin in den Palast hörten! Eine treue Sklavin hatte sich im entscheidenden Augenblick dazu hergegeben, die Königin darzustellen, um dieser Zeit zur Flucht zu gönnen. Diese Sklavin war es, die, angethan mit den königlichen Gewändern, den Giftbecher nahm, und ihre Treue mit dem Tod besiegelte! Seither wird der Jahrestag der Errettung der Königin durch grosse Feierlichkeiten und Bankette begangen. Ob dabei doch jemand an die arme Sklavin denkt?

Die Königin bleibt mit Ausnahme der nächsten Mitglieder ihrer Familie jedem Manne unsichtbar; wird sie durch Zufall Regentin des Landes, so wohnt sie dem Rathe der Minister bei, nimmt auch an den Verhandlungen theil, jedoch hinter einem Vorhang verborgen, ähnlich wie der Mikado von Japan vor der grossen Revolution. Officielle Festlichkeiten, Banketten, Productionen der Tänzerinnen, Gaukler u. dergl. wohnt sie mit ihrem Hofstaat bei, doch schützt sie ein Vorhang aus dünner Gaze. Auch bei den officiellen Empfängen der Diplomaten ist sie zugegen; wenigstens erzählte mir ein in Söul accredirt gewesener Diplomat, bei seiner Antrittsaudienz hätte er während der ganzen Zeit seltsame Geräusche in den anstossenden, nur durch dünne Papierwände nach japanischer Art von dem Audienzsaal getrennten Nebenräumen gehört. Als er seinen Dolmetscher darüber befragte, sagte ihm dieser, die Königin und ihre Hofdamen amüsirten sich, mit den Fingern Löcher in die Papierwände zu stossen, um ihn und sein Gefolge zu sehen.

Befindet sich die Königin in anderen Umständen, so wird das Schlachten von Rindern während der Dauer von drei Monaten verboten. Dies geschieht um „den Himmel durch Entsagung zu ehren." Einmal im Jahre giebt die Königin ein Fest für alte Weiber, selbst jene aus dem niedrigen Volke, die das achtzigste Lebensjahr

erreicht haben, ebenso wie es der König mit den Greisen thut. Bei der Geburt des ersten Sohnes werden im ganzen Lande grosse Festlichkeiten abgehalten, Aemter und Gerichte geschlossen und die Sträflinge aus den Gefängnissen entlassen. Die Königin gebar nach elfjähriger Ehe einen Sohn, den Kronprinz Li-Tschock, womit aber nicht gesagt ist, dass er der einzige Sohn des Königs sei. Wie bei den anderen ostasiatischen Höfen, so wendet der König seine Neigung recht häufig anderen Damen zu und die Zahl der anerkannten königlichen Concubinen ist unbeschränkt. Wie man bei uns hervorragenden Persönlichkeiten zuweilen Adressen und Ehrengaben, ja selbst Kibitz-Eier zuwendet, so beschenken die Vornehmen des Reiches den König zuweilen mit ihren hübschesten Töchtern, eine Sitte, die wohl von China übernommen wurde, wo die Mandarine dem Kaiser ähnlich kostspielige — wenigstens für den Nehmer kostspielige — Geschenke machen. Die jungen Damen sind dann wenigstens gut versorgt. Auch der Mikado von Japan, der doch wenigstens nach Aussen hin vollständig mit den orientalischen Sitten gebrochen hat, um jene des Abendlandes anzunehmen, hat ganz übersehen, dass wir bei uns die Concubinen nicht anerkennen, und seine vielen Kinder mit anderen Damen, als der Kaiserin, sind im officiellen Staatshandbuche angeführt. Der zweite Sohn des Königs von Korea, Li-Kan, und der dritte Ui-Hwa-Kun sind Söhne von Concubinen. Die Thronfolge geht in Korea nicht nothwendiger Weise auf den Sohn der Königin, oder auf den ältesten Sohn über, sondern hängt ganz von der Willkür des Königs ab, der irgend einen seiner unehelichen Söhne, oder ein anderes männliches Mitglied seiner Familie, Bruder, Onkel, Vetter, wen immer zu seinem Nachfolger ernennen kann. Sind keine männlichen Agnaten vorhanden, so kann auch eine Frau Herrscherin werden, wie es in der Geschichte Korea's bisher dreimal vorgekommen ist. Die Prinzen der königlichen Familie, selbst der Kronprinz, der den Titel „Wang" (König) führt, haben in der Politik nichts mitzusprechen, sonst würden sich die Edelleute, die allein die politischen Parteien bilden, sofort gegen sie erheben.

Die Königin besitzt ihren eigenen Hofstaat, bestehend aus einer Anzahl Hofdamen, Sklavinnen und Eunuchen; ebenso besitzt jede der Concubinen ihren Miniatur-Hof, doch nur die Königin allein nimmt mit dem König die Mahlzeiten ein; sie speisen in demselben Gemach, aber an verschiedenen Tischen. Jeder hat sein Tischchen für sich. Während der König die Diplomaten empfängt, befiehlt die Königin zuweilen auch die Frauen und Töchter derselben zu sich, giebt ihnen Festlichkeiten und Diners, an welchen sie indessen niemals selbst theilnimmt. Den Damen der Diplomaten verdanke ich einige Einzelheiten über das Aussehen der Königin und ihrer Umgebung. Sie wurde mir klein und hässlich geschildert, mit weiss bemaltem Gesichte und einem ungeheuren, über die Ohren und bis auf die Schultern fallenden Chignon von dicken Zöpfen, welche die officielle Hoffrisur der Damen zu sein scheint, denn auch die Hofdamen, Tänzerinnen und andere weibliche Wesen in der Umgebung der Königin tragen diese unglaublichen Haarmassen, für welche die Skalplocken von einem Dutzend skalpirter Indianer kaum

hinreichen dürften. Indessen, die Dame, welche sich mir gegenüber so boshaft über den seltsamen Haarschmuck ausdrückte, hatte selbst eine so bedenkliche Haarmenge, dass ich geschworen hätte, es sei darunter doch irgend ein verborgenes, fremdes Zöpfchen. Und haben unsere Urgrossväter nicht etwa die Allongeperrücken getragen? — Aber auch die Koreanerinnen sind Evatöchter, mit allen ihren Stärken und Schwächen. Als die Königin sah, dass die europäischen Damen auf ihrem



Hofdame.

echten oder falschen Haar — wer wagte es, dies zu ergründen? — kleine reizende Hütchen trugen mit Bändchen, Blümchen und Vögelchen, flugs flüsterte ihr Dame vanité in's Ohr, dass ihr ein derartiges Hütchen doch auch gut stehen könnte und so zog denn als erster Vorläufer der europäischen Kultur ein Pariser Damenhütchen in den Herrscherpalast des altehrwürdigen Reiches der Morgenstille, und prangt bei diplomatischen Empfängen auf dem Haupte der Königin! Wie lange wird es

dauern, so wird auch ein — Mieder die Taille dieser Tochter der Mins umspannen! Ist doch in Korea die Tortur noch immer in vollem Schwunge, wie das Kapitel über das Gerichtswesen der Koreaner bezeugt! Da muss doch die Königin mit gutem Beispiel vorangehen? Vorläufig trägt sie noch das koreanische Kostüm, mit dem Unterschiede, dass die „marmornen Vulkane“ wie ein Poet einst den Damenbusen bezeichnete, den Blicken der Sterblichen entzogen sind, während die anderen koreanischen Damen alles verhüllen, selbst die Fussknöchel und das Gesicht, aber die Busen freilassen. Lange, faltenreiche Kleider aus bunten Seidenstoffen und Gaze, mit goldgesticktem Rande bedecken an Audienztagen die Königin. Darüber trägt sie eine lange, rothseidene Jacke mit Goldstickereien und kurzen Aermeln, aus welchen die längeren Aermel eines Gaze-Hemdes hervorquellen. Die Füsse sind mit weissen dickwattirten Strümpfen bedeckt, was ihnen das Aussehen giebt, als leide sie an Elephantiasis. In Wirklichkeit haben die Koreanerinnen aber sehr zarte kleine Füsschen, was sie nicht etwa dem Einschnüren derselben nach chinesischer oder — europäischer Art verdanken. Die Verkrüppelung der Füsse haben sie von den Chinesen, von denen sie sonst doch alles lernen, nicht angenommen. Schuhe werden von den Koreanerinnen im Hause nicht getragen. Auch der König empfängt die Diplomaten in Strümpfen.

Die Hofdamen und das nach Hunderten zählende sonstige Weibervolk, das die Umgebung der Königin bildet, sind ähnlich gekleidet, nur treten an die Stelle der langen Jacke ganz kurze, bis unter die Arme reichende Jäckchen; die Röcke, deren eine ganz unglaubliche Zahl die mehr oder minder zarten Formen bedecken, sind unter der Brust zusammengebunden, wie sie die Europäerinnen zur Zeit des Directoire trugen. Das Material ist zumeist Seide und Gaze, die Farbe grün, gelb und roth. In Bezug auf hohes Alter und Hässlichkeit sollen diese Palastweiber noch Unglaublicheres leisten, als jene des Sultans von Dschokdschokorta auf Java. Kein Wunder, denn sie dürfen sich, so lange sie in Diensten des Königs sind, nicht verheirathen. Die Ehe verschönert Alles. Neben den Eunuchen bilden diese Weiber auch die Bedienung des Königs. Ausserdem besitzt er eine erkleckliche Anzahl kleiner, hübscher Pagen mit Mädchengesichtern und langen Haaren.

Die ganze Gesellschaft wohnt in einem seltsamen Conglomerat kleiner, ebenerdiger Häuschen und grösserer Hallen mit Papierwänden und Veranden, alles für den Sommer berechnet und im Winter absolut nicht zu erwärmen. Wohl haben die Wohnräume den „Kang“, d. h. etwas über dem Erdboden erhabene Fussböden, unter welche der Rauch von Feuern geleitet wird, die nebenan auf kleinen Herden angemacht werden. Aber die Empfangs- und Vergnügungsräume sind nicht heizbar, und deshalb im Winter so eisig kalt, dass sich die Diplomaten bei Festlichkeiten gewöhnlich fürchterliche Schnupfen holen. Aus Rücksicht für sie liess der König im Audienzsaal einen — eisernen Ofen aufstellen. Aber er wird nicht immer geheizt.

XI.

Begräbniss-Ceremonien koreanischer Könige.

Die koreanischen Könige sind zum Glück für ihr Reich und ihr Volk recht langlebig, sonst kämen die armen Koreaner aus Armuth und Hungersnoth niemals heraus. Die Herrscher der gegenwärtigen Dynastie haben durchnittlich 16 bis 17 Jahre regiert. Bei allen Völkern Ostasiens umgiebt die Herrscher das grösste und umständlichste Ceremoniell, aber nirgends ist dieses so tief einschneidend in das Leben des Volkes und von so grossem Einfluss auf dasselbe, wie in Korea. Der Ahnenkultus und die grenzenlose Verehrung für die Eltern, welche die Chinesen kennzeichnet, ist auch auf die Koreaner übergegangen; nun wird der König als der Vater des Volkes angesehen (wenn er es auch, wie die koreanische Geschichte lehrt, durchaus nicht immer ist), und da jeder Koreaner um seinen Vater während sechsunddreissig Monaten trauern muss, so muss beim Tode eines Königs das ganze koreanische Volk diese Trauerzeit einhalten. Davon sind die ersten fünf Monate, d. h. die Zeit zwischen dem Hinscheiden und der Beerdigung, tiefe Trauer. Während dieser Zeit sind alle Trauerfeierlichkeiten für verstorbene Eltern oder Verwandte untersagt; es dürfen keine Unterhaltungen und keine Hochzeiten stattfinden; Gefangene dürfen nicht gefoltert oder hingerichtet werden; der Fleischgenuss ist im ganzen Königreich verboten. Die merkwürdigste Trauermaassregel ist jedoch das Verbot, bis zur stattgehabten Beerdigung der Königsleiche andere inzwischen Verstorbene zu beerdigen. Diese Leichen in Stadt und Land müssten bei strenger Durchführung fünf Monate lang in den Häusern liegen bleiben, was bei den ärmeren Volksklassen, denen nur ein bis zwei Wohnräume zur Verfügung stehen, selbstverständlich gar nicht durchzuführen ist. Es wird deshalb gestattet, dass diese Leichen ohne Sang und Klang zur Nachtzeit beerdigt werden dürfen. Bei den Edelleuten und Beamten jedoch wird das Verbot der Beerdigung stets strenge befolgt!

Ueber das sonstige Ceremoniell, das nicht nur während der „tiefen“ Trauer,

sondern während der ganzen Trauerzeit von drei Jahren beobachtet werden muss, giebt ein von der koreanischen Regierung veröffentlichtes Vorschriftenbuch interessante Auskunft. Jedes Kleidungsstück aus kostbarem Stoff, jede bunte Farbe ist bei Gefängnissstrafe zu tragen verboten. Die Trauertracht des ganzen Volkes ist dann jene, welche die Söhne beim Tode ihres Vaters tragen: ein bis an die Fussknöchel reichender faltiger Kaftan aus Sackleinwand, um die Lenden mit einem Seil festgehalten, ein Unterkleid aus demselben Stoffe, ein ungeheurer, trichterförmiger Strohhut, der bis über die Schultern hinaus reicht und den Kopf ganz einschliesst; die linke Hand trägt einen Fächer aus Sackleinwand, die rechte einen langen Trauerstab. Frauen brauchen diese Trauergewänder nicht anzulegen, sie werden in dem „officiellen Trauerbuche" überhaupt gar nicht erwähnt, denn sie spielen ja im öffentlichen Leben, wie vor dem Gesetze, gar keine Rolle. Alle Vergnügungen, Musik, Tanz, Festlichkeiten, Spiele sind während der ganzen Trauerzeit verboten.

Schon bei seinen Lebzeiten darf der König von einem anderen Sterblichen nicht berührt werden, und das erklärt auch die scheinbare Förmlichkeit des Königs den Diplomaten gegenüber, denen der König niemals die Hand zum Grusse reicht. Aber auch auf die Leiche erstreckt sich dieses Verbot, und deshalb kann das Waschen, Einbalsamiren und Bekleiden mit den königlichen Gewändern nur nach bestimmten Vorschriften erfolgen. Die Leiche wird nun in einem eigenen Trauertempel aufgebahrt, und während der folgenden fünf Monate werden täglich Trauerdienste abgehalten, zu welchen die königliche Familie erscheint. Zunächst werden der Leiche in silbernen und goldenen Gefässen Lebensmittel, Reis, Gemüse, Thee und dergleichen zur Seite gestellt, und auf ein Zeichen des Hofmeisters stimmen die Anwesenden ein lautes Geheul an, das auf ein zweites Zeichen wieder verstummt. Der König nimmt nur in den ersten Tagen an dem Trauerdienst theil, denn man nimmt an, dass die Staatsgeschäfte seine ganze Zeit in Anspruch nehmen. Für das Volk, ja selbst für die hohen Würdenträger ist der Trauertempel unzugänglich, und zur Stunde des Trauerdienstes, die in der Regierungszeitung bekannt gemacht wird, versammeln sich deshalb das Volk der Hauptstadt, die Beamten und Officiere rings um den königlichen Palast und stimmen ihr Heulen und Schluchzen dort an, je lauter desto besser. In den Provinzen versammeln sich die Notabeln an bestimmten Tagen bei dem höchsten Mandarin und heulen, das Gesicht gegen die Hauptstadt gewendet, auf sein Kommando mehrere Stunden lang, bis er sie entlässt. Dasselbe geschieht sogar in den entferntesten Ortschaften.

Wenn die Leiche so lange nach dem Eintritt des Todes unbeerdigt bleibt, so hat dies seine guten Gründe. In Korea giebt es keine „Kapuzinergruft", kein Saint-Denis, wo sämmtliche Mitglieder der Königsfamilie beigesetzt werden. Eine für die Königsleiche geeignete Grabstätte ausfindig zu machen, ist nicht so leicht, denn es handelt sich darum, zuerst die „Drachenader" zu suchen. Die Koreaner sind in Bezug auf den Aufenthaltsort des Glücksgottes viel besser informirt, als wir unwissende Europäer. Wir suchen Fortuna überall, ohne sie zu finden. Bei den Koreanern aber ist das die Sache der Geoskopen. Sie wissen, dass im Innersten

der Erde ein grosser Drache haust, der alle Glücksgüter, alle Ehren und Reichthümer auf Erden zu vergeben hat, und erwiesenermaassen jene Familien bevorzugt, welche die Gräber ihrer Vorfahren nach seinen Launen herstellen. Die Hauptaufgabe der Erdforscher ist es also, die günstigste Lage für ein Grab auszuforschen, oder wie die Koreaner sagen, die „Drachenader“ zu finden. Dazu bedienen sie sich einer Bussole, die, wie der katholische Pater Dallet erzählt, von einigen concentrischen Ringen umgeben ist. Auf den Letzteren sind die vier Hauptrichtungen der Windrose, sowie die Namen der fünf Elemente eingravirt. Zu unseren Elementen Wasser, Feuer, Luft und Erde rechnen die Chinesen und mit ihnen auch die Koreaner das Holz. Nachdem jeder einzelne Geoskope seine Beobachtungen unter allerhand Hokuspokus angestellt hat, verfassen sie einen gemeinschaftlichen Bericht an die Regierung. Der König beruft nun die Minister ein, und nach langen Berathungen wird endlich die Grabstätte für den todten König gewählt. Diese liegt nicht etwa in der Hauptstadt, sondern irgendwo im Lande, möglicherweise 20 bis 30 Kilometer oder noch weiter von Söul entfernt. Gewöhnlich wird eine sanft ansteigende Anhöhe oder das Plateau eines Hügels gewählt und von Gärtnern entsprechend mit Rasen, Baumanlagen, Wegen etc. ausgestattet. In der unmittelbaren Umgebung, zuweilen mehrere Hectaren umfassend, darf kein Haus gebaut werden, und die vorhandenen Häuser werden niedergerissen. Aber auch die weitere Umgebung, mitunter bis auf einige Kilometer in der Runde wird gewissermaassen in die Grabstätte einbezogen, denn es dürfen dort keine anderen Grabstätten angelegt werden; sind welche vorhanden, so werden die Leichen, wenn es den Geoskopen so gefällt, ausgegraben und anderwärts beerdigt.

Endlich ist die Grabstätte hergerichtet und der Tag der Beerdigung gekommen. In der Zwischenzeit wurde eine ganze Armee angeworben, um den königlichen Leichnam nach seiner letzten Behausung zu tragen. Jede Adelsfamilie der Hauptstadt, und es sind deren gewiss mehrere Hunderte, liefern einen oder mehrere Sklaven in bestimmter Tracht. Ebenso ist es gebräuchlich, dass die vielen Zünfte Söuls derlei Träger beistellen. Andere, ebenso wie Pferde, werden von den Provinzen geliefert. Die Träger werden nun in Abtheilungen, jede mit Fahnen und Nummern versehen, eingetheilt und einige Wochen vor dem Leichenbegängnisse eingedrillt, um Unordnung zu vermeiden. So fand beispielsweise nach dem Tode der Königin Mutter von Korea im Jahre 1890 schon drei Wochen vor ihrer Beisetzung, die am 14. October erfolgte, die Generalprobe des Leichenzuges statt, welcher das ganze diplomatische Corps Söuls beiwohnte. Nach den Schilderungen, die mir darüber gemacht wurden, eröffneten den Zug die Zünfte der Hauptstadt mit ihren grossen seidenen Fahnen. Ihnen folgten zahlreiche Herolde, welche auf hohen Stangen die Tafeln mit dem Namen, den Würden und Ehrentiteln der Verstorbenen trugen. Dann kam eine Abtheilung der königlichen Leibwache zu Pferd, in bunten Seidenuniformen, und hohen mit Pfauenfedern geschmückten Spitzhüten. Ihre Bewaffnung bildeten japanische Schwerter. An sie schlossen sich eine Anzahl sogenannter Dschuggernaut-Carts, riesenhafte Prunkwagen, mit grotesken Kolossal-

figuren, wie sie in allen buddhistischen Ländern bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind. Ich habe ähnliche Wagen auch in Indien und Siam gesehen. Während dort aber die hölzernen Pferde, welche mit im Gefolge sind, nur selten überlebensgross sind, wurden hier sechs ungeheure Pferdefiguren auf Rädern beweglich mitgeführt, wahre Trojanerpferde, bedeckt mit seidenen Tüchern und Sattelzeug von grossem Werth. An diese Thiere schloss sich der auf den Schultern zahlreicher Träger ruhende Katafalk von würfelförmiger Gestalt und mit Seidenstoffen in den Nationalfarben Korea's (blau und roth) überzogen. In Korea ist es aber merkwürdigerweise Sitte, bei königlichen Beerdigungen zwei einander vollkommen gleiche Katafalke zu verwenden; niemand, mit Ausnahme des Königs und der drei ersten Minister weiss, in welchem der Katafalke sich die Leiche befindet. — Welchen Zweck diese Sitte hat, ist mir nicht bekannt geworden. Hinter den Hunderten von Reserveträgern kamen die leidtragenden Minister und Würdenträger in buntfarbigen Sänften, die von ein bis zwei Dutzend in rosa Seide gekleideten Trägern getragen wurden. Der Zug wurde wieder durch Militärabtheilungen geschlossen. Ungeheure Menschenmengen wohnten dem seltsamen Schauspiele bei, und wurden durch Militär und Polizei, mit langen, ruderartigen Knütteln bewaffnet, in Ordnung gehalten. — Am Morgen des Beerdigungstages wird der Königsleichnam in den Sarg gethan, und auf eine ungeheure, prächtig geschmückte Tragbahre gestellt. Die königliche Familie, alle Würdenträger des Reiches, das ganze Militär begleiten den Zug nach der Grabstätte. Dort wird der Sarg unter allerhand Ceremoniell in das Grab gesenkt. An die Stelle der Königsleiche im Trauertempel tritt nun die Ahnentafel des Verstorbenen in der Ahnenhalle, und der König und die Prinzen opfern vor dieser Tafel noch Jahre lang Reis und Thee unter Gebeten und Geheul. Der Tod eines Königs wird stets dem Suzerän Korea's, dem Kaiser von China, durch eine besondere Gesandtschaft gemeldet, der seinerseits wieder eine Gesandtschaft nach Korea sendet, um dem König sein Beileid auszusprechen, und gleichzeitig Opfergaben, bestehend aus Lebensmitteln, Seidenstoffen und Silberbarren für die Seele des Todten zu überbringen. Diese Gaben werden gewöhnlich in feierlicher Weise auf der Terrasse vor der Ahnenhalle verbrannt. Da aber Silber nicht brennt, bestehen die Silberbarren in höchst praktischer Weise aus — Silberpapier.

Ueber der Grabstätte des Königs wird ein Steinmonument errichtet, auf welchem sein Name und seine Ehrentitel verzeichnet sind. Zu beiden Seiten dieses einfachen Steinwürfels werden gewöhnlich zwei Steinsäulen oder zwei steinerne Thierfiguren, Elephanten, Pferde oder Kameele aufgestellt. In der Nähe des Grabmals wird ein Klostergebäude errichtet, welches den mit der Erhaltung der Stätte und mit der Opferung betrauten Personen als Wohnung bestimmt ist. Diese sind gewöhnlich junge Edelleute, welche die „Staatsprüfungen" bestanden haben und denen die Grabwächterstelle als erste Stufe für höhere Aemter dient.

In der näheren Umgebung Söuls, sowie der früheren Hauptstadt Kai Seng (Sunto) giebt es eine beträchtliche Anzahl derartiger Königsgräber, alle sorgfältig erhalten und bewacht. Auch die Mitglieder der königlichen Familie werden an

verschiedenen Orten unter ähnlichem Ceremoniell beerdigt, und ganz wie in China kann man auch in Korea behaupten, dass der Anlage von Eisenbahnen im Lande nichts so sehr hinderlich ist, als diese geheiligten und unverletzlichen Königsgräber. Ich hätte dieselben gerne besucht, allein zur Zeit meines Aufenthaltes in Korea hausten in der Nähe der Hauptstadt Rebellenhorden, welche den Europäern feindlich gesinnt waren, und weitere Ausflüge ins Innere des Landes wurden mir als höchst gefährlich abgerathen, ja in Anbetracht der Unruhen verweigerte die Regierung mir auch die erforderlichen Pässe. Dessen ungeachtet besuchte ich mehrere königliche Gräber, begleitet von dem Lieutenannt v. S. des deutschen Kriegsschiffes „Iltis“ und dem kaiserlich deutschen Vicekonsul Reinsdorf, eines tüchtigen Beamten und ausgezeichneten Kenners der koreanischen Sprache und Sitten, dem ich viele Erklärungen und Aufschlüsse über das mit sieben Siegeln verschlossene Land verdanke. Das grösste der Gräber, etwa zehn Kilometer vom Ostthore Söuls entfernt, liegt in einem prächtig gehaltenen englischen Park mit grossen Landbäumen, in deren Schatten wir das Grabkloster fanden. Unmittelbar dahinter, mitten im Park, erhob sich ein etwa 30 Meter hoher Hügel mit schönem Rasen bekleidet, auf welchem wir unsere Pferde unbeschadet der Grabwächter weiden liessen. Auf der Spitze des Hügels befand sich das Grab mit seinen drei Steinmonumenten. Ein schöneres Plätzchen als diese Grabstätte kann man sich selbst in dem an landschaftlichen Reizen so reichen Korea nicht denken, und es war nur schade, dass es Todten und nicht Lebenden gewidmet war.

In den wenigen Werken, welche bisher über Korea erschienen sind, wird behauptet, dass den Königen Schmuckgegenstände, Schätze und reiche Gewänder mit ins Grab gegeben werden. Dieser in ganz Ostasien verbreitete Glaube hat sogar vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten zu einer Expedition Anlass gegeben, deren Leiter ein Deutscher und deren Zweck die Beraubung der Königsgräber war. Glücklicherweise misslang das Unternehmen, allein dasselbe trug keineswegs dazu bei, die Achtung der Koreaner für die Europäer zu heben. Bedauernswerth bleibt es, dass die Expedition auf ihrem Schiffe die norddeutsche Flagge hisste, und dass das erste deutsche Schiff in koreanischen Gewässern eine so traurige Bestimmung hatte! Nach den Erkundigungen, die ich in Söul einzog, sind die Schätze in den Königsgräbern nur eine Fabel, die möglicherweise daraus entstand, dass die Gräber so strenge bewacht werden.

Innerhalb der gewaltigen Ringmauern Söuls befindet sich nur ein einziges königliches Grab. Ich fand es auf meinen Spaziergängen, in einem prachtvollen Haine zwischen dem englischen Konsulat und dem Zollamt, eines der schönsten Plätzchen Söuls und seiner wirklich reizvollen und malerischen Umgebung. Wie mir der Director der koreanischen Zölle, Mr. Brown, erzählte, werden noch heute vom König und seiner ganzen Familie Wallfahrten nach dieser Grabstätte unternommen, wobei der ganze Hofstaat mit allen Eunuchen, Pagen und Tänzerinnen den Zug begleitet. Dabei ist dieses Grab nur das einer königlichen Concubine, von der man in Söul Folgendes erzählt: Sie wurde vor etwa 150 Jahren von dem

damals herrschenden Könige wegen ihrer aussergewöhnlichen Schönheit unter seine Frauen aufgenommen und that sich dabei auch durch so viel Geist und Unterhaltungsgabe hervor, dass sie bald unumschränkte Herrschaft über den König ausübte. Sie vereitelte die Ränke der habsüchtigen Beamten und zog durch ihren Einfluss die Eifersucht der anderen Haremsdamen auf sich, so dass man bald ein Mittelchen fand, sie aus dem Wege zu schaffen. Ihr plötzlicher Tod brachte den armen König ausser Rand und Band; er wollte sich nicht von der Leiche trennen, und um ihn zu besänftigen, erklärten die Erdforscher, dass in diesem Falle die „Drachenader“ in der Stadt selbst sei. So entstand das einzige königliche Grab in Söul.

Der in Korea so eifrig gepflegte Ahnenkultus beschränkt sich aber nicht auf die Beerdigungs-Ceremonien und die Verehrung der Ahnentafeln in den „Ancestral Halls“. So fand ich in der Regierungszeitung vom 15. März 1892 folgendes königliche Edikt:

„Dem Könige Syeucho, welcher zur Zeit der letzten japanischen Invasion über Korea regierte, werden folgende posthume Titel verliehen: „Glänzende Herrschaft“, „Unergründliches Schicksal“, „Grossmüthiges Verdienst“, „Erhabener Beruf“. Die Ceremonie wird am 4. Mai stattfinden. Wir und Unsere Familie werden uns an diesem Tage nach der königlichen Ahnenhalle begeben.“

Am 3. Januar 1893 enthielt die Regierungszeitung folgendes Edikt:

„Gi Wau Ha und andere Studirende der Provinz Hang Hai do haben dem Könige die Bitte um Erlaubniss unterbreitet, im Distrikt Hai Chu einen Ehrentempel zu erbauen, denn dort beendigte der König Tai Cho Ta Woang seine Eroberung von Korea, dort residirte auch während der Kriege der König Sön Cho Ta Woang, und dort wurde der König In Cho Ta Woang geboren.“

„Seine Majestät hat geantwortet, dass diese Sache eine sehr wichtige sei, und sehr sorgfältig erwogen werden müsse. So schnell könne sie nicht erledigt werden. Die Studirenden mögen nach Hause gehen und nur fleissig ihre Lectionen lernen.“

Korea steht indessen mit dem eigenthümlichen Ceremoniell bei der Beerdigung und posthumen Verehrung seiner Könige nicht allein. Auch China und die anderen Reiche des fernen Ostens haben ähnliche Gebräuche. So befinden sich die Grabstätten der gegenwärtig in China herrschenden Mandschu-Dynastie in der Nähe Mukdens, der Hauptstadt der Mandschurei. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts liessen es sich die Kaiser nicht nehmen, die lange und schwierige Reise von Peking nach Mukden zu machen, um an den Gräbern ihrer Vorfahren zu opfern. Seither sandten die Kaiser alle zehn Jahre an ihrer Statt nur ihr Porträt dahin, das in China „das heilige Gesicht“ genannt wird — jedenfalls einfacher und weniger kostspielig. Dabei vernachlässigen sie die Kaisergräber aus den früheren Dynastien, die sie ja gar nichts angehen, vollständig. So fand ich beispielsweise die berühmten Gräber der Ming-Dynastie in der Nähe von Nanking vollständig verwahrlost. Niemand pflegt sie; ich ritt mit meinem Begleiter, einem Professor der Marine-Akademie in Nanking, Mr. Hearson, direct in den Grabtempel. Die Kolossalstatuen

der Kaiser stehen wohl noch da, allein von den gewaltigen steinernen Thierfiguren sind einzelne mit Schutt bedeckt, andere sind umgestürzt, und die ganze ehrwürdige Anlage geht dem vollständigen Verfall entgegen.

Noch grossartiger als in China wurden die Leichenbegängnisse der Herrscher früher in Birma und Kambodscha gefeiert; bis auf den heutigen Tag hat sich das Ceremoniell jedoch nur in Siam erhalten.



XII.

Eine Gesandtschaft des Kaisers von China in Korea.

Ist das kleine Königreich Korea ein Vasallenstaat Chinas? Ist es ein unabhängiges Land? Von der Beantwortung dieser Streitfrage hängt hauptsächlich die Berechtigung des Einfalls der japanischen Truppen in Korea ab und damit auch die Berechtigung des Krieges zwischen China und Japan. Das letztere behauptet, Korea sei unabhängig, China dagegen besteht neuerdings wieder mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit darauf, Korea sei seit mehr als zweihundert Jahren sein tributpflichtiger Vasallenstaat. Wer hat Recht? Thatsächlich bezahlt Korea an China einen in den Verträgen genau festgesetzten jährlichen Tribut und entsendet in jedem Jahre eine Gesandtschaft nach Peking zur Abholung des chinesischen Kalenders, es beherbergt in den Mauern seiner Hauptstadt einen chinesischen Residenten, und diese Umstände verbürgen die Richtigkeit der chinesischen Behauptung.

Während meines Aufenthaltes in Söul war ich bestrebt, noch mehr Beweisgründe für die Abhängigkeit Korea's aufzustöbern, und der Zufall brachte mich in den Besitz eines höchst merkwürdigen chinesischen Documentes, welches den Titel führt:

„Die Kaiserlich chinesische Gesandtschaft nach Korea im Jahre 1890. Geschildert von dem Privatsekretär der kaiserlichen Kommission.“

Dieses etwa dreissig Druckseiten umfassende Document ist augenscheinlich auf Kosten der chinesischen Regierung zur Veröffentlichung gelangt, denn, wie ich aus der Lektüre entnahm, haben die Chinesen begründete Ursache dazu. Nichts ist so sehr geeignet, die, ich möchte sagen: sklavische Abhängigkeit Korea's und seines Hofes von China festzustellen, und deshalb ist das Document augenblicklich von hohem Interesse. Aber dieses Interesse steigert sich noch für den nichtpolitischen Leser, denn die Schilderung der Gesandtschaftsreise enthält eine ganze Menge von Einzelheiten, welche ein höchst merkwürdiges Streiflicht auf die Zustände in Korea und auf die Sitten und Gebräuche der Höfe von Söul und Peking werfen.

Am 17. Tage des 4. Monats des 16. Jahres von Kwang Hsu, d. h. nach europäischer Zeitrechnung: am 4. Juni 1890, starb in Söul die Königin-Wittwe Chao von Korea im 83. Lebensjahre. Die alte Dame war eigentlich niemals Königin, sondern nur die Wittwe des vor seiner Thronbesteigung verstorbenen Kronprinzen Hsiao Ming. Da auch dessen einziger Sohn frühzeitig starb, wurde von der königlichen Familie von Korea sein Onkel Li Hwan zum Thronfolger gewählt. Auch dieser starb als solcher ohne Nachkommen, und so fiel denn die Wahl auf einen entfernten Neffen, Li Hsi, den gegenwärtigen König von Korea.

Wie in China, so sind auch in Korea Rangeserhöhungen lebender oder auch längst verstorbener Vorfahren gebräuchlich, und so wurde auf die Bitte des Königs der alten Kronprinzessin-Wittwe Chao vom Kaiser von China der Titel „Königin-Wittwe“ verliehen. Dieselbe ist, der Genealogie nach, die Urgrossmutter des gegenwärtigen Königs, allein nach dem koreanischen Familiengesetz ist der Letztere ihr Adoptivsohn, und derselbe hatte sie bei ihrem Tode als seine Mutter zu betrauern. Die wirkliche Mutter aber wurde officiell gänzlich ignorirt.

Nun sind in Korea wie in China die Ceremonien für Vorkommnisse in den regierenden Familien auf das Peinlichste vorgezeichnet. Ein eigenes Ministerium führt darüber Buch, und seit vielen Jahrhunderten herrscht dieses Ceremoniell ohne die geringste Abänderung. Bei jeder Gelegenheit, bei Absendung oder Empfang einer Gesandtschaft, bei Heirathen oder Todesfällen werden die uralten Archive konsultirt, Auszüge daraus angelegt, und man geht nach diesen so genau vor, dass selbst die Monarchen eine Abänderung nicht vornehmen können.

Kaum war die alte Urgrossmama todt, so schickte der König von Korea Abgesandte an die chinesische Grenze, um den dortigen Befehlshaber der Bannertruppen von dem Trauerfalle in Kenntniss zu setzen; 20 Tage nach dem Tode erfolgte die Absendung einer Gesandtschaft nach Peking, welche die Notification des Königs an den Kaiser, sowie eine zweite an das Ministerium der Riten und Ceremonien zu überbringen hatte.

Damit, so würde man glauben, hätte der König wohl seiner Schuldigkeit Genüge gethan. Allein man kann sich kaum eine Vorstellung von der Umständlichkeit und Weitschweifigkeit des Ceremoniells machen, welche eine so einfache Sache, wie eine Traueranzeige und den darauffolgenden Ausdruck des Beileids, begleitet.

Seit Jahrhunderten war es Sitte, dass diese Gesandtschaften, deren Mitglieder ihrem Range nach genau ausgewählt werden müssen, den Landweg von Söul nach Peking benützen. Derselbe erfordert im besten Falle eine zweimonatliche, anstrengende und kostspielige Reise. Die Dampferfahrt vom Hafen Söuls nach Tientsin, dem Hafen von Peking, erfordert nur mehrere Tage, allein es wäre ein grober Verstoss gegen die Etikette gewesen, Dampfer zu benützen. So kam denn die Gesandtschaft erst 9 Wochen nach ihrer Absendung in Peking an!

In dem erwähnten chinesischen Documente heisst es:

„Am folgenden Tage begaben sich der Vicepräsident und ein Sekretär des

Ministeriums für Ceremonien in vollem Staate nach der Empfangshalle, und stellten sich dort, mit dem Gesichte gegen Süden gerichtet, auf. Die Dolmetscher führten nun die koreanischen Gesandten herein, welche die beiden Documente ihres Königs in kniender Stellung überreichten. Der Sekretär nahm dieselben entgegen und legte sie auf den Tisch, worauf die koreanischen Gesandten wieder aus den Hallen geführt wurden."

Der Wortlaut des Documentes, mit welchem der König von Korea dem Kaiser den Tod seiner Mutter anzeigt, lässt sein Unterthanenverhältniss zu dem Kaiser wohl über alle Zweifel erhaben erscheinen. Es lautet:

„Euer Diener, Li Hsi, König von Korea berichtet achtungsvoll den Tod seiner Mutter, der Königin Chao, am 17. Tage des 4. Monats des 16. Jahres von Kwan Hsu. Er kniet jetzt vor Eurer Kaiserlichen Majestät in grosser Sorge und Trauer."

„Euer Diener betrachtet sein kleines Königreich in der That sehr unglücklich wegen dieses Trauerfalls, welcher sein Herz tief betrübt."

„Da Trauer Euren Diener befallen hat, berichtet er dies ehrfurchtsvoll Eurer Majestät. Er hat keinen anderen Ausweg, als Eure Majestät um gnädige Rücksicht für ihn zu bitten."

„Euer Diener ist jetzt vollständig ruhelos. Er unterbreitet diesen Bericht ehrfurchtsvoll Eurer Majestät."

„Der Bericht wird unterbreitet von dem König von Korea, Li Hsi, am 24. Tage des 9. Mondes des 16. Jahres von Kwang Hsu."*)

In dem zweiten Document bittet der König von Korea den Kaiser, doch ja keine Specialgesandtschaft zur Ueberbringung seines Beileides nach Korea zu senden, sondern dieses Beileid seinem eigenen, d. h. dem koreanischen Gesandten auszusprechen.

Man möge sich darüber nicht wundern, denn gerade so wie es in Europa noch im vergangenen Jahrhundert Sitte war, werden jetzt noch in den ostasiatischen Ländern Gesandtschaften als Gäste der Regierung betrachtet, sobald sie die Grenze des fremden Landes erreicht haben. Nun umfassen derlei Gesandtschaften mitunter ein Gefolge von mehreren hundert Personen, welche ihrem Range entsprechend in liberalster Weise verpflegt und versorgt werden müssen, was Auslagen von Hunderttausenden verursacht. Der König von Korea ahnte, er würde für das Beileid des Kaisers von China sein halbes Jahreseinkommen opfern müssen, und daher kommt die merkwürdige Petition um Unterlassung der chinesischen Gesandtschaft. Der König sagt in dem Documente unter Anderem:

„Die verstorbene Königin-Wittwe hat den Wunsch ausgedrückt, dass auf die Armuth des Volkes Rücksicht genommen werden möge, und daher hat der König von den Steuern abgesehen, welche sonst zur Bestreitung der königlichen Beerdigungskosten von den Städten, Dörfern und Weilern erhoben zu werden pflegen. Deshalb

*) Es muss hier allerdings bemerkt werden, dass im ostasiatischen Briefstyl der Schreiber sich selbst bescheiden zurückzusetzen, den Adressaten dafür höher zu ehren pflegt.

hat der König auch nicht die Mittel, das ganze der chinesischen Gesandtschaft gebührende Ceremoniell durchzuführen, und er könnte dadurch China verletzen."

Das Ministerium der Ceremonien verfasste nun, gestützt auf diese beiden Documente, einen Bericht an den Kaiser, und dieser entschied in einer Note an das Ministerium, dass auf die Armuth Korea's Rücksicht genommen werden möge. Doch fügt der Sohn des Himmels Folgendes bei:

„Das Königreich Korea hat sich Zeitalter hindurch als Vasallenstaat von China betrachtet, und von Uns viele Beweise Unserer Gnade und Unseres Wohlwollens erhalten.

„Die Entsendung einer Beileidsgesandtschaft nach Korea ist in Unseren Ceremonienbüchern vorgeschrieben und muss deshalb stattfinden, denn Wir wollen darthun, dass Wir für Unseren Vasallenstaat in diesem Falle Sympathien empfinden; da jedoch augenblicklich grosse Noth in Korea herrscht, so möge die Gesandtschaft, welche bisher den Landweg nach Korea zu nehmen pflegte, diesmal ausnahmsweise den Seeweg einschlagen. Sobald jedoch Unsere Gesandtschaft Korea erreicht, müssen von Korea alle vorgeschriebenen Ceremonien ohne die geringste Einschränkung durchgeführt werden. — Für Unsere stets zunehmende Gnade und für Unsere Rücksicht auf die Wohlfahrt Unseres Vasallenstaates sollte der König von Korea sich doppelt dankbar erweisen. Lasset dieses Decret Unserem Ministerium für Ceremonien und Unserem Präfecten der nördlichen Häfen zugehen und auch den König von Korea davon verständigen."

Nun fanden die Gelehrten im Ceremonienministerium beim Durchstudiren der alten Archive, dass eine Gesandtschaft, welche das kaiserliche Beileid aus Anlass des Todes der Mutter eines Königs von Korea zu überbringen hat, aus zwei Mitgliedern bestehen müsse. Der erste Gesandte ist zu wählen unter den ersten Ministern des kaiserlichen Hauses, den ersten Ministern der kaiserlichen Garde und jenen der Garde ersten Ranges; der zweite Gesandte unter den Mandschusekretären des inneren Rathes und anderen gleichgestellten Rangspersonen. Ferner stöberten die Ceremonienmeister einen Präcedenzfall auf, bei welchem sich die Wahl der Gesandten genau vorgezeichnet fand.

Alles dies wurde nun dem Kaiser in einer langathmigen, mehrere Bogen umfassenden Eingabe unterbreitet und derselben die Liste aller zu Gesandten wählbaren Würdenträger beigefügt.

Am selben Tage traf die Entscheidung des Kaisers wieder im Ceremonienamte ein, welche dem König von Korea sofort durch einen eigenen Boten mitgetheilt wurde. Gleichzeitig wurde der Vicekönig von Chihli, Präfekt der nördlichen Seehäfen, der berühmte Li-Hung-Tschang beauftragt, mehrere (!) Dampfschiffe für die Gesandtschaft auszurüsten und den verschiedenen Hafenbehörden Unterstützung und Förderung der Expedition anzuempfehlen. Diese Depesche an Li-Hung-Tschang umfasst abermals mehrere Seiten und ist mit so viel Einzelheiten ausgeschmückt, als handle es sich um Vorbereitungen zu einem grossen Kriege. Wie viel Zeit müssen doch der Kaiser und seine Beamten haben, wenn sie mit

einer gewöhnlichen Beileidsbezeugung so viel Aufhebens machen! In dieser Depesche ist für den europäischen Leser nur der Absatz von Interesse, der die Umständlichkeit und den Pomp bezeichnet, von welchem eine solche Specialgesandtschaft begleitet ist. Er lautet:

„Wir haben das Kriegsministerium beauftragt, den Gesandten ihren Bedarf an Karren, Maulthieren, Pferden, Bogen, Pfeilen und Schwertern zu liefern. Ebenso wird das Kriegsministerium an den verschiedenen Orten die Lieferung der erforderlichen Transportmittel, wie Pferde, Boote etc. anbefehlen. Das kaiserliche Beileidsschreiben ist von einem berittenen Beamten zu tragen, und die kaiserlichen Geschenke, wie Weihrauch, Seide und Sycee (reines chinesisches Silber in Barren) sind auf Packpferden zu befördern. Rangstafeln (die auf Stangen den Würdenträgern vorangetragen werden), Abzeichen der Würden, Flaggen und Ehren-Sonnenschirme sind ebenfalls von berittenen Beamten zu tragen."

Den kaiserlichen Befehlen gehorchend, stellte Li-Hung-Tschang der Gesandtschaft drei grosse Kriegsschiffe der nördlichen Flotte zur Verfügung. Sie verliess endlich Tientsin Anfangs November 1890, also sechs Monate nach dem Tode der Königin von Korea. Ein Kriegsschiff war nach Chemulpo, dem Hafen von Söul, vorausgesandt worden, um die koreanischen Behörden auf das Eintreffen der Gesandtschaft vorzubereiten. Die letztere hatte ausserdem einen Beamten, sozusagen einen Untergesandten, an den König von Korea gesandt, mit einer langen Depesche, in welcher neben anderen Vorschriften bezüglich des Empfanges der Gesandtschaft auch mitgetheilt wird, dass die Gesandten und Dolmetscher vom König keinerlei Geschenke in Geld oder Waaren annehmen dürften.

Aber auch ohne diese Geschenke verschlang der Empfang der chinesischen Gesandten in Korea viele Tausende Taëls. Eine koreanische Gesandtschaft hatte die Chinesen in Chemulpo zu empfangen und, den althergebrachten Vorschriften gemäss, setzte sich dieselbe aus acht der höchsten im Rang den chinesischen Gesandten gleichstehenden Beamten Korea's zusammen. Ausserdem wurden ernannt: Elf „Empfänger" zweiten Ranges, dreizehn „Unterempfänger", neunzehn Garderobenbeamte in der Residenz der Gesandtschaft in Söul, acht Dolmetscher erster, acht Dolmetscher zweiter Klasse, dreiundzwanzig Sekretäre, ein Herold und ein Intendant. Die Gesammtzahl der Beamten der Empfangskommission erreichte hunterundacht. Auch sonst wurden die umfassendsten Vorbereitungen für den Empfang der Gesandten getroffen. Der elende, etwa dreissig englische Meilen lange Weg zwischen Chemulpo und Söul wurde geebnet, bedeutend erweitert und mit gelbem Sande bestreut; in den einzelnen Ortschaften wurden neue Häuser für die Unterkunft der Gesandten und des nach Hunderten zählenden Gefolges errichtet; Pferde, Wagen, Tragstühle, Militärbewachung wurden requirirt, alle Beamten der Provinz waren wochenlang kopfüber beschäftigt. In Söul selbst war es bisher Sitte gewesen, dass der König die Gesandtschaften China's persönlich ausserhalb der Stadtmauern empfange. Jenseits des Nordthores steht ein grosser, rother Triumphbogen, sowie eine nach allen Seiten offene Empfangshalle, welche seit Generationen für diese

Zwecke dient. Der König beschloss nun, die kommende Gesandtschaft nicht vor dem Nordthore, sondern vor dem Südthore zu empfangen; da aber die dahinführende Strasse zu eng war, wurde eine ganze Häuserreihe zur Verbreiterung der Strasse niedergerissen. Am 6. November landete die Gesandtschaft unter grossartigem Ceremoniell in Chemulpo und näherte sich nach zweitägiger Reise der Hauptstadt Söul. Nicht weniger als zweitausend Funktionäre nahmen an dem Zuge in verschiedenen Eigenschaften theil, während Hunderttausende neugieriger Koreaner aus der Umgebung zusammengeströmt waren und die beiden Seiten des Weges besetzt hielten. In den langen Listen, die mir vorliegen, finde ich, dass jedem der zweitausend Theilnehmer sein Platz im Zuge genau vorgezeichnet war. Ich will hier nur das specielle Gefolge der beiden chinesischen Gesandten erwähnen, welchen eine Unzahl von koreanischen Beamten, Bannerträgern, Musikanten, Garden etc. voranschritten. Jedem Gesandten wurden beim Abmarsch von Chemulpo zur Verfügung gestellt: vier Sattelpferde mit vier Knechten und drei Treibern, ein Ehrensonnenschirmträger, zwei Pfadfinder, vier Diener, vier Tragponies mit vier Knechten, ein Tragstuhl-Oberträger, ein Tragstuhl mit acht Unterträgern, ein Ponie zum Transport der Regenmäntel und Regenhüte, zwei Diener, vier Muschelbläser, vier Pfeifer und vier Hornbläser, vier Aufseher der Flaggensignale, sechs Gongschläger, sechs Polizeibeamte erster Klasse, zwei Officiere als Commandanten der zwei eskortirenden Militär-Abtheilungen, zweiundzwanzig Fahnenträger, ein Dolmetscher erster Klasse, ein Aufwärter, ein Koch und sieben Dolmetscher dritter Klasse.

Ebenso erhielt jeder chinesische Gesandtschaftsdolmetscher drei Ponies mit drei Reitknechten und zwei Treibern, zwei Pfadfinder, ein Ponie zum Transport der Regenmäntel, zwei Lakaien, zwei Flaggenaufseher, zwei Polizisten, zwei Gongschläger, zwei koreanische Dolmetscher dritter Klasse und einen Tragstuhl mit vier Trägern und einem Oberträger. Jedem Diener der chinesischen Gesandtschaft wurde ein Pferd mit einem Knechte und ein koreanischer Diener zugewiesen.

Unter Trompetengeschmetter und Kanonendonner bewegte sich diese Kolonne von mehr als zweitausend Menschen und ebenso vielen Pferden gegen Söul. Dreimal täglich wurde ein „Gesundheitsnachfrager“ vom König und ein zweiter vom Kronprinzen den Gesandten entgegengesandt. Dieselben warfen sich vor den Gesandten zur Erde, überreichten ihnen die einen Quadratfuss grossen Visitenkarten des Königs und des Kronprinzen und erkundigten sich in deren Namen nach der Gesundheit der Gesandten. Göttern könnten auf dem ganzen Marsche nach Söul nicht höhere Ehren, verbunden mit grösserem Ceremoniell, erwiesen werden, wie diesen zwei Abgesandten des chinesischen Kaisers. Alles das aber wurde beim Eintreffen vor den Thoren Söuls noch überboten. Grosse, reiche Zelte waren dort errichtet worden, deren vornehmstes den Gesandten angewiesen wurde; das zweite diente für den König, der während der ganzen Zeit der gehorsame Sklave seiner Ceremonienmeister war. Kein anderes Wort als „Sklave“ kann hier angewendet werden, wie man aus dem nachstehenden Ceremonienbefehl entnehmen kann:

„Bei der Annäherung der kaiserlichen Gesandten werden die Mitglieder des

königlichen Hofstaates, die Civilbeamten und die Officiere schwarze Halskrägen, schwarze Gazehüte und schwarze Horngürtel anlegen, der König aber wird seinen geflügelten Hut, ein einfaches Kleid mit schwarzem Kragen und einen Trauergürtel aus Nephritsteinen mit schwarzen Quasten tragen. Der Oberhofmeister und ein Hofmeister werden den König aus seinem Wartezelte an den für den Empfang der Gesandten bestimmten Platz führen. Beim Eintreffen der kaiserlichen Beileidsbotschaft wird der Oberhofmeister den König bitten, eine geneigte Stellung anzunehmen. Der König wird sich neigen. Auf ein Zeichen der Arrangeure werden die Beamten und Officiere dasselbe thun."

„Die kaiserlichen Gesandten werden das kaiserliche Schreiben ehrfurchtsvoll in den dafür bestimmten vergoldeten Tragkasten legen, die kaiserlichen Geschenke aber in einen zweiten Kasten. Hierauf wird der Oberhofmeister den König bitten, aufrecht zu stehen. Der König wird nun aufrecht stehen."

Das ist der genaue Wortlaut des Documentes, das auch insofern interessant ist, als es die schwarze Farbe als die Ceremonienfarbe beim Empfang kaiserlicher Botschaften bezeichnet.

Nach der Begrüssung der Gesandten durch den König liess sich derselbe rasch nach seinem Palaste zurücktragen, um die Procession am Hauptthore desselben zu erwarten. Der Zug mit den Gesandten und den in den Tragkästen ruhenden kaiserlichen Schreiben und Geschenken bewegte sich langsam und in feierlicher Weise durch die Hauptstrassen, geführt und gefolgt von der ganzen Garnison Söuls. Das Volk stand schweigend in den Seitenstrassen, ohne irgend etwas zu sehen, denn zu beiden Seiten der Gesandten schritten Soldaten mit langen, vertikal gespannten Seidentüchern, um sie den Blicken der grossen Menschenmenge zu entziehen.

Beim königlichen Palaste angekommen, zogen die Gesandten mit der Botschaft an dem König vorüber in den Palast und stellten dort das kaiserliche Schreiben und die Geschenke in reich vergoldete Schränke, die in der Mitte der Chin-Cheng, d. h. der „Halle des Fleisses", aufgestellt waren. Dann setzten sie sich zu beiden Seiten auf bereitgehaltene Stühle.

Nun wurde der König herbeigeführt, um das Schreiben des Kaisers zu begrüssen. Das Ceremonienbuch sagt davon Folgendes:

„Der Oberhofmeister wird den König bitten, sich zu verneigen, vier Mal zu Boden zu fallen und diesen mit der Stirne zu berühren, dann sich zu erheben und aufrecht zu stehen. Auf ein Zeichen der Arrangeure werden hierauf die Hofstaaten und Beamten dasselbe thun. Der Oberhofmeister wird hierauf den König bitten, zu knien: Der König wird knien, ebenso auf ein Zeichen der Arrangeure der Hofstaat und die Beamten."

„Die Weihrauchaufseher werden vor dem Weihrauchständer niederknien, die Weihrauchfässer drei Mal schwingen (vor dem kaiserlichen Brief), hierauf mit der Stirne den Boden berühren und sich entfernen. Dasselbe wird der König thun."

Damit war die Begrüssung der Gesandtschaft zu Ende. Das Beileidschreiben und die Geschenke des Kaisers wurden nun „mit Andacht" von dem Gesandten nach

der „Yün-Halle“, d. h. der Halle der „entschwundenen Seelen“, gebracht und dort auf Tischen aufbewahrt. Kaum waren die Gesandten in ihren innerhalb des königlichen Palastkomplexes gelegenen Wohnungen eingetroffen, so fanden sich schon wieder Gesundheitsnachfrager mit den riesigen Visitenkarten des Königs und des Kronprinzen ein, welche sich nach dem Befinden der Herrschaften erkundigten. Ihnen folgte der Stadtgouverneur, welcher den Gesandten die Schlüssel der Stadtthore und die Königsstandarte überbrachte.

Am folgenden Tage fand in der Yün-Halle die eigentliche Beileidsceremonie statt. Dort, in dieser Halle der „entschwundenen Seelen“, wo die Gedenktafeln der verstorbenen Mitglieder der Königsfamilie aufgestellt sind, nahm die Tafel der entseelten Königin-Wittwe den vornehmsten Platz ein. Zur Seite waren Sitze für die Gesandten, dann Tische für die kaiserlichen Geschenke aufgestellt, und die Gesandten wurden unter dem peinlichsten Ceremoniell, bei welchem jeder Schritt, jede Bewegung vorgeschrieben war, nach der Halle geführt. Der König und sein Hofstaat, Alle in tiefster Trauer, d. h. in Anzügen aus roher weissgelber Sackleinwand mit ungeheuren Hüten aus gleichem Stoff, begaben sich zuerst nach der Chai-Halle, d. h. der „Halle des Fastens“, wo sie sämmtlich ihre Sacktücher wuschen, statt der vorgeschriebenen Körperwaschung. Nun erfasste der Oberceremonienmeister das eine Ende des Pilgerstabes, welchen der König trug, und führte ihn an demselben, da der grosse Hut den freien Ausblick verhinderte, nach der Yun-Halle.

Das Ceremonienbuch sagt nun: „Der Ceremonienmeister wird laut ausrufen: „Wehklagen!“ Dann wird der Oberhofmeister den König bitten, zu wehklagen, und der König wird wehklagen. Auf ein Zeichen der Arrangeure wird auch der Hofstaat wehklagen.

Hierauf wird der Hofmeister die Gesandten bitten, zu wehklagen, und die Gesandten werden wehklagen.“

Auf die Bitte des Hofmeisters wurde endlich mit dem Wehklagen eingehalten und unter allerhand weitschweifigen Ceremonien den Manen der verstorbenen Urgrossmama Wein offerirt, indem die Gesandten ein ihnen von knienden Kammerherren überreichtes Weingefäss nahmen und drei kleine, vor dem Altare der Königin-Wittwe stehende Tassen füllten.

Hierauf musste der König niederknien, ebenso der ganze Hofstaat, und so die Verlesung des kaiserlichen Begleitschreibens durch den ersten Gesandten anhören. Zum Zeichen der Dankbarkeit neigte sich der König zur Erde, sie mit der Stirne berührend. Nun folgte auf Befehl ein zweites allgemeines Winselconcert, und als diese Traueräusserung zu Ende war, begab sich die ganze Gesellschaft in feierlicher Procession auf die Terrasse an der Westseite der Yün-Halle. Dort stand auf einem freien Altar eine grosse Messing-Urne mit glühenden Kohlen und in diese wurde das kaiserliche Begleitschreiben zur Verbrennung gelegt. Diesem folgten der kaiserliche Weihrauch und die anderen kaiserlichen Geschenke, selbst die schönen kostbaren Seidenstoffe wurden von der Verbrennung nicht ausgenommen. Damit war

das Programm des Tages zu Ende. Der König und sein Hofstaat einerseits und die Gesandten mit ihrem Gefolge andererseits warfen sich nun vor einander einige Male zur Erde und führten eine ganze Quadrille von gegenseitigen Achtungsbezeugungen auf, bevor sie sich von einander trennten. Während der ganzen Zeit aber wechselten sie nicht ein Wort miteinander.

Des Nachmittags sandte der König wieder die Gesundheitsnachfrager, sowie eine Deputation mit königlichen Geschenken für die Gesandten, welche diese aber nicht annahmen. Drei Mal wurden die Geschenke angeboten, drei Mal abgelehnt, dafür beschenkten die Gesandten ihre Diener und die Hofchargen der Königs in reichlichster Weise mit Geld, Seidenstoffen, Silberbarren, Fächern etc.

Am folgenden Tage fand das Festbanket zu Ehren der Gesandten in der Nampieh-Kung-Halle statt. In dieser grossen Halle wurden auf der Westseite ein Sitz für den König, auf der gegenüberliegenden Ostseite eine Bank für die Gesandten aufgestellt; an der Nordseite befand sich ein Tisch mit dem Weihrauchgefäss, auf der Südseite ein Theezelt. Unter grossem Ceremoniell begrüssten einander der König und die Gesandten, indem sie sich wortlos zur Erde warfen, und nahmen hierauf ihre Plätze ein. Nun servirten die Truchsessen den drei Banketttheilnehmern kniend Thee, hierauf Früchte und Süssigkeiten, von welchen die Gäste etwas nahmen, ohne zu essen. Nach wenigen Minuten erhob sich der König, um Weihrauch zu opfern, verbeugte sich tief vor den Gesandten und entfernte sich. Das Banket war beendet.

Der nächste Tag war für die Abreise der Gesandtschaft bestimmt. Nach altem Gebrauche sandte der König drei Mal verschiedene Würdenträger, um die Gesandten zum längeren Bleiben zu bewegen, im Herzen wahrscheinlich herzlich froh darüber, dass sie diese Einladung nicht annahmen. Dieselbe Freude mochten auch die Gesandten empfinden, denn während ihres dreitägigen Aufenthaltes waren sie Sklaven des Ceremoniells, assen und tranken nichts, ausser sie hatten sich von China ein paar belegte Brödchen mitgebracht, und sahen nichts von der Stadt, denn während ihres Ein- und Auszugs wurden hohe Vorhänge rings um sie gehalten.

Am Abend vor der Abreise begab sich der Ceremonienmeister mit einem grossen Blatt weissen Papiers zu ihnen und bat sie, darauf die Stunde des Aufbruchs niederzuschreiben, ein ausgezeichnetes Mittel zur Verhinderung von Missverständnissen bei den langschläfrigen Chinesen. Unter demselben Kanonendonner, mit demselben grossartigen Gepränge nahmen die Gesandten Abschied von dem König, mit dem sie während ihres ganzen Aufenthalts in Söul nicht gesprochen hatten, und verliessen die Stadt. Auf den Plätzen und in den Strassen aber musste das Volk auf Befehl des Königs „vor Freude und Vergnügen über die Gnade des Kaisers“ tanzen.

Sechs Mal während der Rückreise der Gesandtschaft nach Chemulpo sandten der König und der Kronprinz Gesundheitsnachfrager mit Visitenkarten an die Gesandten, und in Chemulpo erwartete sie eine königliche Gesandtschaft, welche ihnen die Freude des Königs über ihr Kommen ausdrückte, sowie sie bat, dem Kaiser

bekannt zu geben, dass er, der König, eine Dankgesandtschaft nach Peking senden werde — Alles das wegen einer verstorbenen Urgrossmutter!

Gewiss hatten die Chinesen Recht, die Geschichte dieser ausserordentlichen Botschaft zu veröffentlichen, denn sie zeigt, mit welcher Unterthänigkeit der König von Korea dem Kaiser von China ergeben ist. Mit grossem Nachdruck wurde das Wort „Vasallenstaat" so häufig als möglich Kaiser und König in den Mund gelegt; während dasselbe gegenüber Japan niemals gebraucht wurde. Beim Empfange japanischer Gesandten ist das Ceremoniell ebenso einfach wie bei jenen der englischen oder deutschen Vertreter, und ginge es nach den Gefühlen des Königs und des Volkes von Korea, man würde die Japaner mit Stöcken aus dem Lande vertreiben. Nirgends habe ich bei einem Volke einen so tiefen Hass gefunden, wie bei den Koreanern gegen die Japaner, und es zeigt krasse Unkenntniss der Verhältnisse, von koreanischen Sympathien für Japan zu sprechen. Japan war es, das vor drei Jahrhunderten Korea vollständig vernichtet und zerstört hat; Japan hat dies seither mehrmals wiederholt, und die Koreaner haben es nicht vergessen.

Merkwürdig ist das Ceremoniell der chinesischen Gesandtschaft in Korea auch deshalb, weil es uns den Ursprung so mancher Einzelheiten in dem Ceremoniell unserer europäischen Höfe erklärt. Wie es 1890 in Korea stattfand, stammt es aus uralten Zeiten; die Chinesen führten es vielleicht schon zu Beginn der christlichen Zeitrechnung an den Höfen ihrer Vasallenstaaten ein, und von dort nahm es den Weg über den mohamedanischen Orient nach Europa. Ja noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sandte die Türkei eine Botschaft nach Wien, deren Zug durch Ungarn und Niederösterreich, und deren Empfang in Wien in auffälliger Weise jenem ähnelt, welcher vor drei Jahren den Chinesen in Korea zu Theil wurde.

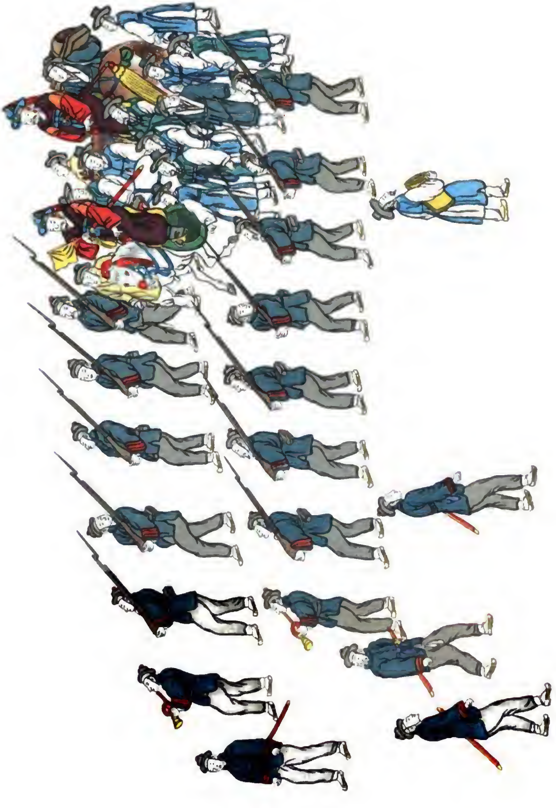
XIII.

Koreanische Soldateska.

In den verschiedenen Welttheilen war es mir vergönnt, eine ganze Reihe höchst merkwürdiger Armeen kennen zu lernen. Allein die koreanische Armee erscheint mir doch die merkwürdigste von allen.

In den officiellen Listen der koreanischen Regierung fand ich den Bestand der eigenen koreanischen Armee mit 1200000 Mann — sage einer Million zweimalhunderttausend Mann — angegeben, und doch ist heute kein einziger koreanischer Soldat in Söul oder anderswo im „Reiche der Morgendämmerung". Der Garnisonsdienst in der Hauptstadt und der Wachtdienst im Königspalaste wird von japanischen Truppen besorgt, der König und die ganze Regierung sind Gefangene der Japaner. Der Gesandte des Mikado regiert das Reich. Und Alles dies geschah, ohne dass den Koreanern überhaupt der Krieg erklärt wurde, und die letzteren liessen die japanischen Brigaden landen, ohne dass sich auch nur ein koreanischer Soldat hätte blicken lassen. Wo blieben denn die Million und zweimalhunderttausend Soldaten? Wo das Kriegsministerium und die zahlreiche Generalität, die in der Hauptstadt residirt?

Nach der „Heeresorganisation" Korea's ist jeder gesunde Mann mit geraden Gliedern, vorausgesetzt, dass er nicht dem Adelstande angehört, Soldat und wird in den Listen als solcher angeführt. Allein von der daraus resultirenden ein und ein Viertel Million haben neunundneunzig Procent niemals ein Gewehr berührt, niemals den Rock des Königs getragen. Bei der bekannten Käuflichkeit der koreanischen Beamten und Officiere — eine der Hauptursachen des gegenwärtigen Krieges — ist die Führung der Soldatenlisten ein sehr einträgliches Geschäft. Wenn die Unterbeamten der Mandarine, die sich ihre Stellen von den letzteren gekauft haben, die alljährliche Runde in den Städten und Dörfern ihrer Districte machen, um die Soldatenlisten aufzustellen, wird häufig ganz öffentlich der Preis genannt, für welchen man aus den Listen fern bleiben kann. Nach den Angaben französischer Missionäre beträgt derselbe zwischen drei- und fünftausend „Cash",



d. h. nach unserem Gelde etwa drei bis fünf Mark. Dies erscheint in Europa allerdings wenig, in dem geldlosen wohlfeilen Korea aber, wo eine Familie mit diesem Betrag wochenlang leben kann, ist es sehr viel. Nun dürfen die Beamten, wenn sie gute Geschäfte machen, den Mandarinen und schliesslich dem Kriegsministerium nicht mit leeren Listen kommen, als hätte irgend eine Epidemie oder Hungersnoth die halbe Bevölkerung dahingerafft. Deshalb werden in die Listen fictive Namen eingetragen und Mitglieder von Familien weitergeführt, die seit Generationen ausgestorben sind.*)



Koreanischer General mit Soldaten.

Thatsächlich stehen von der koreanischen Armee etwa zehntausend Mann unter den Waffen; ich fand in der Hauptstadt allein achttausend, und die übrigen zweitausend bilden die Besatzung der vier befestigten Lager Korea's, ferner die Leibgarde der Gouverneure in den Provinzen, die Wachen für die Waffendepôts und Gefängnisse, und Geleittruppen für Officiere und Beamte auf Reisen. Aber auch

*) „Les registres sont remplis de noms fictifs; on y voit figurer des membres de familles éteintes depuis plusieurs générations" siehe „Histoire de l'Eglise de Corée".

diese „stehende Armee“ ist keine solche im europäischen Sinne. Wie die Mehrzahl der Bannertruppen in China, so sind auch die Koreaner nicht in Brigaden, Regimenter, Compagnien etc. eingetheilt, sondern in „Lager“. Sôul besitzt vier solcher Lager, d. h. mit Mauern umgebene Complexe von niedrigen Häusern, in welchen die Soldateska wohnt. Je eines dieser Lager befindet sich in der unmittelbaren Nähe der beiden Königspaläste, eines im Osten, eines im Süden der Stadt. Die Soldaten der Hauptstadt werden gewöhnlich aus den umliegenden Dörfern rekrutirt, andere stellen sich freiwillig, denn die Löhnung wird ihnen ziemlich regelmässig bezahlt, ausserdem erhalten sie Kost und Wohnung und sind für ihr ganzes Leben versorgt, da es eine bestimmte Dienstzeit nicht giebt. Beim Eintritt in die „Armee“ wird ihnen der Stoff für die Uniform geliefert, die sie selbst nähen oder nähen lassen müssen. Schuhe und Hüte müssen sie von ihrer Löhnung kaufen. Als Nahrung bekommen sie dreimal täglich Reis, Bohnensuppe oder rohe und getrocknete Fische. Die ersten Wochen nach ihrem Eintritt bringen sie mit Drill, Schiessübungen und dergleichen zu; hierauf werden sie in die Dienstabtheilungen eingereiht und haben dann je drei Tage im „Lager“ zu bleiben; die nächsten drei Tage wohnen sie in den königlichen Palästen und versehen dort den Wachdienst und weitere drei Tage erhalten sie Urlaub. Sie legen dann ihre Waffen in die Hände des Lagercommandanten zurück und gehen nach Hause in ihre Dörfer, um ihre Familienpflichten zu erfüllen, die Felder zu bestellen etc. Nach Ablauf der drei Urlaubstage müssen sie wieder in das Lager zurückkehren und der Dienst beginnt in der geschilderten Weise von Neuem.

Im Jahre 1886 wurde diese koreanische Armee neu „organisirt“; der Hauch der modernen Civilisation machte sich auch in dem bis 1884 dem Auslande vollständig versperrten und unzugänglichen Korea fühlbar. Die wiederholten Angriffe der Engländer, Franzosen und Amerikaner auf koreanische Festungen waren von den Truppen allerdings, wie sie behaupten, tapfer abgeschlagen worden, allein nur unter schweren Opfern. Gegen die modernen Hinterlader konnten die mit Bogen und Pfeil, im besten Fall mit alten Luntengewehren bewaffneten Krieger nicht aufkommen. Wohl trugen sie unter ihren weissen langen schlafrockartigen Gewändern baumwollene Panzer von zehnfacher Dicke, aber auch diese schützten nicht vor dem Hagel der Winchester- und Remington-Kugeln. Deshalb wurde eine neue Anleihe zur Ausrüstung der Armee aufgenommen, und um auch die Mittel zur Neu-Uniformirung aufzubringen, musste das Volk einen Theil der Ernten abliefern. Dazu wurden zwei Amerikaner als Instructoren angeworben, von denen jedoch nur einer wirklichen Militärdienst durchgemacht hatte.

Das Resultat ist die heutige Armee, die indessen nur aus Infanterie besteht; die einzigen Geschütze Korea's liegen verrostet in den Gräben und auf den Wällen der zerfallenden Festungen; ja nicht einmal die Ringmauern der Hauptstadt haben Kanonen aufzuweisen; ich sah auf meinen Spaziergängen rings auf den Stadtmauern nicht ein einziges Geschütz. Wohl giebt es in den Provinzen auch „Arsenale“ oder Waffendepôts, allein wie die katholischen Missionäre, die einzigen, welchen

es bisher gelungen ist, in Verkleidung das ganze Land zu durchreisen, an die Pariser „Gesellschaft der fremden Missionen" berichteten, befinden sich dort weder Uniformen, noch Munition, noch Waffen in brauchbarem Zustande. „Tout a été vendu par les comployés", und an Stelle der brauchbaren Artikel wurden Lumpen und verrostete Eisenstücke deponirt. Fand sich irgend ein ehrlicher Mandarin, der Ordnung in die verlotterten Zustände bringen wollte, so vereinigten sich alle Unterbeamten gegen ihn, und er musste ihnen nachgeben oder seinen Posten verlassen; er konnte sich noch glücklich schätzen, wenn er beim Hofe nicht als Feind der Krone und Revolutionär verleumdet wurde.

Auch Cavallerie kennt die koreanische Armee nicht. Bedarf man irgendwo zur Unterdrückung eines Aufstandes rasch eine Anzahl Soldaten, so werden ihnen vom königlichen Marstall Pferde gestellt, die aber wieder dorthin abgeliefert werden müssen. Ich besuchte diesen Marstall, in einer der Vorstädte Söuls gelegen. In einem grossen sonnigen Hofe standen dort unter den an die Umwallung angebauten Flugdächern etwa achtzig bis hundert der winzigen koreanischen Ponies, kaum so gross wie unsere Eselchen. Selbst der König besitzt keine Pferde. Seine Ponies, feurige edle Thiere, standen in einem abgesonderten Raume. Die anderen Ponies, durchwegs Hengste, waren von minder gutem Aussehen, doch sind sie wie alle koreanischen Ponies ungemein kräftig und ausdauernd. Schnelle Gangart darf man allerdings von ihnen nicht erwarten. Sie zotteln in kurzen Schrittchen einher, und wenn die diplomatischen Vertreter des Auslandes schnell nach dem Hafen oder sonstwohin reisen wollen, lassen sie sich lieber in Tragstühlen tragen, falls sie keine japanischen Pferde oder Maulthiere unter den europäischen Kaufleuten in Chemulpo auftreiben können.

Die Uniformirung der koreanischen Soldaten besteht aus einem dunkelblauen Kittel mit rothem Besatz auf Kragen und Aermeln, dunkelblauen, bis an die Knöchel reichenden Beinkleidern und chinesischen Tuch- oder Strohschuhen. Im Sommer tragen sie zuweilen auch weisse Beinkleider. Die Knöpfe des Kittels stammen von allen möglichen Militäruniformen der Europäer oder Amerikaner, und wenn solche nicht aufgetrieben werden können, verwenden die Koreaner auch weisse Hosenknöpfe. Es kommt ja gar nicht darauf an. Die Hosen werden unter dem Kittel durch einen Gürtel zusammengehalten, an welchen zwei Beutel, für Tabak und Geld bestimmt, stecken; und der schwarze Ledergürtel über dem Kittel dient für die Patronentasche sowie für die Scheide des Bayonetts oder (bei Unterofficieren) des kurzen japanischen Schwertes. Die langen Haare fallen nicht wie bei gewöhnlichen koreanischen Junggesellen in Zöpfen auf den Rücken, sondern sind zu einem Scheitelknopf zusammengewunden und darüber wird der grosse schwarze Rembrandthut, jedoch mit steifer gerader Krämpe gestülpt. Ein Lederriemen hält den Hut auf dem Kopfe fest. Vor der „Reorganisation" trugen die Kisu (alte Soldaten) auf den Hüten einen rothen Rossschweif, der noch jetzt vielfach in der Armee zu sehen ist, ein Beweis für die Dauerhaftigkeit der koreanischen Hüte.

Die Generale (Tai-Tyang) residiren alle in der Hauptstadt, und es kann keinen seltsameren Aufzug geben, als wenn ein derartiger militärischer Würdenträger in Parade etwa nach dem königlichen Palast reitet. Er ähnelt dem im nachstehenden Kapitel geschilderten Aufzug der Minister. Voran schreiten zwei Civilbeamte mit grossen, auf Stangen steckenden Tafeln, auf welchen die Worte stehen: „Ruhe!" und „Macht den Weg frei!"; ihnen folgt in der Mitte des Weges ein Beamter mit einem grossen Portefeuille, in welchem die einen halben Quadratfuss grossen Visitenkarten des Generals aufbewahrt werden; hierauf kommen einige Unterofficiere, zwei Trompeter, eine Garde von zwölf Mann mit Gewehren bewaffnet und auf beiden Seiten der Strasse einhermarschirend, endlich auf einem kleinen Ponie reitend der General. Ein Stalldiener hält der Sicherheit halber das Pferd an den Zügeln, ein zweiter schreitet hintendrein. Neben dem Pferde trägt ein Civilbeamter einen grossen gelben Regenschirm auf der Schulter, das Abzeichen eines hohen Mandarins, nur diesem zu tragen erlaubt. Und nun erst der General! Er trägt einen langen, nachthemdartigen Talar aus Goldbrokat mit purpurrothen Aermeln, darüber einen zweiten schwarzen Talar ohne Aermel, an den Hüften mit einer blauen Binde zusammengehalten. In dieser steckt an der linken Seite ein japanisches Schwert in rother Tuchscheide. In der Rechten trägt er ein kleines gelbseidenes Fähnchen, auf welchem das Wort Tai-tyang (General) steht. Auf dem Kopfe sitzt ein mit langem rothem Rossschweif geschmückter Rembrandthut, der durch eine Schnur aus grossen Bernsteinperlen unter dem Kinn festgehalten wird. Hinter ihm schreitet ein ganzer Tross von Dienern einher, welche allerhand für seine militärischen Pflichten nicht gerade nothwendige Geräthschaften tragen. Der Erste hält den Fächer, der Zweite die Pfeife, der Dritte den Tabaksbeutel, der Vierte einen Regenmantel aus Oelpapier, der Fünfte ein paar Filzstiefel, ein Sechster trägt in einer Truhe auf dem Rücken allerhand Kleidungsstücke und den Schluss bildet ein Siebenter, der in einem Netzsack ein Nachtgeschirr aus Messing trägt. Wozu ist man General, wenn man sich nicht auf Spaziergängen allerhand kleine Bequemlichkeiten erlauben kann?

Mit geringerem Gefolge reitet der Oberst (Yeng-tyang) oder der Hauptmann (Tyang-kun) durch die Strassen, oder die Herren Officiere lassen sich in Sänften tragen, niemals aber würde einer von ihnen zu Fuss oder unbegleitet in der Strasse erscheinen. Selbst privaten Bedürfnissen kommen sie nicht ohne Begleitung resp. Beihülfe nach.

Geradeso wie die Beamtenstellen, so sind auch die Officiersstellen, trotz des vorgeschriebenen, formellen Examens, für Geld käuflich, aber nur den Adeligen. Indessen sind die Officiere gerade so wie in China lange nicht so angesehen wie die Beamten, ja manche Privilegien der letzteren, z. B. die Benutzung von Rollstühlen, ist selbst dem General nicht gestattet. Zuweilen kommt es vor, dass ein besonders bevorzugter Mandarin zum Gouverneur und gleichzeitig zum General einer Provinz ernannt wird, und mit der Stelle eines Obersten ist gewöhnlich die eines Richters verbunden. Eine Rangliste wie bei europäischen Armeen ist selbst-

verständlich in Korea nicht vorhanden; wie die Mandarinstellen, so werden auch die Officiersstellen nur für eine bestimmte Zeit, ein, zwei bis drei Jahre vergeben, aber auch nach Ablauf dieser Zeit behalten die Würdenträger ihre Titel, und es wird denselben auch der Name der Provinz beigefügt, wo sie bedienstet waren. Das Gehalt wird ihnen nur während der Dienstzeit ausbezahlt und besteht bei einem General monatlich aus 6000 Cash (etwa 7 Mark), 3 Säcken Reis, 2 Säcken Bohnen, einem Stück Seidenstoff, einigen Rollen Oelpapier; ein Hauptmann bezieht nur die Hälfte dieser Quantitäten. In der Regel helfen sich indessen die Officiere ganz in derselben Weise wie die Civilbeamten zu allerhand Nebenbezügen.

Dass bei einem derartigen Officierkorps die Schlagfertigkeit der koreanischen Armee keine grosse sein kann, ist wohl begreiflich. Die weitaus grösste Mehrzahl der Officiere hat nicht die leiseste Ahnung vom Militärwesen; bei dem zweihundertjährigen Frieden, der im Lande herrschte, haben sie niemals Gelegenheit bekommen, Feld- und Kriegsdienst kennen zu lernen, und da bis etwa vor acht Jahren niemals ein Koreaner das Heimathland verlassen hat, ausser um nach China zu reisen, haben sie auch keinen Begriff von den militärischen Einrichtungen anderer Staaten. Das Soldatenmaterial ist vorzüglich, entschieden besser, als jenes der Chinesen, und gar nicht zu vergleichen mit den kleinen zwergartigen Japanern. Von den Vielen, die ich in Sŏul zu sehen bekam, war wohl keiner unter 5 Fuss 9 Zoll gross, die meisten waren kräftig, stramm, wohlgenährt, mit dunklen, bärtigen, ernsten Gesichtern, geradezu Prachtkerle für ein Gardekorps. Aber ohne Anführer und ohne Disciplin haben sie sich bisher keineswegs bewährt. Im offenen Felde liefen sie nach den bisherigen Erfahrungen gewöhnlich schon beim ersten Angriff der Feinde davon; hinter Mauer und Wall hielten sie sich wohl eine Zeit lang, und liefen erst bei der wirklichen Erstürmung davon. Nur wo ihnen der Rückzug abgeschnitten wurde und der Erfolg der Flucht aussichtslos war, vertheidigten sie sich wie die Tiger und zeigten die grösste Todesverachtung. Das erfuhren die Franzosen und die Amerikaner gelegentlich ihrer militärischen Expeditionen in den siebziger Jahren. Vor den Insurgenten in ihrem eigenen Lande liefen die koreanischen Truppen im vergangenen Frühjahr davon, ebenso vor den Japanern, als diese Ende Juli das Königsschloss besetzten. Die 8000 Mann, ohne irgend welche Führung, zerstoben wie Spreu und so kam es, dass heute die Japaner Herren im Lande sind.

XIV.

Politische und gesellschaftliche Zustände.

Politik und Gesellschaft gehen in Korea Hand in Hand; die eine ist von der anderen nicht zu trennen, denn was hier ausschliesslich die Gesellschaft bildet, ist der Adel, und aus den Mitgliedern des Adels rekrutiren sich ebenso ausschliesslich die Mandarine, die Officiere und Beamten, die einzigen Kreise, welche in Korea Macht und Einfluss besitzen. Wohl hat der gegenwärtige König, vom besten Willen beseelt, schon längst versucht, die Beamten- und Officiersstellen auch dem Volke zugänglich zu machen, und es werden in der That auch Söhne bürgerlicher Familien zu den sogenannten Staatsprüfungen zugelassen; aber sie mögen die letzteren noch so vorzüglich bestehen, nur in den allerseltensten Fällen werden ihnen Beamtenposten verliehen, geschweige denn hohe Mandarinwürden. Ein fester, unzerreissbarer Adelsring hält die ganze Staatswirthschaft in seinen Händen, und selbst der König ist ihm gegenüber machtlos. Die Japaner, die nun im Lande weilen und mit ihren Bayonetten und Geschützen die Hauptstadt besetzt halten, haben recht, wenn sie sagen, dass diese dem Volke unerträglich gewordene Misswirthschaft nur vom Auslande her gebrochen werden könne. In anderen Ländern vermitteln die Beamten den Verkehr zwischen dem Monarchen und dem Volke. Hier in Korea bilden sie eine feste unnahbare Mauer, welche König und Volk von einander trennen. Sie allein haben Zutritt zu dem Königspalast und den Ministerien, in ihren Händen ruhen die fetten, einträglichen Posten, in der Hauptstadt wie in der Provinz, und während das Volk in Armuth und Elend schmachtet, verprassen sie die dem Handel, dem Feldbau, dem ganzen Erträgniss des Landes abgepressten Reichthümer. Indessen auch an ihnen zehren Parasiten. Zwischen ihnen und dem König erhebt sich noch ein zweiter fester Wall, den sie mit dem goldenen Schlüssel zu bezwingen haben, — die Sippe der Haremsweiber und Eunuchen. Selbst die höchsten Ministerposten müssen von den letzteren erkauft werden, und die ganze offenkundige Bestechlichkeit reicht bis unmittelbar an die Person des Königs. Er weiss wohl, was rings um ihn vorgeht, doch hat er nicht die Macht, die seit

Jahrhunderten um ihn eingerissenen Missstände zu brechen. Würde er es versuchen, es könnte ihm Thron und Leben kosten.

In diesem ungeheueren Erpressungsringe, der vom Throne ausgehend, bis in die entferntesten Provinzen, in die kleinsten Städte reicht, wäscht eine Hand die andere, zahlt und besticht ein Beamter den andern, ohne dass man irgend ein Geheimniss daraus machen würde. Ja, ich fand in den Berichten der englischen Gesandtschaft in Korea an das auswärtige Amt in London vom Jahre 1894 folgende Stellen, welche auf die im Volke herrschende Armuth und den Missstand in Handel und Gewerbe Bezug nehmen.

„Jeder Beamtenposten in diesem Lande muss (durch Bestechung) erkauft werden, und ruht in den Händen des Adels. Nur die niedrigsten und unansehn-



Koreanische Beamte.

lichsten Beamtenstellen sind Nichtadeligen erreichbar, und auch dann nur Mitgliedern der Niang-pan, d. h. der Patrizierkaste. Handelsleute haben deshalb gar keine Veranlassung, Reichthümer zu erwerben, denn sie könnten sich doch keinen Beamtenposten damit kaufen, und somit in die Reihen der Aristokratie gelangen."

Aber ganz abgesehen von solchem Ehrgeiz, wäre es doch zwecklos für Handelsleute und Industrielle, für Ackerbauer und Viehzüchter, in diesem Lande von 12 Millionen unglücklicher Einwohner mehr zu erwerben, als sie eben für ihre und ihrer Familien Erhaltung nothwendig haben. Bringen Zufall oder günstige Ernten dennoch etwas Geld in ihre Taschen, so wird es vergraben und geheim gehalten, sonst würden sofort die Mandarine über sie herfallen und es einfach

fortnehmen, ohne dass es dagegen einen Schutz gäbe, denn ebenso bestechlich, wie die Verwaltungsbeamten, sind auch die Richter.

Die Staatssteuern sind an und für sich gar nicht so bedeutend; sie betragen beispielsweise von der Ernte nur etwa zwanzig Procent. Aber weitere dreissig bis vierzig Procent werden von den Beamten erpresst. Ebenso kann ein koreanischer Händler kaum einen Gegenstand verkaufen, ohne dass er davon eine Taxe — Kumun genannt — an die Beamten zu zahlen hätte; er kann nicht reisen oder Waaren versenden, ohne Wegsteuern zu zahlen, ja selbst die Arbeit ist nicht frei, denn die Regierung hat das Recht, im Bedarfsfalle von den Unterthanen einen Tag Arbeit zu verlangen, den sie nur für eine bestimmte Geldsumme ablösen können.

Geduldig lassen sich die Koreaner von den Beamten bestehlen, aber um wieder der vorgenannten englischen Behörde das Wort zu lassen: „es giebt doch eine bestimmte Grenze, welche die Beamten nicht überschreiten dürfen, sonst erhebt sich das Volk „en masse" und verjagt sie: Leisten sie Widerstand, so plündert und zerstört das Volk ihre Wohnungen, ja mitunter werden sie selbst getödtet."

„Derlei Aufstände", so heisst es in dem officiellen Bericht weiter, „werden gewöhnlich von der Central-Regierung als Beweise der Unbrauchbarkeit der betreffenden Beamten angesehen, sie werden abgesetzt, und ihre Stellen sofort an andere Bewerber verkauft, ohne von dem Vorgehen des Volkes irgendwie Notiz zu nehmen."

Bis in die neunziger Jahre wurden die Beamtenstellen gewöhnlich auf zwei oder drei Jahre verkauft; nach Ablauf derselben wurden sämmtliche Beamten der Provinzen vom Gouverneur abwärts durch neue ersetzt; die abgehenden konnten sich aber in anderen Provinzen neue Stellen kaufen. Die herrschende Partei, der grossen und mächtigen Adelsfamilie der Min angehörig, verkürzte die Dauer der Amtszeit jedoch auf ein Jahr und die Beamten mussten seither in einem Jahre so viel zusammenstehlen als früher in der doppelten und dreifachen Zeit. Diese Massnahme eben führte zu den grossen Aufständen des vergangenen Frühjahres, wo ganze Provinzen sich gegen die Regierung erhoben und die Beamten vertrieben oder ermordeten. Die Aufständischen rückten der Hauptstadt immer näher, so dass die herrschende Partei doch andere Saiten aufziehen musste. Sie berief einerseits die Chinesen in das Land zur Unterdrückung der Rebellen, anderseits stellte sie sich selbst scheinbar auf die Seite des bedrückten Volkes und bestrafte eine Anzahl der diebischen Beamten durch Stockschläge und Verbannung. Wie sehr dem Könige die Misswirthschaft in seinem Lande nahe geht, kann man aus einer Proklamation entnehmen, die er am 8. Juli dieses Jahres in der Koreanischen Regierungszeitung erliess, und die geradezu rührend ist. Sie lautet:

„Tag und Nacht ist mein Sinnen und Trachten auf das Wohl des Volkes und Staates gerichtet und doch möchte ich noch mehr dafür thun. Ueberall sehe ich Niedergang und Armuth. Aufregung hat sich des Volkes bemächtigt, das nicht mehr weiss woran es ist, und Alles das fällt mir zur Last, weil ich nicht verstanden habe, die von meinen Vorfahren eingeschlagenen Bahnen weiter zu wandeln.

Die Gesetze sind ins Wanken gerathen, alles ist Spielerei geworden, Belohnungen und Strafen machen keinen Eindruck mehr, Lüge und Falschheit herrschen allgemein. In der Finanz- und Militärverwaltung werden die leitenden Principien ausser Acht gelassen, die Beamten sind ihren Stellungen nicht gewachsen, alles geht zurück und zerfällt. Die Beamten behaupten zwar ihre Pflicht zu thun, aber viele der höchsten Mandarine zeigen selbst schmutzige Habsucht, während sie zu nachsichtig sind in der Behandlung ihrer Untergebenen. Pflichtverletzungen werden von ihnen nicht bestraft, und sie sind beruhigt, wenn nur heute Ruhe herrscht, mag morgen geschehen was wolle. Wie kann so der Staat erhalten bleiben? Ich bin aufs Aeusserste betrübt und beschämt. Ohne durchgreifende Reformen und nachdrückliche Maassregeln lässt sich der Staat nicht mehr retten. Diese sind aber die Aufgabe der „Dynastie Halle“ (die drei ersten Minister). Sie haben sich mit der Civilverwaltung, der Finanzverwaltung und den Generalen diesbezüglich in Verbindung zu setzen. Ich erwarte von ihnen genaue Berichte, ohne etwas zu verschweigen. Diejenigen, deren Pflicht es ist zu reden, die aber nichts reden, laden eine schwere Schuld auf sich. Reden sie aber, und finden kein Gehör, dann treffe mich die Schuld.“

„Beherzigt meine Worte! Ich wünsche nicht, Euch ein zweites Mal zur Pflicht auffordern zu müssen!“

Schlimm, sehr schlimm muss es um ein Land stehen, wenn der König selbst in solcher Weise öffentlich zu seinen Beamten sprechen muss. Ich liess diese Proklamation nicht nur ihrer selbst wegen in's Deutsche übertragen, sondern auch deshalb, weil sie von der höchsten Stelle die Zustände bestätigt, die in dem verlotterten Staatswesen der koreanischen Halbinsel herrschen. Sie fänden sonst bei dem Leser schwerlich Glauben.

Anderseits spielte mir der Zufall die Proklamation der Leiter des Ausstandes in die Hände, eine Proklamation in koreanischer Sprache so klar abgefasst, dass sie keiner weiteren Erklärung bedarf. Sie lautet:

„Der Herr soll gütig sein gegen seine Diener, und die Diener gehorsam ihrem Herrn. Wenn unsere Heimath und die Gesetze unseres Landes auf diesen Lehren fussen würden, dann hätten wir für ewig Glück genossen. Der jetzige Herr, unser König, ist gütig, gerecht und gnädig. Der grosse Gott ist Zeuge seiner Reinheit. Hätten ihm ehrliche und strebsame Minister beigestanden, dann genössen wir den Frieden von Kigo und Chun (das goldene Zeitalter) und wären wohlhabend, wie jene, die unter den Dynastien von Mun und Kei lebten. Wir verstehen aber nicht die Thaten der gegenwärtigen Minister, die nicht nur ihre Pflichten vernachlässigen, sondern auch die Regierungskassen berauben, und uns die Weisheit unseres Königs vorenthalten, wie sie ihm unsere Wünsche verbergen. Wenn wir ihnen unser Elend klagen, dann sagen sie uns wir wären böse, unwissend und unehrlich, und unsere Klagen werden abgewiesen. Es giebt keinen einzigen treuen Beamten nahe dem Thron. Sie alle sind unwissend. Deshalb ist unser Volk in Unsicherheit und Unordnung, und dieser Zustand wird mit jedem Tage schlimmer. Wir können

kaum mehr leben, und wir leiden täglich durch die Tyrannei der Regierung. Von allen Seiten hören wir Entrüstung. Es giebt keine Ehrlichkeit und kein Vertrauen zwischen Herr und Dienern. Das Loos der Höheren und Niederen ist nicht das, was es sein sollte, das Leben ist uns eine Last.

Kwan Sa lehrt uns, wenn Unfrieden herrscht unter den Menschen und in der Gesellschaft muss ein Land untergehen. Und jetzt stehen die Dinge sogar schlimmer als in alten Zeiten. Die Minister kümmern sich nicht um die grossen Gefahren, die das Land bedrohen, sie denken an nichts anderes als selbst reich und fett zu werden. Die Prüfungshalle ist in eine Geldmühle verwandelt worden, und Beamtenposten sind für Geld feil. Statt den königlichen Schatz zu füllen, füllen die Beamten ihre eigenen Taschen. Das Land ist deshalb mit Schulden belastet. Unsere acht Provinzen sind ihres Fleisches und ihrer Fische beraubt, das Volk ist in Elend; Bestechlichkeit und alle Art von Schlechtigkeit umgeben uns, und das ist der Grund, warum wir so arm und elend sind. Das Volk ist in Auflösung begriffen; bald wird es untergehen.

Wir sind nur ungebildete Bauern, aber wir können uns nicht hinsetzen und ruhig diese Gefahr an uns herankommen lassen.

Tausende und Tausende von uns haben die Sache miteinander berathen, und uns zusammengethan um unser Leben und Gut zu opfern, in dem Streben dem König, unserm Herrn beizustehen, das Glück des Landes und des Volkes zu fördern. Schlimme Tage werden kommen, aber wir bitten Euch, geht Eurem friedlichen Berufe nach. Wir sind nicht gegen Euch; wir werden für Euch kämpfen und sterben. Wir wünschen Euch allen Glück. Es lebe der König!"

In dieser Proklamation, die von dem Anführer der Rebellen, Togaku-to verfasst wurde, werden die Uebelstände in Korea richtig geschildert. Das Volk liebt den König, der es ehrlich meint, aber er wie das Volk sind ohnmächtig gegenüber dem „Ring" der Minister und Beamten, welche die Herrschaft in Händen haben und gewissenlos das Land ausrauben. Eine ärgere Gesellschaft von Beutelschneidern und verlotterten unwissenden Erpressern ist selbst in Marokko oder anderen Ländern des Orients kaum vorgekommen. Man erzählte mir haarsträubende Geschichten von Raub und Mord, begangen von den Beamten. Häuser werden von ihren Schergen besetzt und durchsucht, die Werthsachen, Kleider, Vieh und Getreide geraubt und verkauft, die Insassen gemordet. Besitz ist in Korea zur Mythe geworden.

* * *

Der Adel ist es, wie gesagt, dem der Ruin des Landes zur Last fällt. In Korea giebt es keinen eigentlichen Adelstitel wie in anderen Ländern. Der Adel stammt von den Feldherrn und Staatsmännern früherer Jahrhunderte, und besteht aus mehreren tausend über das Land vertheilten Familien, die aber nicht alle verschiedene Namen besitzen, sondern in grosser Zahl zu einem „Clan" desselben Namens gehören, etwa in ähnlicher Weise wie die Campbels, Hamiltons, Scott in Schottland. Von diesen ist nur eine gewisse Zahl von Familien adelig, und eben-

so giebt es auch in Korea grosse Clans desselben Namens, von denen nur bestimmte Familien dem Adelsstande angehören. Die vornehmsten Adelsfamilien sind die Li, Min, Kim, Ni, So, Hong und Tscho, dabei auch die einflussreichsten, weil sie die grösste Zahl von Mitgliedern besitzen. Je grösser und verzweigter eine Familie, desto mehr Regierungs- und Beamtenposten haben sie inne und desto leichter ist es ihnen, durch diese ausgebreiteten Beziehungen die Herrschaft zu behaupten. Deshalb werden auch zahlreiche uneheliche Söhne (das weibliche Geschlecht spielt in Korea keine Rolle) gerne von Mins oder Kims adoptirt, obschon sie niemals das Ansehen eines Aristokraten direkter Abstammung erreichen und niemals in die eigentliche Familie einheirathen. Aber sie vermehren die Zahl und das ist die Hauptsache. Auch die neugebackenen Aristokraten, welche der König ernennen sollte, dadurch dass er ihnen ein Amt verleiht, werden über die Schulter angesehen. In neuerer Zeit ist es bei der herrschenden Corruption manchen Mitgliedern von Patricierfamilien doch gelungen, sich durch bedeutende Geldsummen ein grösseres Amt und damit auch den Adel zu erkaufen, aber natürlich werden sie von den „leitenden Gesellschaftskreisen“ auch nicht anerkannt.

Ebensowenig wie Titel giebt es auch besondere Adelsabzeichen. Dagegen hat der Adel gewisse Vorrechte. Kein Adeliger darf von gewöhnlichen Gerichtsdienern verhaftet oder von Nichtadeligen berührt werden; auf Reisen müssen Nichtadelige, wenn sie Adeligen begegnen, vom Pferde steigen, sie dürfen in ihrer Gegenwart nicht rauchen und müssen im Gespräche die den Vorgesetzten gebührende ergebene Sprache anwenden. Bei Hof sitzen die Adeligen des Civilstandes zur Rechten des Königs, jene des Soldatenstandes zur seiner Linken. Kein Adeliger darf irgend ein Handwerk betreiben oder Kaufmann werden oder überhaupt arbeiten. Thut er es, dann verliert er damit den adeligen Rang.

Das Volk ist durch Jahrhunderte lange Vererbung daran gewöhnt worden, die Adeligen zu ernähren und zu bereichern, dass es sich bis zu einer gewissen Grenze keineswegs dagegen auflehnt, sondern es willig thut.

Ein Adeliger, der je ein Handwerk betrieben hat, kann und darf nicht mehr Beamter werden. Deshalb herrscht auch unter den Mitgliedern jener Adelsfamilien, die nicht gerade an der Herrschaft sind, grosses Elend. Auch in Korea giebt es neben anderen kleineren zwei grosse politische Parteien: die Conservativen, gleichzeitig der Hauptsache nach chinesenfreundlich gesinnt, und die reformsüchtigen, mehr mit den Japanern kokettirenden Liberalen. Die Hauptstütze der Conservativen war in den letzten Jahren bis zum Einmarsch der Japaner die habsüchtige, rücksichtslose Familie der Min, welcher auch die Königin angehört. Deshalb war es auch eine der ersten Thaten der Japaner, die Mitglieder dieser Familie durch den König in die Verbannung schicken zu lassen, und den König zu zwingen, die eigentliche Ursache der ganzen Misswirthschaft, die Königin zu verjagen. Bis zur Grossjährigkeit des Königs führte dessen Vater, der Taiwon Kun, die Regentschaft. Er war den Min feindlich gesinnt, und damit auch den Chinesen; er hasste alle Ausländer, verfolgte die Christen und liess viele Tausende derselben in blutigster Weise martern

und hinrichten. Als der König grossjährig wurde, gelang es einzelnen Mächten, Handels- und Freundschaftsverträge mit Korea abzuschliessen. China, das von den europäischen Mächten immer noch als Schutzstaat über Korea angesehen wird, fürchtete nun, zur Genugthuung angehalten zu werden, falls dem sich seither dort ansiedelnden und Handel treibenden Europäern etwas zustossen sollte. Es betrachtete nicht mit Unrecht noch immer den Taiwon Kun als die hinter dem Throne stehende Gewalt, und es galt, ihn aus dem Wege zu schaffen. Ausserhalb Korea's ist die Art und Weise, wie dies geschah, gar nicht bekannt geworden, ja selbst in Korea wissen nur wenige darum. Während der Expedition der Japaner nach Korea im Jahre 1882 begann dieser Hauptverräther und Missethäter abermals seine Umtriebe. In Chemulpo, dem Hafen Söuls, lag gerade eine chinesische Flotte mit einigen Tausend Mann chinesischer Truppen zum Schutze der Gesandtschaft. Dieselben wurden nach Söul beordert und der Gesandte lud den Taiwon Kun in höflichster aber eindringlichster Weise ein, die Flotte in Chemulpo zu besichtigen. Der Vater des Königs zögerte, er wollte noch, wie er angab, von seinem Sohne Abschied nehmen und dergleichen, mit Rücksicht auf die chinesische „Ehrengarde" liess er sich indessen herbei, „freiwillig" nach Chemulpo zu reisen. Kaum hatte er jedoch behufs „Besichtigung" eines der chinesischen Schiffe betreten, so wurden die Anker gelichtet und das Schiff dampfte nach Tientsin ab. Von hier wurde der Taiwon Kun nach Peking gebracht und dort vier Jahre lang gefangen gehalten, bis er das heilige Versprechen gab, sich nicht mehr in die Regierungsgeschäfte Korea's zu mischen und die Beaufsichtigung durch den chinesischen Residenten in Söul zu dulden. Dann erst wurde er freigelassen. Während seiner Gefangenschaft liess er es jedoch nicht an Versuchen fehlen, sich zu befreien. An die Bestechlichkeit der Beamten gewöhnt, entblödete er sich nicht, dem englischen Gesandten in Peking eine beträchtliche Geldsumme — mehrere Tausend Taels — anzubieten, falls ihm dieser die Freiheit verschaffen würde. Der betreffende Brief ist noch in den Pekinger Gesandtschaftsarchiven vorhanden.

Die schlaue Art seiner Beiseiteschaffung durch die Chinesen hat den Taiwon Kun begreiflicherweise zum Todfeinde der Söhne des Himmels gemacht, und damit naturgemäss zum Freund der Japaner. Alle Welt in Ostasien war erstaunt darüber, dass die Japaner nach ihrem Einmarsch in Söul den Taiwon Kun aus seiner Vergessenheit hervorholten und ihn, den bestechlichsten, grausamsten und habsüchtigsten aller Koreaner, zum Regenten einsetzten, berufen, Reformen im Lande vorzunehmen!!! Nach dem Vorstehenden wird man die Politik der Japaner wenn auch nicht billigen, so doch begreifen!

Während die Regierungspartei Dank der einträglichen Stellen, die sie inne hatte, verhältnissmässig in Reichthümern schwelgten, waren die Mitglieder der Opposition auf dem Trockenen, ja viele von ihnen nagten am Hungertuche. Aber selbst unter den Mitglieder der herrschenden Adelsfamilien giebt es viel Elend, denn es sind ihrer weit mehr vorhanden als Beamtenstellen, und viele besitzen auch nicht die Mittel, um sich einen Posten zu kaufen. Diese Leute sind Parasiten der Mandarine,

Hat Jemand einen Mandarinenposten ergattert, so ist er verpflichtet, seine ganze Familie mit allen Verwandten und Schwägern ihrem Stande gemäss zu unterhalten. Obschon sie nun vom Volke so viel als möglich erpressen, so bringen sie es am Ende ihrer kurzen Dienstzeit doch zu keinen Reichthümern. Selbst nicht die Minister. Es ist als ob ein Fluch auf diesem ganzen unglücklichen System lastete. Einer alten Sitte gemäss haben nämlich die Eunuchen, Hunderte von Pagen und Bediensteten in der Umgebung des Königs keinerlei Bezüge. Dafür haben sie aber den grössten Einfluss beim Könige selbst, und diesen lassen sie sich von den Ministern bezahlen. So wird in Korea alles geschröpft, vom Arbeiter bis hinauf zu den Mitgliedern des Grossen Rathes.

Der Adel in Korea hat, wie gesagt, weder Titel noch Wappen noch besondere Siegel oder Abzeichen. Dafür sind aber solche für die Beamten vorhanden. Ihre Kleidung ist wohl in Bezug auf den Zuschnitt dieselbe wie bei dem Bürger; dieselben schwarzen Rembrandt-Hüte, dieselben nachthemdartigen Talare, statt um die Lenden an der Brust zusammengebunden; doch tragen die Beamten farbige Schnüre auf den Hüten und statt der schwarzen Kinnbänder, welche die Hüte auf den Köpfen halten, haben sie solche von verschiedenen Farben. So z. B. tragen die Beamten des auswärtigen Amtes violette Schnüre, die des Ministeriums des Innern hochrothe, der Civilverwaltung gelbe Schnüre; nur vom Mandarin der dritten Klasse aufwärts ist das Tragen seidener Gewänder gestattet; nur die höchsten Beamten tragen als besonderes Abzeichen einen etwa handgrossen silbernen Reiher auf der Krone des Hutes. Im Hofkostüm tritt an die Stelle des breitkrämpigen Hutes eine hohe schwarze Kappe wie jene der Perser, nur ist sie siebartig aus Rosshaar geflochten und besitzt zwei weit vom Kopfe abstehende Lappen oder Flügel. An Stelle der weissen oder schwarzen Talare treten solche aus rosenrother oder lichtblauer Seide. Um die Hüften wird ein breiter Gürtel geschnallt, auf welchen vorne zwei Reiher in Silber oder weisser Seide eingestickt sind.

Mehr noch als an diesen Abzeichen erkennt man die Beamten an ihrem Gefolge. Je höher der Beamte, desto grösser ist dasselbe. Ich begegnete hier in Sôul zuweilen dem alten Premierminister, als er sich zum Könige begab. Voran schritten auf beiden Seiten der Strasse im Gänsemarsch hinter einander eine Anzahl Beamter. Den Zug eröffneten zwei Leute mit Tafeln, die auf einer langen Stange steckten. Auf der einen hiess es: „Ruhe!“ auf der anderen: „Macht den Weg frei!“ Vom nächsten Paare trug der eine einen Feldstuhl, der zweite eine grosse Schreibmappe, welche die fast ebenso grossen rothen Visitenkarten des Ministers enthielt. Zunächst kamen einige Soldaten und ihnen folgte der prächtige Tragstuhl, in welchem der Minister mit untergeschlagenen Beinen anscheinend höchst unbequem dasass. Der Tragstuhl ruhte auf den Schultern von vier Trägern in farbenreichen Talaren. Zu beiden Seiten schritten Polizisten als Wache einher, und dem Tragstuhl folgte abermals ein Tross von Dienern und ein hübscher junger Page im Alter von etwa zwölf Jahren. Einer trug den grossen gelben Regenschirm, das Abzeichen der hohen Würde, nur den Ministern und Generalen gestattet; ein anderer

trug einen Regenmantel aus Oelpapier, ein vierter einen ähnlichen Regenhut; Pfeife, Fächer und Tabaksbeutel hatten auch ihre besonderen drei Träger; nun folgte ein Diener mit einem Paar Filzstiefel, ein anderer mit einem Reisekoffer, dessen Inhalt mir unbekannt blieb, und den Schluss bildete ein Diener mit einem kupfernen Gefäss, für den Fall, dass der Minister auf dem Wege ein menschliches Bedürfniss empfinden sollte!

Ohne Gefolge würde kein Mandarin in Korea die Strasse betreten, keiner würde auch zu Fuss gehen. Gewöhnlich lassen sie sich in Tragsesseln tragen oder sie reiten. Ganz wie bei den Chinesen enthält auch die koreanische Rangliste neun verschiedene Grade mit verschiedenen Abzeichen und Bezügen. Diese letzteren sind recht eigentümlicher Natur. Ein Mandarin erster Klasse erhält beispielsweise monatlich 6000 Cash, was allerdings sehr bedeutend klingt. Wenn man aber erfährt, dass nach dem gegenwärtigen Kurse fünfzehn Cash auf einen deutschen Pfennig gehen, so schmelzen diese 6000 Cash auf 4 Mark zusammen. Dazu erhält der Mandarin erster Klasse noch drei Säcke Reis und zwei Säcke Bohnen. Der Mandarin sechster Klasse erhält monatlich nur 3000 Cash (2 Mark), einen Sack Reis und einen Sack Bohnen, und der Mandarin neunter Klasse die Hälfte davon. Diese Bezüge werden bedeutend erhöht, sobald die Mandarine wirklich zu Beamten ernannt werden und bestimmte Aemter bekleiden. Dann steigt der Baargehalt auf 10 000 bis 15 000 Cash und zu den Naturalien kommen noch eine bestimmte Anzahl Packete Papier, Stücke Seidenstoffe, Rollen von Strohmatten u. dgl. Indessen ist all' das nur nominell, denn, wie vorhin bemerkt, kaufen sich die Candidaten ihre Posten, indem sie dafür zahlen, denn sie stehen dann an der Krippe und können sich von ihren Untergebenen und vom Volke so viel erpressen, als eben möglich.

Die oberste Behörde des Königreichs ist die aus den drei ersten Ministern bestehende „Dynastie Halle“; ihr Präsident, der Chen-Kuri, ist etwa gleichbedeutend mit dem Grossvezier mohammedanischer Länder.

Diesen drei „Chong“ des obersten Rathes unterstehen die sechs Minister für Civilverwaltung, Finanzen, Krieg, Justiz, öffentliche Arbeiten, und Ceremonien, alles einträgliche, fette, vielbegehrte Posten. Seit einem Jahrzehnt besteht auch noch ein Minister des Auswärtigen, allein dies ist sozusagen eine Art Strafposten, den die Wenigsten bekleiden wollen, da in diesem Amte nichts zu holen, nichts zu stehlen ist. Den Ministern unterstehen wieder die Gouverneure der acht Provinzen, diesen jene der Distrikte etc. bis zu den Vorstehern der kleinen Ortschaften.

In früheren Zeiten gab es ausser dieser Beamtenorganisation noch königliche Inspectoren, welche das Land insgeheim durchstreiften, um die Verwaltung der Beamten zu prüfen und jeden Missbrauch der Amtsgewalt zur Kenntniss des Königs zu bringen. Ja sie konnten in gewissen Fällen auf ihre Autorität hin selbst Gouverneure auf der Stelle absetzen. Diese Einrichtung, die sich früher vorzüglich bewährte, besteht auch heute noch, doch sind die Inspectoren der Bestechung ebenso

zugänglich geworden, wie alle anderen Beamten — der Schrecken der Provinzbeamten, von deren Freigebigkeit den Inspectoren gegenüber ihre Stellung abhängt.

So lebt eben alles von Erpressungen, die schliesslich durchwegs vom Volke gezahlt werden müssen. Vor den Gerichten giebt es dagegen keine Rettung, denn auch bei diesen fällt das Urtheil gewöhnlich zu Gunsten derjenigen aus, welche die grössere Macht besitzen, oder welche am meisten zahlen. Der Einzelne kann den Beamten unmöglich Widerstand entgegensetzen und so thaten sich in den Städten die Inhaber der verschiedenen Geschäftszweige, und überhaupt alle, welche gemeinschaftliche Interessen besitzen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, zu Vereinigungen oder Zünften zusammen, mit eigenen Vorstehern, eigenen Gesetzen, eigenem Vermögen. Selbst auf dem Lande vereinigten sich die Bewohner der einzelnen Dörfer. Die Gewerbe, die Handelsleute, die Tempeldiener, die Gärtner, Ackerbauer, Lastenträger und Boten, mit einem Worte, fast alle und jede Berufszweige haben ihre eigenen „Ringe", die zur Macht im Staate geworden sind. Als einzelne der ausländischen Diplomaten in Söul sich zum Bau von Legationsgebäuden entschlossen, fanden sie heraus, dass die Mauersleute, die Schlosser, die Bautischler etc. ihre festen Zunftpreise besassen, von denen sie nicht abwichen. Wehe demjenigen, der etwa in einem Zornesanfall seine Dienstleute ohne gerechte Ursache entlassen würde! Auch sie gehören den bei uns so berüchtigten Trade Unions an und es würde dem Betreffenden schwer werden, selbst für höhere Löhne neue Dienstleute anzuwerben.

Durch dieses gemeinschaftliche Vorgehen parirt das Volk bis zu einem gewissen Grade die Ausbeutungsversuche der Mandarine. Aber diese fanden doch bald einen Ausweg, um auch den Zünften beizukommen. So z. B. bilden unter Anderen auch die Schlächter in den einzelnen Städten Vereinigungen. Irgend ein Beamter der betreffenden Städte erkauft sich nun von der Regierung das Monopol, während einer bestimmten Zeit alle Rinderhäute zu einem niedrigen Preise von den Schlächtern erstehen zu dürfen, und die Schlächter sind bemüssigt, ihm dieselben abzugeben, wollen sie ihre Licenz nicht verlieren. So geht das durch alle Kreise, ja sogar hinauf bis zum König. Die Chinesen sind grosse Abnehmer für das in Korea einheimische Ginseng-Gewächs, dem besonders heilkräftige, die Lebenskräfte erhaltende Wirkungen zugeschrieben werden, und Ginseng ist einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes. Nun besitzt der König das alleinige Recht der Ginseng-Kultur, und er überliess einer Gesellschaft von Kaufleuten gegen Bezahlung einer bedeutenden Kaufsumme das Monopol der Ausfuhr. Vor einigen Jahren erschien im Hafen von Shanghai ein von Korea kommendes chinesisches Schiff, dessen Ladung ganz aus Ginseng bestand. Dem Zollkommissär, der von dem Monopol Kenntniss hatte, war dies auffällig, und er sandte deshalb eine telegraphische Anfrage an den Zollkommissär in Söul. Dieser erkundigte sich bei dem Minister des Aeussern, doch dort wurde er gebeten, von der Sache nicht viel Aufhebens zu machen, da die Ladung Seiner Majestät gehöre!

XV.

Die Vergnügungen der Koreaner.

Nach all' dem, was ich in Korea gesehen und gehört habe, würde ich die Koreaner gewiss als ein vergnügungssüchtiges Volk bezeichnen, viel mehr als die benachbarten Mandschuren oder die Chinesen. Aber sie unterhalten sich nach ihrer Weise. In China und Japan giebt es Theater, in welchen Dramen, Musikstücke, Zauberkünste aller Art zur Aufführung gelangen, obschon aber die Koreaner mit beiden Ländern seit Jahrhunderten im Verkehr gestanden sind, ist ihnen das Theater doch vollständig unbekannt geblieben. Selbst in ihrer Hauptstadt Söul giebt es keine einzige Schaubühne, und ich glaube, nichts würde einen in Europa reisenden Koreaner in grösseres Staunen und Entzücken versetzen, als eine Vorstellung in einem unserer grossen Opernhäuser. Es mag übrigens hier erwähnt werden, dass bisher nur vier (!) Koreaner unseren alten Kontinent besucht haben. Die Reise bekam ihnen nicht gut; denn als sie ihre dort gewonnenen liberalen Anschauungen in Korea zum Ausdruck bringen wollten, wurden ihnen die Köpfe abgeschlagen. Kein Wunder, dass man seither in Europa keinen reisenden Koreanern mehr begegnet.

Die Koreaner unterhalten sich aber zu Hause auch sehr gut, so weit es ihre etwas beschränkten Mittel gestatten. Sie lieben Musik, Kartenspiel, out of door-Unterhaltungen, Boxen, Ringen, Drachensteigen, Bogenschiessen leidenschaftlich; auch am Tanze finden sie grossen Gefallen, nur tanzen sie selbst nicht. Geradeso wie die meisten anderen Völkerschaften Asiens bis an das Mittelmeer, sehen sie den Tanz ihrerseits als eine Entwürdigung an und finden es unfasslich, wie wir Europäer eine Dame in den Armen, nach den Klängen der Musik herumhüpfen können. Dazu sind ja ihre bezahlten Tänzerinnen da! Wir würden es auch höchst sonderbar finden, wenn irgend ein Kommerzienrath in einem Theaterballet mittanzen würde. Wie wir das Ballet, so betrachten die Koreaner den Tanz überhaupt, der bei ihnen keineswegs im tollen Dahinfliegen über den glatten Parkettboden oder in unmöglichen Gliederverrenkungen halb entkleideter Mädchen besteht. Selbst unsere

züchtigste Polka wäre ihnen zu unruhig und aufgeregt. Ernste gemessene Bewegungen, Figuren, höchstens langsames Wenden und Drehen, das ist Alles. Aber auch diese koreanische Tanzweise erfordert Kunst, die gelernt werden muss, und es giebt in Söul eigene Tanzschulen, wo die alten „ausrangirten" Gaishas ihre jungen Nachfolgerinnen in die Traditionen der koreanischen Choreographie einweihen. Der König unterhält ein kleines Heer von Sängerinnen und Tänzerinnen, von Zauberkünstlern und Musikern in seinem Palast. Den Banketten, welche er zuweilen dem diplomatischen Corps und den hohen Würdenträgern zu geben pflegt, folgen gewöhnlich Darbietungen seiner „Kammersänger" und „Kammervirtuosen"



Tänzerin.

und ein grosser Theil der königlichen Einkünfte wandert in die weiten Taschen dieser Thaliasänger. Dem Beispiel des Königs folgen auch die Minister, Generale, die Mandarine und der Adel. Jeder Gesandte, der sich nach Peking auf den Weg macht, jeder Gouverneur, der nach seiner Provinz wandert, wird von eigenen Musikkorps, zuweilen auch von Erzählern, Zauberkünstlern etc. begleitet.

Die Sängerinnen spielen im hauptstädtischen Leben eine ebenso grosse Rolle, wie die Gaishas in den japanischen Städten, und in Söul allein giebt es deren mehrere hundert. Wie alle anderen Berufsarten in Korea ohne Ausnahme, so haben auch die Gaishas ihre eigene Zunft mit bestimmten Vorschriften und festen

Preisen, von denen die Mitglieder bei Strafe der Entlassung nicht abweichen dürfen Im Verhältniss zu der allgemeinen Armuth und Geldnoth sind die Preise für die Darbietungen dieser Gaishas merkwürdig hoch. Da es in Korea keine öffentlichen Vergnügungsorte giebt und ich die Tänze und Gesänge dieser Mädchen doch kennen lernen wollte, so beauftragte ich meinen Dragoman, einige derselben für einen Abend anzuwerben. Wie erschrak ich aber, als man dafür die Summe von siebzig Dollars verlangte! Und dabei drängten sich die jungen Damen keineswegs nach diesem „Engagement". Sie haben deren so viele, dass ich mich wunderte, wo in dem armen Lande dafür das Geld herkam.

Wie in Japan, so gehen auch in Korea die Gaishas meistentheils aus den untersten Volksschichten hervor. Schönheit und Anmuth bilden auch hier ein Kapital, das in keiner besseren Weise verwerthet werden kann. Die Eltern lassen ihre Töchter Tanz und Gesang lernen, und je nach ihren Leistungen finden sie Anerkennung, ja möglicherweise werden sie sogar für den königlichen Hof gewonnen. Dann tragen sie eine eigene Tracht aus langen, faltenreichen Gazegewändern von bunten Farben und in sehr malerischer Anordnung. Ein rothseidener Gürtel schliesst sich um die Hüften und an dem Gürtel ist eine Agraffe aus einigen kleinen Pfauenfedern befestigt. Ihre kleinen, in weissen Leinwandstrümpfen steckenden Füsschen bedecken Schuhe aus grüner Seide, aber das Merkwürdigste an der ganzen seltsamen Erscheinung ist ihr Kopfputz. Die Unsitte der „Chignons" soll ja, wie man sagt, auch unseren Damen bekannt sein, allein derartig unförmige Haarmassen, wie sie die koreanischen Tänzerinnen tragen, dürften doch kaum irgendwo ihresgleichen haben. Als ich das erstemal einer derartigen Tänzerin in den Strassen Söuls begegnete, dachte ich, sie trüge eine niedrige, breite Grenadiermütze aus schwarzem Bärenfell auf dem Kopfe. Bei näherer Betrachtung entpuppte sich diese als ein Chignon kunstvoll geflochtener schwarzer Zöpfe aus Menschenhaar, in welchen silberne Nadeln, bunte Papierblumen und Bändchen steckten.

Die Tänze oder vielmehr Pantomimen ähneln jenen der japanischen Gaishas, während aber bei diesen am häufigsten weibliche Wesen mit den Samisen die begleitende Musik machen, tanzen die koreanischen Gaishas nach den Klängen eines eigenen Orchesters mit verschiedenen Instrumenten, stets von Männern gespielt. Den Tänzen ist mitunter irgend eine Handlung untergelegt, welche durch graziöse Bewegungen und Minenspiel ausgedrückt wird. Aber selbst wenn Liebesgeschichten oder kriegerische Handlungen von diesem eigenthümlichen Ballet dargestellt werden, sind die Darsteller durchwegs Mädchen, niemals Männer. Manche Tänze werden neben der Instrumentalmusik auch durch Gesang begleitet und dies in sehr melodiöser ansprechender Weise. Vor einigen Jahren wurde von einer Amerikanerin der graziöse Skirt dance erfunden, dem bald der Serpentine dance folgte. Beide Tänze erregten Aufsehen und machten die Runde um die Erde. In Korea sind sie merkwürdigerweise schon seit Jahrhunderten bekannt. Die Gaishas in Söul kleiden sich dazu in eine Anzahl leichter faltenreicher Gazegewänder von verschiedenen Farben und drehen und winden sich so geschickt, dass sie die reizendsten Effecte

damit erzielen. Selbst das elektrische Licht fehlt nicht, um diese zu erhöhen Während nämlich in ganz Korea keine Strassenbeleuchtung besteht und selbstverständlich Gas vollständig unbekannt ist, liess der König auf seine Kosten im Palaste elektrische Beleuchtung einführen, die von einer Dampfmaschine, der einzigen im ganzen Lande, getrieben wird.

Von gedruckten Programmen, Theaterzetteln und dergleichen ist natürlicherweise in Korea keine Rede. Damit aber die Zuseher die Namen der Tänzerinnen und der zur Aufführung gelangenden Tänze erfahren, tragen die Gaishas lange, an ihrem Gürtel herabhängende Seiden- oder Papierbänder, auf welchen ihr eigener Name und jener des Tanzes in koreanischer Schrift zu lesen ist.

In musikalischer Hinsicht schienen mir die Koreaner viel weiter vorgeschritten als die Chinesen und selbst als es die Japaner noch vor zwanzig Jahren waren. In den wenigen bisher über Korea erschienenen Werken geschieht ihnen in dieser Hinsicht entschieden unrecht, vielleicht deshalb, weil der Inhalt dieser Werke grösstentheils japanischen Quellen entstammt. Ich habe in Korea Instrumentalmusik und Lieder gehört, die wie europäische Compositionen klangen, ohne es zu sein, denn ein Notenheft ist wohl noch niemals in die Hände eines Koreaners gelangt. Die Tonleiter aber ist merkwürdiger Weise dieselbe wie die unserige. Das koreanische Orchester ist aus einer beträchtlichen Anzahl von Instrumenten zusammengesetzt. Die Kemunko, eine grosse Guitarre, die Kanyakko, eine Art Mandoline, der Ko-sial, eine Harfe mit fünfundzwanzig Saiten, endlich eine fünfsaitige Violine. Dazu kommen Flöten, Trompeten, Muschelhörner, Cymbalen und Trommeln von verschiedenen Formen und Grössen.

An die Stelle des Theaters treten bei den Koreanern die Productionen wandernder Erzähler und Mimiker, ähnlich jenen, wie ich sie in Kairo und Damaskus kennen gelernt habe. Irgend einer dieser fahrenden Sänger schlägt in einer der Hauptstrassen sein Zelt auf oder lässt sich unter einem der vielen Flugdächer nieder, welche dort vor den Häusern in der Strasse stehen und beginnt zu erzählen und zu mimen. Bald sammelt sich ein grosser Kreis von Zuhörern um ihn, und je nach seiner Darstellungskunst ist auch die Menge von Kupfermünzen, die in den umhergereichten Teller fällt. Manche dieser Darsteller sind wahre Künstler; mit staunenswerther Fertigkeit geben sie ganze Dramen eigener Composition zum Besten, wobei sie die Stimmen der einzelnen Personen, verschiedene Geräusche, wie Pferdegetrappel, den Schall von Stockschlägen, Abschiessen, Fliegen und Auftreffen von Pfeilen oder Kugeln und dergleichen täuschend nachmachen. Dazwischen kommen allerhand Witze, komische Scenen, Streitigkeiten, Taschenspielerkünste. Hunderte dieser Darsteller wandern in Korea von Ort zu Ort und verdienen sich mitunter ganz beträchtliche Sümmchen, zumal wenn sie einen gewissen Ruf erlangt haben und dann in die Privathäuser der Mandarine und Reichen befohlen werden.

Schach, Domino und allerhand Glücksspiele mit Karten sind ungemein beliebt. Die Koreaner sind leidenschaftliche Spieler und viele verbringen damit den grössten

Theil ihrer Zeit. Wo immer ich hinkam, in den Portierlogen der Königspaläste, in den Bureaux der Ministerien, in Privathäusern und Tempeln ja auf der offenen Landstrasse fand ich die Koreaner — stets aber Männer — ihre Pfeifchen schmauchend, beim Spiele zusammensitzen. Da die Häuser der ärmeren Volksklassen zu klein und dunkel sind, um Zusammenkünfte zu erlauben, so kauern die Nachbarn mitten in den Gässchen und spielen auf dem nackten Erdboden. Nicht selten stiess ich auf meinen Wanderungen in der Sänfte auf derartige Spielpartien, und der mich begleitende Polizist musste mir den Weg bahnen. Kaum war ich vorbei, so hockten die Spieler wieder beisammen und spielten weiter um Haus und Hof. Ja diese Leidenschaft ist so weit gediehen, dass die Regierung vor einigen Jahren das Kartenspiel gesetzlich verbieten musste, ohne es übrigens ganz beseitigen zu können, denn im Geheimen und bei Nacht und Nebel wird nach wie vor der Spielwuth gefröhnt. Die Spielkarten sind nächst den ledernen Karten der amerikanischen Indianer die eigenthümlichsten, die ich gesehen, etwa 14 Centimenter lange, 2 Centimenter breite Streifen aus dickem gelben Oelpapier, welche mit koreanischen Schriftzeichen und den fortlaufenden Nummern bezeichnet sind. Das gebräuchlichste Kartenspiel heist Tu-jön, d. h. Geld-Kampf. Es besteht aus 60 Karten von sechs verschiedenen Serien, deren jede die Nummern von 1 bis 10 enthält. Jeder Spieler erhält drei Karten, und derjenige, welcher die höchste Serie und die höchsten Nummern bekommt, hat gewonnen. Ein anderes Kartenspiel, aber mit 80 Karten, heisst Sutu-jön, d. h. Ziffern-Geld. Das Schach ist dasselbe wie das chinesische, beim Domino werden eine grössere Zahl winzig kleiner Steine verwendet.



Vorder- und Rückseite einer korean. Spielkarte (1/3 der nat. Grösse).

In den vornehmeren Familien vertreibt man sich die Zeit vielfach mit der Abfassung von Gedichten, Sammeln von Autographen u. dgl., ja für die nach Korea kommenden chinesischen Gesandten ist diese Autographenwuth eine wahre Plage. Wer denkt da nicht an ähnliche Verhältnisse in uns näherliegenden Gegenden? Nur haben die Koreaner nicht etwa Autographenbücher, die in den Hotels abgegeben und dann wieder abgeholt werden, sie haben auch nicht kleine Papierblättchen, wie man sie berühmten Persönlichkeiten in Europa zuzusenden pflegt, sondern die Poesien der Betreffenden werden mit Pinsel und Tusche auf grosse Papierbogen gemalt und in den Wohnräumen als Wanddekoration aufgehängt wie Bilder. Es ist dies übrigens auch in China und Japan allgemein gebräuchlich.

In der interessanten Beschreibung seiner Reise von Peking nach Söul, welche der kaiserlich chinesische Gesandte Koei-Ling im Jahre 1876 unternahm, sagt er: „Am Tage nach meiner Ankunft in Söul hatte ich sehr viel zu thun. Alle Mitglieder der Akademie statteten mir Besuche ab, die meisten von ihnen baten mich um

Autographen und Poesien und schenkten mir dafür von ihnen verfasste Verse. Ich konnte mich erst spät zur Ruhe begeben und konnte vor Aufregung und Ueberanstrengung die ganze Nacht nicht schlafen." — Auf seiner Rückreise nach Peking hielt er sich in dem durch die jüngste Schlacht zwischen den Chinesen und Japanern bekannt gewordenen Ping-Yang auf. „Dort," so sagt der Gesandte, „habe ich ein Gedicht verfasst, auf dessen Reime der Stadtpräfekt Namens Chen-ju ein anderes Gedicht verfasste. Er schrieb die Verse auf einen Fächer, den er mir überreichte. Ich erwiderte seine Höflichkeit, indem ich ein zweites Gedicht machte, das ich ihm widmete."

Drei Tage später gelangte der Diplomat an den in letzter Zeit vielgenannten Yalufluss, der die Grenze zwischen Korea und China bildet. Dort, in der Stadt Itscheo erhielt er von dem Bruder des Königs drei ihm gewidmete Gedichte. Er bemerkt weiter: „Ich bediente mich der Reime dieser Gedichte, um drei andere zu verfassen, die ich ihm durch denselben Courier zurücksandte. Der Mandarin von Tsche-po sandte mir zwei Gemälde, welche Orchydeen darstellten. Ich verfasste ein Gedicht, dessen Inhalt sich auf diese Blumen bezog und übersandte es ihm. In der nächsten Station nahm mein koreanischer Reisemarschall, Li-Tschong-fu, Abschied von mir und überreichte mir drei Poesien. Ich widmete ihm drei andere, welche ich auf dieselben Reime wie die seinigen, verfasste." — Armer Mann! Sieben Gedichte in zwei Tagen!

Von den Out-of-door-Vergnügungen der Koreaner ist das Bogenschiessen am beliebtesten. Die Koreaner sind ausgezeichnete Bogenschützen, und ähnlich wie in China, wird dieser Sport auch hier durch die Regierung gefördert. Die meisten Edelleute und Mandarine haben in ihren Gärten Schiessplätze, wo sie sich üben und zuweilen Wettschiessen der berühmtesten Schützen veranstalten. Ja es gehört bei den Grossen des Landes zum guten Ton, sich eigene Bogenschützen zu halten. Zu gewissen Zeiten des Jahres kann man die Koreaner im ganzen Lande, in den Städten wie in den Dörfern üben sehen. — Auch Boxen und Ringen wird fleissig betrieben. Nachbardörfer stellen ihre geübtesten Ringkämpfer gegenüber, ja sie sind an diesem Sport so interessirt, dass häufig die ganze Bevölkerung aneinander geräth, und es zu blutigen Schlägereien kommt, die mit ernsten Verwundungen und Todesfällen endigen. In Söul kämpfen gewöhnlich die „Champions" verschiedener Stadttheile gegeneinander. Aber auch Streitigkeiten zwischen einzelnen Familien oder „Clans" werden auf diese Weise im Spätherbst oder in den ersten Wochen nach Neujahr ausgefochten. Sie entstehen mitunter aus ganz geringfügigen Ursachen, einem Geprügel der Schulbuben unter sich oder aus nachbarlichem Gezänke. Dann wird von den Betheiligten die ganze streitbare Mannschaft der betreffenden „Clans" zusammengetrommelt. Alle bedecken ihre Köpfe mit ungeheuren, bis an die Schultern reichenden Strohhüten und umwinden diese mit Kränzen aus Stroh, Reisig oder Papier als Kampfzeichen. So marschiren sie auf irgend einen freien Platz ausserhalb der Stadtmauern, schicken ihre Hauptkämpen vor die Schlachtreihen, bewerfen sich mit Steinen, stürmen abwechselnd aufeinander los und

prallen dann wieder zurück ohne handgemein zu werden. Erst die Dunkelheit unterbricht den Kampf, der gewöhnlich auf jeder Seite ein paar Dutzend Verwundete fordert.

Ein friedlicheres Vergnügen ist das Spiel mit Papierdrachen, gerade so wie in China und hauptsächlich in Siam, wo ich es am meisten verbreitet fand. Es sind nicht etwa nur die Jungen, welche an diesem Sport Vergnügen finden; die ganze männliche Welt betheiligt sich daran. Die Papierdrachen werden aus starkem Oelpapier verfertigt und sind so gross, dass es in den zwei windigen Wintermonaten die ganze Kraft eines, ja zweier Männer erfordert, die Drachen zu halten. Die verschiedenen Evolutionen in der Luft, das Anfliegen der einzelnen Drachen aneinander, die Versuche, die Schnüre derselben hoch oben zu durchreissen, werden gewöhnlich von aufgeregten Menschenmengen beobachtet und in den Wetten wechseln beträchtliche Summen Geldes die Hände.

Da die Koreaner die Zeiteintheilung nach Wochen nicht kennen, giebt es bei ihnen auch keine Sonntage. An deren Stelle treten nationale und religiöse Festtage, wie z. B. die Jahrestage der buddhistischen Heiligen, die Feste der Jahreszeiten, Neujahr und der Geburtstag des Königs. In den reichen und vornehmen Familien werden auch die Geburtstage der Familienglieder durch Geschenke und Feste gefeiert, bei den armen Familien nur der Geburtstag des Vaters. Der grösste Festtag in dem Leben jedes Koreaners ist jedoch sein sechzigster Geburtstag, Wan-Kap genannt; die Koreaner ebenso wie die Chinesen betrachten diesen Tag als den Wendepunkt ihres Lebens. Den Kindern und Verwandten des Betreffenden dürfte dieser Festtag keine allzugrosse Freude bereiten. Sie sind gehalten, kostbare Geschenke zu geben, unter denen ein seidenes Gewand für den Jubilar in erster Linie steht; dann Festlichkeiten, Bankette, Musik- und Tanzvergnügungen zu veranstalten und alle Freunde und Bekannten in freigebiger Weise zu bewirthen, was man in vollem Sinne des Wortes erst verstehen kann, wenn man der einen Seite die weitgehende Gastfreundschaft der Koreaner, auf der anderen Seite den gewaltigen Appetit — um nicht zu sagen die Gefrässigkeit derselben kennen gelernt hat. Hungrige Magen aus der ganzen Nachbarschaft, ganze Dörfer sogar warten darauf und Nichtsthuer, Strolche, Parasiten aller Art machen sich diese Gelegenheiten zu Nutze, um sich zu mästen. Wenn schon in gewöhnlichen Familien die Kinder bei solchen Gelegenheiten ihren Beutel bis auf die Neige leeren, ja oft ein ganzes Jahr danach darben und hungern müssen, so kann man sich vorstellen, was der sechzigste Geburtstag eines Königs zu bedeuten hat. Ein solches Fest ist geradezu ein nationales Unglück für Korea. Vor einigen Jahren wurde der sechzigste Geburtstag der seither verstorbenen Königin-Mutter von Korea gefeiert. Das ganze Volk musste zu den Festlichkeiten beisteuern, die Mandarinen, Beamte wie Officiere mussten kostbare Geschenke geben, die Aemter wurden für eine Zeit lang gesperrt, dafür die Gefängnisse geöffnet und allen Sträflingen die Strafe erlassen. Wie sehr ein sechzigster Geburtstag auch von der Regierung anerkannt wird, geht allein aus dem Umstande hervor, dass Sträflingen gestattet wird, das Gefängniss zu verlassen, um

diesen Geburtstag ihres Vaters in „würdiger" Weise zu feiern. Darauf müssen sie wieder in's Gefängniss zurückkehren.

Die Jagd wird in Korea von der vornehmen Welt nicht als Sport betrachtet, sondern ist ein Erwerbszweig der unteren Volksklassen. Von Jagdrechten, Schonzeit u. dgl. ist natürlich dort keine Rede. Jeder kann schiessen und jagen wo und wann er will, und es ist auffallend, dass bisher europäische Jäger, statt Indien und Afrika heimzusuchen, dieses so wildreiche Land noch nicht besucht haben. Korea ist nämlich die Heimath der grössten und stärksten Tiger. Besonders in den Gebieten am Yalufluss, sowie in den zwei nördlichsten Provinzen Ping-an und Ham-King sind sie ungemein zahlreich und werden von Professionsjägern gejagt, welche alljährlich Hunderte von langhaarigen dunklen Tigerfellen nach Wönsan und Ping-Yang auf den Markt bringen. Aber ein chinesisches Sprichwort sagt von ihnen: „Die eine Hälfte des Jahres jagen die Koreaner die Tiger, die andere Hälfte des Jahres jagen die Tiger die Koreaner." Sie haben darin sehr recht, denn Hunderte von Menschenleben sollen ihnen jährlich zum Opfer fallen, und ganze Distrikte sind von den Einwohnern der Tiger wegen verlassen worden. Auch an Rehen, Füchsen, Wölfen und dergleichen fehlt es nicht, und an der mandschurischen Grenze kommen auch Zobel sehr zahlreich vor.

XVI.

Kalender koreanischer Festtage.

Die Koreaner ersetzen den ihnen mangelnden Sonntag wie gesagt, durch verschiedene nationale und religiöse Festtage, sowie durch solche in der eigenen Familie, Geburts- und Hochzeitstage, die ähnlich, wie bei uns durch Geschenke, Mahlzeiten und allerhand Vergnügungen gefeiert werden.

Der Tag des Jahreswechsels wird vom ganzen Volke mit besonderem Glanz begangen; die Koreaner legen ihm dieselbe Wichtigkeit bei, wie ihr Nachbarvolk, die Chinesen, und feiern ihn auch in ähnlicher Weise. Schon während der drei letzten Tage des alten Jahres wird jede Thätigkeit, ausgenommen die Festvorbereitungen unterbrochen. Die Regierungsämter und Gerichte werden geschlossen; Beamte, Soldaten, Richter u. s. w. erhalten Urlaub, um zu ihren Familien zurückzukehren, es finden keine Verhaftungen statt, ja sogar Sträflinge, welche für leichtere Vergehen in den Gefängnissen sitzen, werden für einige Tage freigelassen, um Neujahr bei ihren Angehörigen zubringen zu können! Die Geschäftsleute machen ihre Jahresabschlüsse und einer der schönsten Gebräuche ist der, dass noch vor Ablauf des alten Jahres alle Schulden bezahlt werden müssen. Wie wir, so bringen auch die Koreaner am Neujahrsmorgen Bekannten und Vorgesetzten ihre Glückwünsche dar, nur wird diese Sitte in Korea viel strenger gehandhabt als bei uns. Die Unterlassung eines Neujahrsbesuches wird dort als gleichbedeutend mit dem Kündigen der Freundschaft angesehen. Die wichtigste Ceremonie des Neujahrstages ist jedoch das Opfern vor den Ahnentafeln und den Gräbern der Vorfahren. Es ist die unerlässliche Pflicht jedes Koreaners, vor den kleinen, aufrechtstehenden Ahnentäfelchen Reis, Thee, Reiswein u. dgl. zu opfern, und Weihrauchstöckchen zu verbrennen, während er die vorgeschriebene Zahl von Kniefällen ausführt. Sind die Familiengräber seinem Hause nahe, so muss sich die ganze Familie auch dorthin begeben, um ihre „Kowtows" (Kniefall und Berühren des Erdbodens mit der Stirn) auszuführen. In jedem Fall aber muss der Gräbergang vor Ablauf des ersten Monats unternommen werden. Ist diese Ahnenverehrung geschehen, so

beginnen die eigentlichen Festlichkeiten — zunächst die Vertheilung der Neujahrsgeschenke, die gewöhnlich in eigenen Kästchen eingeschlossen sind, und so den Mitgliedern der Familie, Verwandten und Freunden übergeben werden; ein recht kostspieliges Unternehmen für den pater familias, besonders in den höheren Ständen, denn die Geschenke bestehen zumeist aus neuen Kleidern, Schuhen, Hüten, Schmucksachen, Spielzeugen für die Kinder, Kuchen und Leckereien — tout comme chez nous. Während der ersten 5 Tage des Jahres folgt eine Festlichkeit auf die andere, Ess- und Trinkgelage, Musik- und Tanzproductionen, Besuche etc. Erst am sechsten Tage werden die Beschäftigungen wieder aufgenommen, ohne dass dadurch die Festlichkeiten noch für Wochen hinaus eine Unterbrechung erleiden würden. Eine eigenthümliche Neujahrssitte ist es, vor den Häusern kleine Holzfeuer zu machen, und Menschenhaare zu verbrennen. In dem einzigen Werke über Korea, das in dem letzten Jahrzehnt erschienen ist, erzählt der Verfasser, der Amerikaner Lowell, die Koreaner sammelten während des ganzen Jahres sorgfältig die Abfälle des Haarschneidens, um sie am Neujahrstage ins Feuer zu werfen. Ich fand dies nicht bestätigt. Zunächst lassen die Koreaner ihre Haare wachsen und schneiden sie niemals, und dann sind es nur die am Neujahrstage ausgekämmten Haare, welche verbrannt werden. Als ich einen Koreaner nach der Bedeutung dieser seltsamen Sitte fragte, antwortete er mir, es geschehe, um durch den Gestank die bösen Geister vom Hause zu verscheuchen! Auch sonst fehlt es während des Jahres nicht an abergläubischen Gebräuchen, so z. B. wird der vierzehnte Tag des ersten Monats von Personen, die in ein kritisches Jahr ihres Lebens eingetreten sind, dazu benützt, um sich die bösen Geister vom Halse zu schaffen. Sie verfertigen dazu eine Strohfigur, die sie mit ihren eigenen Kleidern bekleiden, und werfen sie bei einbrechender Dunkelheit auf die Strasse. Die Nacht bringen sie mit Kneiperei zu. Was immer während der Nacht der Strohpuppe zustösst, wäre nach dem in Korea herrschenden Aberglauben dem Manne selbst zugestossen, der nun, als der Vergangenheit angehörig, betrachtet wird. Sie wollen damit einfach das Schicksal oder vielmehr die bösen Geister betrügen, und ihnen vorspiegeln, dass sie in der Strohpuppe den Mann selbst getroffen haben, während dieser in neuen Kleidern als ein neues Individuum den Geistern sozusagen zwischen den Fingern durchschlüpft.

Am fünfzehnten Tage des ersten Monats wird ähnlicher Spuk getrieben, „das Ueberschreiten der Brücke“ genannt. Trinkend und Leckereien naschend wandern Viele durch die Strassen und wer am Abende nach Mondaufgang sieben Brücken passirt, bleibt während des ganzen Jahres gegen alle Unfälle gefeit.

Was bei uns der Freitag ist, das ist bei den Koreanern der fünfte, fünfzehnte und fünfundzwanzigste jedes Monats, an welchen Tagen in Korea kein neues Unternehmen begonnen wird. Gewisse Jahre im Leben der Koreaner werden von ihnen als kritische angesehen, während welcher sie in Bezug auf Kleidung, Nahrung, neue Unternehmungen u. dgl. besonders sorgfältig sind.

Am zehnten Tage des zweiten Monats, was aber keineswegs unserem zehnten

Februar entspricht, sondern in Folge der in Korea eingeführten chinesischen Zeitrechnung etwa unser Mitte März bedeutet, ist der grosse Hausreinigungstag im Jahre, und in ganz Söul wird dann geklopft, gestaubt und gewaschen, als ob es nur diesen einen Tag im Jahre möglich wäre. Die Koreaner sind sonst nicht vom Reinlichkeitsgefühl durchdrungen und es wäre gut gewesen, wenn die Japaner statt einer neuen koreanischen Zeitrechnung ein paar Reinigungstage mehr in dem von ihnen besetzten Lande eingeführt hätten.

Wie im zweiten Monat die Behausungen der Lebenden gereinigt werden, so im dritten die Behausungen der Todten — die Gräber. An einem bestimmten Tage ziehen dann die Familien hinaus nach den Friedhöfen oder den inmitten schöner grosser Gärten und Parks gelegenen Familiengräbern, bringen ihren Ahnen Opfer dar und waschen die Grabsteine.

Am dritten Tage des dritten Monats ist Frühlingsanfang, etwa unserem ersten Maifest entsprechend. Die Koreaner unternehmen an diesem Tage Ausflüge ausserhalb der Stadtmauern, besuchen die Obstgärten mit den blühenden Pfirsichbäumen und geben sich ungebundener Fröhlichkeit hin — immer verbunden mit unmässigem Essen und Trinken.

In ähnlicher Weise wird auch der achte Tag des vierten Monats gefeiert, nur dass am Abende auch noch die Stadt mit verschiedenfarbigen Papierlaternen beleuchtet wird. Schade, dass diese nicht auch an anderen Tagen brennen, denn in ganz Korea ist die Strassenbeleuchtung vollständig unbekannt, und wer sich am Abend auf die Strasse wagt, lässt sich von Laternenträgern begleiten. Die Nacht, in welcher die Vega (Alpha Lyrae) und der Steinbock am Sternenhimmel einander begegnen, bringt das „Fest der liebenden Sterne“ mit sich, worauf sich besonders die koreanische Jugend freut. Die Kinder ziehen dann mit langen Bambusstäben, welche mit bunten Papierschnitzeln geschmückt sind, umher und vertilgen ungeheure Mengen von Süssigkeiten, besonders „rothen Reis“, „Kaki“ und „Motschi“, ebenfalls aus Reis verfertigt, indem gekochter Reis zu einer zähen Masse gestampft und mit Zucker und Gewürzen versetzt wird. In den Strassen der Hauptstadt, sowie in den Dörfern stiess ich häufig auf Hausirer, die, wie unsere beturbanten Verkäufer den „türkischen Honig“, diese Motschifladen auf Brettern feilboten und jedem Käufer für einige „Cash“ ein Stück mit einer grossen Scheere abschnitten.

Auch den Ahnen wird neben Reis und Reiswein vielfach Motschi geopfert, besonders am fünfzehnten Tage des achten Monats. In dieselbe Zeit fällt auch der Geburtstag des Königs, der dann den Höflingen und Diplomaten ein Bankett, begleitet von Geschenken an Fächern, zu geben pflegt. Bald darauf folgt der Badetag der Frauen. In allen Landstädten und Dörfern versammeln sich die Frauen und Mädchen, um gemeinschaftlich zu dem nächsten Fluss zu wandern und dort zu baden. Ich fand eine ähnliche Sitte unter den Mohamedanern von Tunis und Tripolis. Auch in dieser Richtung könnten die reformirenden Japaner segensreich wirken, wenn sie recht viele derartige Tage dekretiren wollten.

Eines der schönsten Feste der Koreaner ist das Chrysanthemumfest, das sie

wohl von den Japanern übernommen haben, oder, das sie, wie sie behaupten, den Japanern gelernt haben. Chrysanthemum gehört zu den Lieblingsblumen der Koreaner und wird von den Edelleuten und Reichen mit grosser Sorgfalt und Liebe gezogen. Dadurch, dass sie an jedem Stock gewöhnlich nur eine einzige Blüthe ziehen, gelangt diese zu ungewöhnlicher Pracht und Grösse, und ebenso wie die Amerikaner und in neuerer Zeit auch wir eigene Chrysanthemum-Ausstellungen veranstalten, so laden am neunten Tage des neunten Monats die passionirten Blumenzüchter Korea's ihre Freunde und Bekannten zur Besichtigung ihrer Blumen ein.

In den zwölften Monat fällt das Fest der „Mausfeuer" (gleichbedeutend in Korea mit „Rattenfeuer"). Die Jungen drehen sich dann aus Schilf oder Stroh Fackeln und stecken damit die Stoppelfelder, trockenen Büsche und das Unkraut längs der Wege in Brand, um die Mäuse, Ratten und anderen Feldthiere aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, und so eine gute Ernte für das kommende Jahr zu sichern.

Aber auch die Jahrestage grosser Schlachten sind bei den streitbaren Koreanern grosse Festtage, besonders die Jahrestage der gegen die Japaner gelegentlich ihrer früheren Einfälle erfochtenen Siege. Den Koreanern ist keine Nation so verhasst, wie die Japaner, und ohnmächtig, diesen mit bewaffneter Hand ebenbürtig entgegenzutreten, ballen sie die Faust in der Tasche und feiern die Siege ihrer Vorfahren, wohl als Revanche für den grossen Hügel von abgeschlagenen Nasen und Ohren gefallener Koreaner, welchen die Japaner in ihrer früheren Hauptstadt Kioto aufgeworfen haben, und den ich kurz nach meiner Rückkehr von Korea nach Japan selbst zu sehen Gelegenheit hatte.

XVII.

Spaziergänge in Söul.

Was Paris für Frankreich, das ist Söul für Korea, der Mittelpunkt des ganzen politischen, nationalen und „fashionablen" Lebens. Auch Mrs. Fashion existirt in Korea, allerdings in anderem Gewande als in England oder bei uns, aber sie existirt. Peking liefert den Koreanern die Mode; was dort gefällt, wird von den vornehmen Familien Söuls nachgeahmt. Es herrscht auch im Allgemeinen ein viel besserer Ton in der Hauptstadt, die Leute kleiden sich besser und wenn Leute vom Lande oder aus den kleineren Provinzstädten Söul besuchen, so entleihen sie vorher den allerorts bestehenden Pfandhäusern städtische Kleider und städtische Hüte, um in anständiger, weniger auffälliger Tracht in der Residenz ihres Königs zu erscheinen.

Von einem „Strassenleben", wie wir es in unsern Städten finden, kann in Söul bei dem gänzlichen Mangel von Strassen keine Rede sein. Die Stadt besteht ja nur aus einem schwer entwirrbaren Labyrinth enger Gässchen, und die zwei breiten Avenüen, welche dieses Labyrinth von Ost nach West, und von Nord nach Süd durchschneiden, werden durch unzählige Kaufbuden, Flugdächer, Waarenlager u. dgl. eingeengt. Industrien sind nur sehr spärlich entwickelt, elegantere Kaufläden mangeln, und nur an den Strassenecken sieht man hie und da einen ärmlichen Laden, in welchem Gemüse, Seetang, rohe Fische, Hundefleisch und andere koreanische Delikatessen feilgeboten werden. Zu kleinen Bergen sind da auch steinharte, getrocknete Fische bis zu 50 und 70 cm Länge aufgehäuft, stehen Säcke gefüllt mit Reis, Bohnen und schönen, rothen Pfefferschoten, dann Brote von der Form und dem Aussehen kleiner Mühlsteine mit eingedrückten Kreislinien wie Schiessscheiben; Würste und Käse, die bei unseren ärmeren Volksklassen so beliebten Nahrungsmittel fehlen den Koreanern, weil sie Käse überhaupt nicht kennen und Würste nicht brauchen. Wozu sollen die Eingeweide, Gekröse u. dgl. erst fein zerhackt und in Wursthäute gestopft werden, wenn die Koreaner diese Leckerbissen doch roh oder ein wenig angebraten verzehren? — Lastträger mit

kleinen Bergen von Holzbündeln, Gemüsen etc. auf dem Rücken wandern gruppenweise dem Markte zu; sie tragen aber ihre Waaren nicht wie die Chinesen und Japaner auf Bambusstäben hängend auf den Schultern, sondern mittelst hölzernen „Kraxen“ auf dem Rücken, niemals auf dem Kopfe. Zuweilen reitet auch ein Mandarin oder ein Edelmann vom Land oder aus der Umgebung durch dieses an die arabischen Städte erinnernde Labyrinth von Gässchen den Ministerien zu. Ehrfurchtsvoll wird ihm dann vom Volke Platz gemacht, ohne dass jemand es wagen würde, zu dem grossen Mann emporzusehen, oder so lange er in der Nähe ist, sitzen zu bleiben.

Indessen es giebt in Söul (das von den Koreanern und in Korea ansässigen Europäern Saul ausgesprochen wird) doch zwei Strassen, die eingangs erwähnten, wo stets reges Leben herrscht. Auf dem Platze rings um ihren Kreuzungspunkt concentrirt sich der ganze Geschäfts- und Handelsverkehr nicht nur Söuls, sondern man könnte sagen, von ganz Korea. Hier befinden sich die stets mit einer lärmenden Menge gefüllten Zunfthäuser, Seiden-, Papier- und Getreide-Märkte; hier sind auch gewöhnlich eine Anzahl Marktbuden, wie in unseren eigenen Jahrmärkten, in denen man binnen einer halben Stunde den ganzen koreanischen Krims-Krams kennen lernen kann. Der gesammte Stadtklatsch, die Vorkommnisse bei Hofe, in den Ministerien und Gerichten, die Ereignisse in Stadt und Land, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle werden hier durchgehechelt, und wer immer darüber auf dem Laufenden sein will, oder etwas schnell und sicher bekannt machen will, wird seine Bekannten an der Stadtglocke aufsuchen. Wäre Korea nicht bis vor zwölf Jahren jedem Verkehr mit dem Auslande absolut unzugänglich gewesen, man könnte meinen, unsere Redensart von dem „An die grosse Glocke hängen“ stammte aus Söul. Zeitungen giebt es in Korea nicht, ja es ist im ganzen Lande meines Wissens nach nur eine Druckerpresse moderner Art vorhanden. Die einzige Zeitung, die auf diesen Namen bescheidenen Anspruch erheben kann, sind die Verordnungen des Königs und der Ministerien, die in der erforderlichen Anzahl von Exemplaren täglich geschrieben und ausgetragen werden. Eine andere Art der Vertheilung ist in Söul unmöglich, denn Korea besitzt keine Post, selbst nicht in dem beschränkten Maasse, wie China. Die koreanischen Postwerthzeichen, welche in unseren Briefmarken-Albums zu sehen sind, stammen aus dem Jahre 1882, als die damalige liberale Regierung den Versuch machte, das Postwesen nach europäischem Muster einzuführen. Sie liess schöne Briefmarken drucken und während der ersten zwei Tage wurden thatsächlich 47 Briefe durch die koreanische Post befördert. Da wurden die Minister bei einem Bankett meuchlings ermordet und mit der Post hatte es ein Ende. Der Briefmarkenvorrath aber wurde von einer speculativen europäischen Firma in Chemulpo aufgekauft und um theures Geld an unsere Briefmarken-Wüthriche abgegeben, ein ausgezeichnetes Geschäft. Ausser den beiden, in den Albums angegebenen Marken wurden noch drei andere angefertigt, aber niemals wirklich verwendet. Sie prangen in den schönsten Farben, roth, blau, gelb, grün und violett, und zeigen in der Mitte das Wappen Korea's.

Wie befördern nun die Diplomaten und Handelsleute Korea's ihre Briefe? Die einzigen Postämter Korea's sind die japanischen Postämter in Söul, Chemulpo, Fusan und Wönsan, welche unter der Oberleitung der japanischen Consularbehörden stehen; dann die Postämter der chinesischen Zollbehörden, welche die Briefe mit den chinesischen Zollwerthzeichen versehen, und nach Shanghai senden, von wo sie durch die dortigen europäischen Postämter weitergeschickt werden. Briefe für koreanische Inlandstädte bestimmt, werden durch eigene Lastträger und Läufer an ihre Adresse befördert.

Der Telegraph hat auch nur unter fremder Flagge in Korea Eingang finden können. Eine japanische Telegraphenlinie geht von Söul nach Fusan und per Kabel weiter nach Japan. Eine chinesische Linie verbindet Söul mit Chemulpo und Shanghai; auch sind Telegraphenleitungen zwischen Söul und den Provinzhauptstädten vorhanden. Aber noch niemals hat eine Locomotive, ein Tramwaywagen oder auch nur der bescheidenste Postwagen den jungfräulichen Boden Korea's entweiht. Man muss heute schon sehr weit in's Innere von Afrika gehen, um Länder zu finden, von denen dasselbe gesagt werden kann. Und doch ist Korea ein Land, mit welchem die europäischen Mächte Handelsverträge geschlossen haben und dort Gesandtschaften und Konsulate unterhalten! Wessen Schuld ist es, dass sie bisher so wenig bei der koreanischen Regierung durchsetzen konnten?

Wie in Bezug auf die Post, so wurden auch im Münzwesen Anläufe gemacht, um neben den schrecklichen eisernen und bronzenen durchlochten Scheiben, welche die einzigen Münzen Korea's sind, auch Silbermünzen in Umlauf zu bringen. Der König liess in Söul und auch in Chemulpo Münzprägeanstalten bauen und mit kostspieligen Maschinen einrichten. Zwei deutsche Ingenieure leiteten den Bau. Als die ersten Silbermünzen in den Verkehr gebracht wurden, wollte sie niemand annehmen. Sie waren auch danach: Dünne Scheibchen mit einem blauen Emailklecks in der Mitte. Die Münzanstalten wurden wieder gesperrt, und die schönen Maschinen liegen unbenützt und verrostet in den verödeten Räumen. Die elenden Münzen, welche gegenwärtig hergestellt werden, kommen aus Ping-yang. Eine Bande von drei Edelleuten, der allmächtigen Ming-Familie angehörend, übernahm das Monopol der Münzprägung gegen Bezahlung einer bestimmten Summe an die Regierung, und den unvermeidlichen Backschich an verschiedene einflussreiche Beamte. Die Geldmühle von Ping-yang arbeitet seit Jahren fort, ob Bedarf für Münzen da ist, oder nicht, und daher die grosse Entwerthung der koreanischen „Cash".

Mangel an Energie ist überhaupt in allen Unternehmen der Regierung wahrnehmbar. In allen Dingen, welche dem König unterbreitet werden und die er für gut hält, werden vortreffliche Anläufe gemacht, aber dabei bleibt es auch, der König decretirt dies und jenes, die nöthigen Summen werden dafür angewiesen, und — wandern in die bodenlosen Taschen der Beamten. So ging es auch in Bezug auf das Militärwesen, die Anschaffung von Kanonen und neuen Gewehren, Dampferlinien, die Seidenzucht etc. Die letztere könnte bei einiger Unterstützung von Seiten der Regierung gewiss zu einer Haupterwerbsquelle der Bevölkerung werden, wie sie

es in Japan und China ist. Vorläufig ist der einzige Seidenzüchter des Landes Seine Majestät der König selbst, und hoffentlich wird von den betheiligten Beamten nicht zu viel gestohlen, damit es auch in dieser Sache nicht bei dem Anlauf allein bleibt. Für die Anlage einer Maulbeerplantage gab der König den grossen Garten eines seiner Paläste her, den er nicht mehr bewohnt und der in Folge dessen nicht vielmehr als eine — Ruine ist. Auf meinen Spaziergängen durch Söul stiess ich im nordwestlichen Viertel, nahe dem ausländischen Legationsgebäude auf ein mächtiges, weit geöffnetes Thor, durch das ich die ausgedehnten Maulbeerpflanzungen wahrnahm. Kein Soldat, kein Wächter hinderte mich und meinen Begleiter, Konsul R. am Eintreten, und doch wäre dies angezeigt gewesen, denn in einem grossen Bassin, das nahebei zwischen den jungen Maulbeerbäumen



Halle im neuen Königspalast.

versteckt lag, badeten eine Anzahl koreanischer Weiblein in recht ungenirter Weise. Augenscheinlich hatten sie hier, im Königsgarten die schmutzige Wäsche ihrer Familie gewaschen, und dabei waren sie wohl auf den Gedanken gekommen, sich selbst zu waschen, ein seltenes Ereigniss in diesem Lande, wo die Seife noch unbekannt ist. Aber züchtiger Weise — das darf nicht unerwähnt bleiben — bedeckten sich die badenden Nymphen wenigstens die Gesichter, als sie uns kommen sahen.

Der Garten zieht sich einer sanften Anhöhe entlang, auf welcher wir die sehr stattlichen Gebäude der königlichen Residenz stehen sahen, in ihrer Mitte die grosse Audienzhalle mit schöngeschwungenen doppeltem Dach, ähnlich jener im neuen

Palast. Eine imposante Treppe eigenthümlicher Construction führte zu ihr empor, durchwegs aus grossen Blöcken von weissem Marmor hergestellt. Zu beiden Seiten dieser etwa zehn Meter breiten Treppe standen Tigerfiguren auf Sockeln. Die Treppe wurde in der Mitte ihrer ganzen Länge nach durch ungeheure Marmorplatten in zwei Aufgänge getheilt, und auf diesen Platten waren von kunstgeübter Hand in Hautrelief zwei Drachen ausgemeisselt, das Symbol der königlichen Würde. — Das ungeheure Dach der Halle wurde durch dicke Säulen getragen, zwischen welchen dicht aneinander stehende Latten, von der Innenseite mit weissem Papier verklebt, die Wände bildeten. Aehnlich wie bei japanischen Häusern waren diese Lattenwände verschiebbar. Eine derselbe fehlte gänzlich und durch diese Oeffnung in das Innere tretend, fanden wir sie ganz mit Körben voll Seidenraupen gefüllt. Selbst auf dem geheiligten Thron des Königs standen derartige Körbe, und auf dem staubigen, mit allerhand Unrath bedeckten Boden kauerten Koreaner, eifrig mit ihren Raupen beschäftigt. Die einst imposante Halle war vollständig verwahrlost. Die Ziegelplatten des Bodens waren losgebrochen, die Wände verschmiert, das Papier hing in Fetzen von ihnen herab! In der Mitte des weiten Raumes erhob sich der Thron, eher einem Paradebett als einem Throne nach unseren Begriffe ähnlich, und vollständig aus bemaltem und geschnitztem Holz hergestellt. In seiner ganzen Anlage erinnerte er mich an den Thron des Sultans von Johore in dessen Residenzstadt Johore Baru auf der Malakka-Halbinsel. Die mannshohe Plattform des Thrones hatte etwa drei bis vier Meter im Geviert. Fünf steile mehr als fusshohe Stufen führten zu ihr empor. Die Wände waren mit recht hübschen aus Holz geschnitzten Arabesken nach Blumen-Motiven geschmückt. Oben befand sich eine zweite etwas kleinere, ein Fuss hohe Plattform aus übermaltem Holz, und diese bildete den Sitz des Herrschers. Stühle und demzufolge auch Thronstühle sind ja in Korea ebenso unbekannt, wie sie es vor zwanzig Jahren noch in Japan waren. In dem Kaiserpalast der früheren Hauptstadt des Mikadoreiches, Kyoto, sah ich einen ähnlichen Thronsitz, nur nicht so hoch über dem Boden erhaben. Darüber war eine Matratze aus weisser Seide gebreitet, und auf dieser sass bei Audienzen der Mikado mit verschränkten Beinen. Aehnlich dürfte wohl hier eine Matratze für den Sitz des Königs gedient haben, denn stundenlang auf dem Holzboden zu sitzen — ja, die Herrscherpflichten sind hart! Ein Thronhimmel, getragen von vier plumpen roh bemalten Säulen, breitete sich über den Thron. Die hölzerne Decke zeigte recht hübsche Holzschnitzereien, und an der Vorderseite hingen vier kurze dicke Walzen herab, deren unteres Ende in der Form von Lotosblumen geschnitzt waren. Die Koreaner sind augenscheinlich in der Kunst des Lackirens lange nicht so weit wie in Japan, wo die Lackanstriche selbst nach Hunderten von Jahren die schönste Farbenfrische und Glanz zeigen, während hier alles verschossen und verblichen war.

Hinter der grossen Thronhalle breitete sich ein vollständig mit dichtem Lotosgestrüpp überwuchertes, gemauertes Bassin aus, in welchem Myriaden von Fröschen einen Heidenlärm machten; auch hier und in dem Garten dahinter war alles vollständig verwahrlost, obschon eine ganze Anzahl Wärter unter dem Befehl eines

Ober-Eunuchen hier angestellt sind. Wir sahen dieses bartlose, feiste Exemplar eines Hofschranzen, als wir vor den Privatgemächern des Königs, in einem eigenen Häuserkomplex gelegen, anlangten. Der Gute sass mit einigen Untergebenen in seinem nach zwei Seiten hin offenen Wohnraume und spielte Domino, ohne sich weiter um uns zu kümmern, selbst als wir die Königsgemächer betraten. Diese waren insofern für uns noch interessanter, als der Besuch des bewohnten Harems keinem Sterblichen männlichen Geschlechtes gestattet ist, die Eunuchen ausgenommen, die aber trotz des männlichen Artikels „der“ doch nicht als zum männlichen Geschlecht gehörig bezeichnet werden können? Die Umwandlung, die in ihrer Jugend an ihnen vollzogen wird, geschieht hier in Korea durch Abbinden der betreffenden Theile mittels eines strammumwickelten Rosshaares, und in Folge dessen durch allmähliches Absterben und Abfallen derselben. Seltsamer Weise wird dies hier an den Menschen practicirt, nicht aber an den Thieren. Ochsen und geschnittene Pferde kennt man in Korea nicht, nur Stiere und Hengste.

Der Privatpalast des Königs, wie er sich uns zeigte, würde einer wohlhabenderen Familie unseres deutschen Mittelstandes heutigen Tages kaum genügen, und so gross das Ceremoniell auch ist, mit welchem sich der koreanische Hof umgiebt, an übergrossem Reichthum und Luxus scheint er nicht zu leiden. Das Gebäude, in einem länglichen Viereck angelegt, umschloss einen mit Gestrüpp überwucherten, unfläthigen Hof. Die vordere Längsseite, durch welche wir in den Hof traten, war ebenerdig und enthielt etwa ein Dutzend kleine, zumeist bewohnte Kämmerchen für die Dienerschaft. Auch diese Kämmerchen zeigten die in ganz Korea gebräuchliche Bedeckung des Fussbodens mit geöltem Papier, und unter dem Fussboden die Feuerung. Oefen gehören gerade wie Seife, in Korea zu den unbekannten Dingen. Die drei übrigen Flügel des Geviertes waren ein Stockwerk hoch. Gerade uns gegenüber, die hintere Längsseite einnehmend, befand sich die Privatwohnung des Königs. In der Mitte ein kleiner Empfangssalon ohne alle Möbel, selbst der Fussboden war stellenweise ausgebrochen, die Wände beschmutzt, die Decke lückenhaft. An beiden Seiten stiessen daran zwei andere Räume, das Schlafzimmer und Arbeitszimmer des Königs, so klein und unfreundlich, dass man sie in Europa keinem Kammerdiener, der etwas auf Standesehre hält, zuweisen könnte. In einer Ecke führte eine halsbrecherische, steile Treppe mit Stufen von je anderthalb Fuss Höhe in das erste Stockwerk empor, und die winzigen, niedrigen Räume, die ich dort oben fand, waren jene der Königin und ihres Hofstaates! Die Grösse macht es ja nicht aus, wird man mir vielleicht entgegnen, und mit Recht. Etwa ein Jahr vorher war ich mit Entzücken durch die Haremsräume der Alhambra gewandert, die auch nicht grösser waren; durch den Tocador de la Reina, und die lauschigen Gemächer rings um den Patio de la Lindaraja. Aber, wie unendlich schön ist ihre Ausschmückung, mit welchem Reiz, welcher Poesie sind sie umwoben! Auch hier im fernen Korea waren dies die Gemächer einer Königin, indessen sie zeigten mir die gleiche Verwahrlosung, wie jene der Alhambra, ohne ihren unsagbaren Reiz. Was in der Alhambra eine Reihe von Belagerungen, Invasionen, und die dazwischen-

liegenden Jahrhunderte hervorgebracht haben, das war hier nur die Folge grenzenloser Nachlässigkeit während einiger Jahre!

Dabei ist das Palais durchaus nicht etwa dem vollständigen Ruin überlassen, früher oder später, vielleicht nach Jahren, vielleicht nach Monaten schon gelangt es wieder zur Benützung. Dann werden ein oder zwei Wochen vorher die Arbeiter befohlen, welche Alles wieder vom Grunde aus in guten Stand setzen; aber von einer Erhaltung des Bestehenden ist in ganz Korea nirgends eine Spur. Es ähnelt darin den Ländern des mohammedanischen Orients. —

Noch einen zweiten unbewohnten Palast des Königs, tiefer in der Stadt gelegen, besuchten wir, und dort war der Verfall wo möglich noch grösser und trauriger. — Eines Tages wollte ich die Ministerien und obersten Aemter besichtigen. Sie liegen alle zu beiden Seiten der breiten Avenue, welche von dem Herzen der Stadt zur Residenz des Königs führt. Freilich hatte man mir mitgetheilt, dass der König in Folge der japanischen Invasion die Archive der Ministerien nach seinem ummauerten und stark vertheidigtem Palast hätte schaffen lassen, und dass auch die Minister dort amtirten, denn man fürchtete sich vor einem kecken Handstreich der japanischen Truppen, die im Süden der Stadt, dem Königspalaste entgegengesetzt, bivouacirten. Die Furcht war nicht unbegründet, denn Anfangs August erfolgte dieser Handstreich thatsächlich, nur dass er nicht allein gegen das Ministerium, sondern gegen den König selbst gerichtet war. Auf dem Wege zu den Ministerien kamen wir bei den Militärkasernen, zu beiden Seiten des Eingangs zum Königspalaste gelegen, vorbei. An sie stiessen lange niedrige Gebäude, mit kleinen Papierfensterchen, die viel breiter als hoch waren, und schweren Ziegeldächern.

„Das sind wohl die Stallungen für die Kavalleriepferde?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Nein, das sind die Ministerien,“ war die Antwort.

Wir traten durch die erste offenstehende Thüre. Kleine, enge, niedrige Räumlichkeiten ohne Möbel, Kästen, Tische, Papier oder irgend welchen zu einer Bureau-Einrichtung gehörigen Gegenstand. Dass Tinte und Feder nicht da waren, ist begreiflich, nicht etwa, weil es nichts zu schreiben gab, sondern weil die Koreaner ebenso wie die Chinesen, Japaner und anderen Völker Ostasiens nur mit Pinseln und Tusche ihre Schriftzeichen malen.

„Wurden etwa die Einrichtungsstücke, ebenso wie die Archive von den bösen Japanern fortgeschleppt?“

„Nein. Es giebt keine. Die Ministerien sind immer so leer.“

Wie in den Palästen des Königs, so dienten auch in den Ministerien die langen, niederen Vorderräume für die Beamten, und dahinter erhob sich ein kleiner freistehender Bau, nach Art der königlichen Audienzhalle gebaut, für den Minister. Die erste dieser Hallen war gesperrt. Da die Wände aber nur aus Holzverstäbung mit darüber gespanntem Papier bestanden, so stiess ich einfach den Finger durch eine Scheibe, und blickte hinein. Alles leer, staubig, verwahrlost wie ein unbewohnter Königspalast. Nur an den Wänden hingen Papierbogen mit Inschriften

übermalt, welche den König und die Regierung preisen, Sprüche, Weisheitslehren und dgl. — Durch die Pfützen und den Schlamm des Hofraums wateten wir zum nächsten Ministerium. Ganz das gleiche. Doch sassen hier wenigstens einige Beamte, die unvermeidlichen schwarzen Hüte auf den Köpfen, mit untergeschlagenen Beinen auf Strohmatten und rauchten. Es lagen sogar einige Papiere neben ihnen, dazwischen Pfeifen und Tabaksbehälter. Das war das Finanzministerium. Den Besuch der anderen Ministerien ersparte ich mir.

Die grosse Mauer der königlichen Residenz umschliesst den schönsten und ausgedehntesten Garten Söuls, und dahinter, gegen die kahlen Höhen des Pukhan emporsteigend, liegen die einzigen noch nicht mit Häusern bebauten Grundstücke der Stadt. Darin unterscheidet sie sich von den chinesischen Städten, besonders von den beiden Hauptstädten Peking und Nanking. Dort umschliessen die ungeheuren Stadtmauern Hunderte von Hektaren vollständig unbebauten, wüsten Landes und besonders in Nanking ritt ich meilenweit durch vollständige Wildniss, von wo ich nicht ein Haus der Stadt erblicken konnte. In Söul hingegen ist mit der genannten Ausnahme der ganze Raum innerhalb der alten hohen Mauern mit Gebäuden ausgefüllt, ja ausserhalb derselben sind grosse dicht bevölkerte Vorstädte entstanden, die sich hauptsächlich längs der Flussläufe hinziehen. Hier und in der Stadt selbst sind auch die einzigen festen Brücken. Ausserhalb der koreanischen Städte kennt man keine solchen. Sie sind ganz aus Stein gebaut; da die koreanischen Baumeister aber die Kunst, Wölbungen zu bauen, noch nicht gelernt haben, werden im Flussbett grosse Steinpfeiler aufgestellt, und über diese möglichst lange Steinplatten gelegt. Das erfordert freilich eine grosse Zahl von Pfeilern, aber Material ist ja massenhaft vorhanden. Sind die Flüsse zu tief oder fliessen sie in Ravinen, so werden einfach keine Brücken über sie gebaut.

Söul ist glücklicherweise sehr reich an schönen Spaziergängen, denn in dem engen schmutzigen Strassengewirre der inneren Stadt ist es besonders an heissen Sommertagen vor Schwüle und Gestank geradezu unerträglich. Ausserdem bietet die Stadt selbst nur äusserst wenig von Interesse. Wer ein Haus gesehen hat, hat alle gesehen; die Strassen gleichen einander; Bazars und Kaufläden nach dem Muster jener in chinesischen, japanischen oder indischen Städten giebt es keine. Während besonders in den chinesischen die langen mit grossen Goldbuchstaben bemalten Schildertafeln von den Dächern tief in die Strassen baumeln, während in den japanischen unendliche Mengen von buntfarbigen Lampions und allerhand Papierzierat an den Häusserfronten aufgehängt sind, ist von Allem dem in Söul absolut nichts zu sehen. Lehmwände und Strohdächer, abwechselnd einige Ziegeldächer, Unrath abscheulichster Art, das ist Alles. In den japanischen Städten erstrahlen bei einbrechender Dunkelheit Tausende und Abertausende von Lampions, in jedem Laden, jedem Hause sind Lichter, die Strassen sind beleuchtet, sogar vielfach schon mit elektrischem Licht. Bricht die Dunkelheit in Söul an, so ist Alles stockfinster, kaum dass man hier und dort ein ärmliches Licht gewahr wird. Wanderte ich dann durch die einsamen, wie ausgestorbenen Strassen, so stolperte ich bei jedem

zweiten oder dritten Hause über die Körper der Schlafenden, die vor ihren Wohnungen auf Matten ausgestreckt lagen. Bei hellem Mondlicht und der herrschenden Todesstille zeigt sich die Stadt mit den Tausenden von weissen, in den Strassen liegenden regungslosen Gestalten wie ein ungeheures Leichenfeld.

Bis spät in die Nacht hinein ist freilich von Todesstille keine Rede. Ein unaufhörliches Geklapper und Geklopfe und Getrommel über die ganze Stadt ausgedehnt, bald stärker, bald schwächer, zuweilen ganz aufhörend, um desto lauter wieder zu beginnen, stundenlang fortgesetzt. Der Fremde kann sich dieses Geräusch der koreanischen Klopfgeister gar nicht erklären. Die armen Weiber, diese Sklaven ihrer Männer, sind es, welche nicht die Männer, sondern die Kleider der letzteren klopfen, obschon die Männer für ihre Trägheit und unwürdige Behandlung der Frauen es noch mehr verdienen würden. Da die Seife den Koreanern, wie gesagt, unbekannt ist, so werden die weissen Gewänder beim Waschen durch Klopfen mit Holzschlägern gereinigt; dafür haben aber die armen Weiber bei Tage, wo sie das ganze Hauswesen allein zu besorgen haben, keine Zeit, und so wählen sie die Nacht dafür. Sommer und Winter werden dieselben Gewänder getragen, nur füttert man sie bei einbrechender Kälte mit Baumwolle, und die Wohlhabenderen besetzen sie mit Pelz. Die Koreaner sind grosse Freunde der Natur, die sich allerdings in Söul in besonderer Schönheit zeigt. Die himmelanstrebenden Felsen des Pukhan- oder Nordberges, die dicht bewaldeten Abhänge und Ausläufer des Namschan- oder Südberges, ja selbst die Stadtwälle bieten ungemein reizvolle Spaziergänge dar und werden auch von den Koreanern häufig besucht. Schattige Haine, lauschige Rasenplätze, wildsprudelnde Bäche und Wasserfälle giebt es rings um Söul in grosser Auswahl und ihretwegen kann ich die Vorliebe der ausländischen Diplomaten für die Hauptstadt Korea's wohl begreifen. Alles ist noch wilde Natur, unbezwungen von der Hand der Menschen, deren einziges Werk auf den Bergen Söuls die grosse Stadtmauer ist. Meine Promenaden auf der letzteren machten mich mit einer anderen Eigenthümlichkeit der Stadtbewohner bekannt. Hier und dort, gewöhnlich im Schatten von Bäumen oder in der Nähe von Wasserläufen, fand ich auf den Wällen hinter der Mauer ärmliche Strohhütten, jede von einer Familie bewohnt. In mehreren sah ich auf den elenden Strohlagern Kranke liegen. Dr. Allen, der ausgezeichnete Arzt der amerikanischen Gesandtschaft und gründliche Kenner Korea's, gab mir darüber die gewünschte Auskunft. Im Frühjahr und Herbst pflegt in der Stadt eine fieberhafte Krankheit von epidemischem Charakter auszubrechen. Wird Jemand davon befallen, so muss er aus Rücksicht auf seine Nachbarn ausquartieren und eine dieser Strohhütten längs der Stadtmauer beziehen, wo er, gepflegt von seiner Familie, liegen bleibt, bis er gesundet oder — stirbt.

Die japanischen Bewohner Söuls haben es in dieser Hinsicht besser. Sie besitzen ihr eigenes Hospital und gute Aerzte. Wie in den drei Vertragshäfen, so ist auch in der Hauptstadt von allen fremdländischen Kolonien die ihrige die stärkste. Am Nordabhang des Namschan, rings um die mehrmals gestürmten und zerstörten, aber immer wieder neu aufgebauten Häuser der japanischen Gesandtschaft

haben sie einen eigenen Stadttheil, vollständig abgeschlossen von der koreanischen Stadt. Hotels, Theehäuser, Kaufläden etc. sind hier ganz so wie in ihrer Heimat, und der rege Handel mit den Koreanern lässt die Colonie immer stattlicher heranwachsen. Sogar ein Photograph hat hier seine Bude aufgeschlagen und die Koreaner, denen diese Erfindung der Europäer riesigen Spass macht, wandern trotz ihrer Abneigung gegen alles Japanische gerne zu diesem Zauberer, der im Eins Zwei Drei ihr wohlgetroffenes Bildniss zu Papier bringt. Unmittelbar hinter dem japanischen Viertel beginnt ein schöner Fichtenwald, der bis hinauf an den Gipfel des etwa 400 Meter hohen Namschan führt. Gerne wanderte ich die schattigen Fusswege empor zu diesem berühmten Signalberg, auch ein Ziel vieler koreanischer Frauen, welchen die Vorsehung den Kindersegen nicht gegönnt hat. Dass es solche Frauen in Korea überhaupt giebt, nimmt mich Wunder. Nach den zahllosen Kindern, die in den Strassen, in den Gassen, auf Misthaufen und in den Bächen der Stadt splitternackt ihren Schabernack treiben, hätte ich eher darauf geschlossen, dass sie immer gleich zu Zweien oder Dreien das Licht der Welt erblicken. Die Koreaner lieben die Gesellschaft. — Vielleicht ist das kleine Tempelchen, das auf dem Gipfel des Namschan zwischen üppig wucherndem Gestrüpp versteckt liegt, etwa dazu bestimmt, um derlei doppelten Segen vom Himmel herabzuflehen. In anderer Hinsicht sind die Koreaner geradezu ohne Religion und kümmern sich um ihre Götter nicht. Amor, der Schalk, hat sich aber doch, unter anderem Namen natürlich, bei ihnen einzuschmeicheln gewusst. Und da hat man es nun: Ein kleines Tempelchen ist ihm da droben geweiht. Hoffentlich lässt er die Hände nicht im Schooss und erfüllt all' den Frauen, die zu ihm kommen, ihre geheimen Herzenswünsche.

Nahe bei, auf dem höchsten Kamme ist eine der interessantesten Stätten Korea's: Unter hohen Bäumen fand ich dort fünf oder sechs offene Steinherde, etwa vier Fuss hoch und ebenso breit. Dahinter in einer Hütte war bei meinem ersten Besuche ein Koreaner damit beschäftigt, Reisig zu kleinen Bündeln zusammen zu binden, und auf die Steinherde zu legen. Auf meine Frage, wozu diese Steinherde dienten, erzählte mir mein Begleiter, dass in Korea noch das aus uralten Zeiten stammende System der Feuersignale bestünde. Bei einbrechender Dämmerung werden auf bestimmten Gipfeln in allen Bezirken des Landes Feuersignale angezündet, die mit Blitzesschnelle bis zu der Hauptstadt weitergegeben werden. Sieht der Signalwächter auf dem Namschanberge diese Feuersignale, so entzündet auch er die Reisigbündel auf den Altären, und sagt damit dem Könige in seinem Palaste unten, ob im Lande Ruhe herrscht.

XVIII.

Frauenleben.

Wie bei den Mohamedanern, so bleiben auch bei den Koreanern die Frauen im Innern der Häuser verborgen und nur die nächsten Verwandten haben Zutritt zu ihnen, ohne indessen viel davon Gebrauch zu machen, denn die Frau steht zu niedrig, als dass sie sich zur Unterhaltung und Verkehr mit ihr herabwürdigen sollten. In den unteren Volksschichten ist dieses strenge Absperren der Frau ebensowenig durchzuführen, wie in den Ländern des mohamedanischen Orients, und nur, weil die Frau alle Arbeiten in und ausser dem Hause zu verrichten hat, erhält der Fremde zuweilen Gelegenheit, sie zu beobachten.

Niemals sah ich in Korea eine Frau müssig, niemals sah ich sie in Gesellschaft eines Mannes. Während die Männer vor den Häusern schliefen, rauchten oder spielten, arbeiteten die Frauen im Innern der Häuser oder auf dem Hofraum, allein und unverdrossen; keine Verrichtung war ihnen zu schwer; sie schöpften stöhnend mit schweren Kübeln Wasser aus den Ziehbrunnen, kochten, arbeiteten auf den Feldern, trugen schwere Lasten, und selbst bis tief in die Nacht hinein schafften sie noch im Hause. Mochte ich noch so früh durch die Strassen der Hauptstadt wandern, die Frauen waren doch schon wieder an der Arbeit.

Als ich in Fusan, dem südlichen Hafen Korea's, zuerst den Boden dieses eigenthümlichen Landes betrat, gewahrte ich unter der Menge herumlungernder Koreaner junge, hübsche Mädchen, die ganz zutraulich thaten und in ziemlich freier Weise umherliefen, untereinander und mit den Männern schäkerten. Sie trugen dieselben langen, faltenreichen Gewänder aus weisser Leinwand wie die Männer, hatten aber keine Kopfbedeckung und fielen durch ihre hübschen frischen Gesichter und das in langen dicken Zöpfen auf den Rücken fallende Haar sofort auf. Als ich meinen dortigen Gastfreund, einen Dänen, über diese hübschen Mädchen befragte, lächelte er vergnügt: „So geht es doch Jedem,“ meinte er, „der nach Korea kommt. Diese vermeintlichen Mädchen sind ja Knaben! Die wirklichen Mädchen bekommen Sie nicht so leicht zu Gesicht!“ Ich sah sie aber doch, freilich nur

flüchtig und verstohlen, denn kaum werden die jungen Koreanerinnen irgend eines Mannes und sei es auch ihr Stammesgenosse, gewahr, so bedecken sie ihr Gesicht und verbergen sich. Indessen selbst diese flüchtigen Bewegungen genügten, um sagen zu können, dass die Meisten hübsch waren, mit regelmässigen, fast kaukasischen Zügen, weisser Hautfarbe und zarten schlanken Gestalten, die freilich durch den Schnitt der Kleider nicht gerade gehoben werden. Die Frauen aus dem Volke tragen weite faltenreiche Beinkleider aus Leinwand, die an den Fussknöcheln zusammengebunden sind; darüber einen ebensolchen weissen Rock, der jedoch nicht um die Hüften, sondern wie schon früher erwähnt, unter den Brüsten um den Leib festgebunden wird. Schultern und Arme bedecken ein weisses Jäckchen, das bis zur Achselhöhe reicht und die Brüste frei lässt. An den Füssen tragen sie weisse Strümpfe und kleine Schuhe von chinesischem Schnitt ohne Hacken und mit nach aufwärts gebogenen Spitzen. Das reiche schwarze Haar ist nach rückwärts gekämmt und in der Höhe des Genicks in einen grossen Knoten zusammengerollt, der durch eine dicke spannenlange Silbernadel festgehalten wird. Diese Nadeln, sowie dicke unförmige Silberringe an den Fingern bilden den einzigen Schmuck. Sie tragen keine Kopfbedeckung und nur wenn sie in den Feldern bei grosser Sonnenhitze arbeiten, setzen sie einen der für Korea so charakteristischen ungeheuren Strohhüte auf. Der europäische Kultureinfluss macht sich bei den Völkern Asiens in der Regel zunächst durch Kopf- und Fussbekleidung bemerkbar. Wer hat nicht schon auf den Weltausstellungen Araber, Perser, Indier mit glänzenden Lackstiefeletten, Chinesen und Siamesen mit prosaischen Derby-Hüten gesehen, während ihre Kleidung jene ihrer malerischen Heimatländer war? Auch in den letzteren haben derlei europäische Artikel schon Eingang gefunden, nur Korea ist glücklicherweise bisher von ihnen verschont geblieben. Gewiss hat noch kein einziger koreanischer Unterthan ein europäisches Kleidungsstück getragen.

In den Städten sah ich die Frauen der unteren Stände in derselben Tracht wie auf dem Lande; erscheinen sie auf der Strasse, so tragen sie gewöhnlich noch einen hellgrünen langen Mantel mit rothen Aermeln, aber sie legen ihn nicht um die Schultern, sondern auf den Kopf, derart, dass die Aermel auf beiden Seiten herunterhängen, und der Mantelkragen das Gesicht zum grossen Theil verhüllt. An heissen Tagen falten sie diesen Mantel zu einem kleinen Viereck zusammen, und legen dieses Packet auf den Kopf. Frauen vom Lande, die nach der Stadt kommen, tragen stets einen Stock, auf den sie sich stützen. Junge Mädchen werfen stets statt des grünen Mantels weisse schleierartige Tücher über den Kopf, Kinder tragen gewöhnlich statt der weissen kurzen Jacke eine längere Aermeljacke aus einfarbig rothem Stoff. Geblumte oder gemusterte Stoffe fand ich in Korea gar nicht, selbst nicht bei den Sängerinnen und Tänzerinnen, die doch sonst nur buntfarbige Kleider trugen. Gewiss wird Niemand die koreanische Frauentracht als schön und malerisch bezeichnen können. Die Frauen sehen darin aus, als würden sie die Kleidungsstücke ihrer Kinder tragen; alle sind zu kurz und zu eng und werden nur mühsam durch Bänder in ihrer recht heikligen Lage erhalten.

Man sieht es den Frauen wohl an, dass ihnen die Männer keine Zärtlichkeit, ja nicht einmal Beachtung widmen, sonst würden sie gewiss mehr Sorgfalt auf ihr Aeusseres verwenden. Aber für wen? Sie sind ja nur während ganz kurzer Zeit Spielzeuge, später die Sklaven ihrer Männer. Als Kinder erhalten sie einen Namen zur Unterscheidung von ihren Schwestern, und dieser Name bleibt ihnen bis zu ihrer Verheirathung. Aber er ist nur ihren Eltern und Verwandten bekannt. Für alle anderen heissen sie „die Tochter von N. N.“ oder „die Schwester



Vornehme Koreanerin zu Hause.

von N. N.“ Nach ihrer Verheirathung verlieren sie sogar diesen Namen. Ihre eigenen Eltern bezeichnen sie mit dem Namen des Districtes oder Stadttheils, in welchem die Vermählung stattfand. Ihre Schwiegereltern aber benennen sie mit dem Namen des Ortes oder Stadttheils, in welchem sie vor ihrer Vermählung lebten. Wird die Ehe mit Kindern gesegnet, dann heissen sie „die Mutter von N. N.“



In den höheren Gesellschaftskreisen findet die Trennung der Geschlechter schon statt, wenn die Kinder das Alter von acht bis zehn Jahren erreicht haben. Bis dahin dürfen Söhne und Töchter zusammen spielen, nachher aber wohnen die Söhne ausschliesslich in der Wohnung der Männer, studiren, essen und schlafen dort; die Mädchen bleiben bei ihren Müttern in der Abtheilung der Frauen. Den Knaben wird gelehrt, dass es unstatthaft sei, mit den Frauen zu verkehren, den Mädchen, dass es entehrend sei, sich vor den Männern sehen zu lassen. Dadurch



Koreanerin auf der Strasse.

ist das Familienleben in Korea unmöglich geworden. Vielfach herrscht in Europa der Glaube, dass die Sitten der Koreaner jenen der Japaner ähneln, aber dies ist keineswegs der Fall, am wenigsten gerade in dem Verkehr der Geschlechter mit einander, der in Japan kaum weiter getrieben werden kann, während es im Osten kaum züchtigere Weiber giebt, als hier. Selbst in den besseren Ständen wird ein Koreaner selten mit seiner Frau verkehren, und obschon beide unter dem-

selben Dache wohnen, sind sie doch durch die herrschenden Anschauungen und Sitten von einander geschieden. Wie in mohammedanischen Ländern empfangen die Männer ihre Besucher und Freunde in den äusseren Räumen ihrer Häuser, wohin die Frauen niemals kommen dürfen. Dafür wird auch kein Mann die Wohnung der Frauen betreten, wo diese ihrerseits weibliche Besuche empfangen. Das ist auch der Grund, warum das gewöhnliche Volk, dem nur beschränkte Wohnräume zur Verfügung stehen, die freie Zeit nicht in den Häusern, sondern auf der Strasse zubringt.

Hat eine Tochter aus den höheren Ständen das heirathsfähige Alter erreicht, so ist sie selbst für ihre Verwandten unsichtbar und nur ihre Brüder dürfen sie sehen und sprechen; nach ihrer Verheirathung ist sie für jeden Mann, ausgenommen ihren Gatten, unzugänglich. Sie ist geradezu eine Gefangene in ihrer eigenen Wohnung. Die französischen Missionäre berichten, dass jeder Verkehr, den Frauen mit Fremden hegen sollten, auf das Schwerste bestraft wird. Väter haben ihre Töchter, Männer ihre Frauen getödtet, ja die letzteren haben sogar Selbstmord begangen, wenn Fremde sie auch nur flüchtig berührt haben. In manchen Fällen hat aber diese übertriebene Abgeschlossenheit das gerade Gegentheil von dem herbeigeführt, was sie bezwecken sollte. Gelingt es einem liebenden Anbeter, in die Wohnung einer edlen Dame zu dringen, so wird sie es nicht wagen, einen Schrei auszustossen oder irgend welches Aufsehen zu machen, denn sie weiss, dass, ob schuldig oder unschuldig, ihr Name durch die einfache Thatsache, dass ein Mann in ihrer Wohnung erschienen ist, doch für immer entehrt sei. Die Wohnungen der Frauen dürfen sogar von Gerichtspersonen nicht betreten werden, und sind Freistätten für verfolgte Edelleute. Nur Fälle von Aufruhr und Majestätsverbrechen bilden eine Ausnahme, dann aber werden sämmtliche Mitglieder der Familie, auch die Frauen als Mitschuldige angesehen. Besucher eines Hauses oder wandernde Handelsleute warten beim Eingang, bis die Thüre zu den Wohnungen der Frauen geschlossen werden, dann erst treten sie ein. Will ein Hausherr das Dach seines Hauses ausbessern lassen, so setzt er zuerst seine Nachbarn davon in Kenntniss, damit diese die Thüren und Fenster ihrer Harems schliessen lassen.

Wie kann nun ein heirathsfähiges Mädchen einen Gatten aussuchen, wenn sie keinen Mann auch nur ansehen darf? Wie werden die Ehen in Korea geschlossen? Das Mädchen hat mit dieser wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens überhaupt nichts zu thun, ebensowenig ist es die Sache eines jungen Mannes, sich eine Gattin zu erwählen. Sein Vater thut dies für ihn. Er setzt sich mit dem Vater eines begehrenswerthen Mädchens in Verbindung, ein dritter führt die Verhandlungen bezüglich des Ehevertrags, und die Astrologen erwählen einen günstigen Hochzeitstag. Obschon nun der Bräutigam in der ganzen Angelegenheit gar nicht zu Rathe gezogen wird, ist er doch sehr glücklich, da ihn erst die vollzogene Ehe in die Reihen der Männer einlässt. So lange er unverheirathet ist, wird er als unzurechnungsfähiges Kind angesehen, selbst wenn er das Alter von fünfundzwanzig bis dreissig Jahren erreicht haben sollte; für irgendwelche tolle Streiche

wird er nicht zur Rechenschaft gezogen, er darf Gesellschaften nicht beiwohnen, hat keine Stellung und Stimme im öffentlichen Leben. Dafür wird er aber selbst mit vierzehn oder fünfzehn Jahren zum Manne, wenn er sich in diesem Alter verehelichen sollte. Ein Diener meines Gastfreundes in Söul, ein junger Bursche von fünfzehn Jahren, trug bereits den eigenthümlichen Haarwulst des Ehemanns auf dem Kopfe. Ein anderer Junge, der Diener des deutschen Vicekonsuls in Söul, war bereits Bräutigam, obschon er erst das vierzehnte Jahr erreicht hatte. Diese eigenthümlichen, das ganze gesellschaftliche Leben empfindlich schädigenden Verhältnisse sollen nun durch die Japaner abgestellt werden. Sie zwangen den König zu einer Proclamation, in welcher die Heirathsfähigkeit der Männer erst mit dem zwanzigsten, der Mädchen mit dem sechzehnten Jahre beginnt.

So lange die Männer unverheirathet sind, dürfen sie keine Hüte tragen und ihr langes Kopfhaar fällt in Zöpfen über den Rücken herab, was bei dreissigjährigen bärtigen Gesellen recht sonderbar aussieht. Erst die Heirath giebt dem Manne das Recht, die Zöpfe zu einem daumenlangen Wulst auf dem Scheitel zusammen zu rollen, der sozusagen der Ehering der Koreaner ist. Der Haarwulst ist das Zeichen des Ehemannes. Diese Sitte ist sogar beim königlichen Hofe eingeführt. Im Jahre 1892 fanden dort grössere Festlichkeiten statt, an denen der zweite Sohn des Königs, da er damals noch Junggeselle war, nicht hätte theilnehmen dürfen. Ich finde nun in der koreanischen Regierungszeitung vom 24. August 1892 folgendes königliches Edikt:

„Seine Majestät der König hat bewilligt, dass an dem Prinzen Ui Hwa Kun das Ceremoniell des Haarwulstbindens und Bedecken des Kopfes mit dem Hute schon jetzt, vor seiner Heirath, vorzunehmen sei, damit er an den bevorstehenden Festlichkeiten bei Hofe theilnehmen könne.“

Ehen werden für das ganze Leben geschlossen. Wohl kann der Gatte seine Frau verstossen, er darf aber nicht wieder heirathen, so lange seine frühere Gattin am Leben ist. Dagegen steht es ihm frei, so viele Concubinen zu besitzen, als er will oder ernähren kann. In ihren Beziehungen zum starken Geschlecht müssen koreanische Mädchen oder Wittwen sehr vorsichtig sein, denn kann ein Mann nachweisen, dass er mit einer von ihnen in zärtlichem Verkehr gestanden, so wird sie sein gesetzliches Eigenthum, und selbst ihre Eltern können sie nicht zurückfordern, wenn der Mann sie behalten will. Ergreift sie die Flucht, so darf der Mann sie mit Gewalt wieder in sein Haus zurückbringen. Eine Frau darf ihrem Manne niemals die eheliche Treue brechen, von dem letzteren aber wird dieselbe weder gefordert noch erwartet. Der junge Ehemann aus den vornehmen Ständen bringt in der Regel nur die ersten drei bis vier Tage bei seiner Frau zu. Dann hält er sich längere Zeit fern von ihr, um zu beweisen, dass er sie nicht allzu sehr liebt. Die Etikette verurtheilt die junge Frau zu einer Art Wittwenthum, während der Gatte seine freien Stunden in der Gesellschaft von Concubinen verbringt. Anders zu handeln wäre nach den Begriffen der koreanischen haute société schlechter

Geschmack, ja die affektirte Gleichgültigkeit der eigenen Frau gegenüber geht so weit, dass Männer, die beim Tode ihrer Gattinen Thränen vergiessen, in der Gesellschaft verhöhnt und verspottet werden! Die koreanischen Frauen ertragen diese Behandlung in der Regel mit bewundernswerther Geduld und Entsagung, denn andere bessere Eheverhältnisse als die traurigen, in welchen sie ihr Leben verbringen, sind ihnen ja unbekannt. Indessen manche machen ihrem Gatten das Leben doch recht bitter. Sind sie ihm untreu oder verlassen sein Haus, um zu ihren Eltern zurückzukehren, so kann der Gatte sie vor den Richter führen und sie bestrafen lassen, was gewöhnlich durch Verabfolgung einiger Streiche mit einem ruderartigen Schläger auf die Weichtheile geschieht. Dann kann sie der Gatte einem seiner Beamten oder Diener als Concubine zuweisen.

Die rechtmässige Gattin eines Mannes theilt seine gesellschaftliche Stellung und seinen Rang, selbst wenn sie aus den unteren Klassen hervorgegangen wäre. Heirathet sie einen Edelmann, so wird sie selbst adelig und ihre Kinder erben den Rang ihres Vaters. Heirathet der ältere von zwei Brüdern die Nichte der Gattin seines jüngeren Bruders, so wechselt das Verwandtschaftsverhältniss der beiden Frauen. Die Nichte wird die ältere Schwester ihrer Tante, was in Korea wie in allen Ländern Ostasiens von grosser Wichtigkeit in Bezug auf ihre Stellung ist. — Eine Wittwe zu heirathen, verbietet die gute Sitte, denn in der besseren Gesellschaft erwartet man von der Wittwe, dass sie ihren, wenn auch noch so treu- und lieblosen Gatten während der ganzen Zeit ihres Lebens betrauert. Heirathet eine Wittwe dennoch zum zweiten Mal, so werden ihre Kinder aus zweiter Ehe als uneheliche betrachtet. Wittwen aus den vornehmen Ständen können überhaupt keinen zweiten Gatten finden, selbst wenn sie noch so jung, hübsch und begehrenswerth wären, und diese eigenthümlichen Verhältnisse führen bei einem so leidenschaftlichen Volk wie die Koreaner zu recht losen sittlichen Zuständen. Derartige Wittwen werden gewöhnlich die Concubinen irgend eines Mannes, der sie aufnehmen will. Andere, welche zu einem ordentlichen Lebenswandel geneigt wären, fallen häufig frechen Burschen zum Opfer, die sie durch List oder Gewalt in ihren Besitz bringen, da sie wissen, dass Wittwen schutzlos sind. Deshalb ist es gar keine Seltenheit, dass junge Wittwen nach dem Tode ihres Gatten Selbstmord begehen, um ihre Treue gegenüber dem Verstorbenen darzuthun und der ihnen früher oder später doch bevorstehenden Entehrung durch zügellose Lüstlinge zu entgehen. — Solche Wittwen werden nach ihrem Tode als Muster der Keuschheit verehrt, und ich fand in der Regierungszeitung mancherlei königliche Edikte, in welchen der Herrscher Denkmäler, Ehrenpforten oder Tempel zu ihrem Andenken zu errichten befiehlt. Auch in den Berichten der katholischen Missionäre an die Bischöfe fand ich Fälle erzählt, wo Wittwen die Missionäre um die Erlaubniss baten, Selbstmord begehen zu dürfen, falls ihre Keuschheit durch freche Eindringlinge in Gefahr gebracht werden sollte. Die Missionäre hatten die grösste Mühe, ihnen beizubringen, dass die christliche Religion den Selbstmord nicht zulässt. Die gebräuchlichste Art des Selbstmordes ist In-mun, d. h. das Durchschneiden der Halsadern.

Um diesen elenden Zuständen ein Ende zu machen, veranlassten die Japaner vor einigen Wochen den König von Korea, gesetzlich zu gestatten, dass geschiedene Frauen gleich geschiedenen Männern neue Ehen eingehen dürfen. In den unteren Ständen war dies übrigens längst der Fall, denn die Noth kennt kein Gebot, und die armen, ihres Ernährers beraubten Wittwen sind nicht geneigt, Hungers zu sterben, wenn sie Gelegenheit haben, einen zweiten Mann zu ergattern.



XIX.

Unterrichtswesen und geographische Begriffe.

Mit einem anderen Volke als die Chinesen zu Nachbarn wären die Koreaner heute in Bezug auf ihre allgemeine Bildung und Erziehung gewiss viel weiter vorgeschritten. Das ungeheure chinesische Reich, mit dem allein Korea seit Jahrtausenden innige Beziehungen unterhielt, war massgebend für die geistige Entwickelung der Koreaner, und wie heute noch in China das Studium und die Kenntniss der alten Klassiker und viele hundert Jahre alter Werke als das Nec plus ultra der Gelehrsamkeit angesehen wird, so ist es auch in Korea. Das Studium der eigenen Sprache, Litteratur, Kenntniss des Landes und seiner Natur werden vollständig vernachlässigt. Die heutige Kultur des „Landes der Morgenstille" erinnert darin an jene unseres eigenen Mittelalters, wie denn überhaupt in Ostasien eine ganze Menge Analogien mit unseren mittelalterlichen Verhältnissen zu finden sind. Meine Reise durch die östlich von Ceylon gelegenen Länder kam mir zuweilen vor nicht wie ein räumlicher Ausflug zu unseren Antipoden, sondern wie ein zeitlicher Ausflug zurück in die vergangenen Jahrhunderte, zu unseren Vorfahren, die ja, was die Kultur betrifft, beinahe ebenfalls unsere Antipoden genannt werden könnten. Wie damals die lateinische Sprache, und das Studium der alten Pandekten gebräuchlich war, so gegenwärtig in Korea das Lateinisch des Ostens: das Chinesische und damit die Ergründung der chinesischen Weisheit. Aber die koreanischen „Gelehrten" bedienen sich dabei nicht etwa jener chinesischen Sprache, wie sie von den vielen Millionen Chinesen heute gesprochen wird, also der modernen Verkehrssprache, sondern der verdrehten, verschnörkelten, gekünstelten Schriftsprache, wie sie die Chinesen gar nicht sprechen können und auch niemals gesprochen haben, und die nicht mit dem Auge, sondern mit dem Geiste gelesen werden muss. In dieser ganz unmöglichen Sprache schreiben sie ihre Essays und stopfen sie voll mit Citaten aus den alten chinesischen Klassikern, historischen Beispielen, Sprüchwörtern und Präcedenzfällen, unverständlich für Jedermann, selbst für ihre Examinatoren, und je weniger diese Arbeiten verstanden werden, eine desto höhere Meinung hat man von ihren Verfassern. Wer denkt da nicht an

Zustände in Ländern, die uns näher, viel näher liegen, und an Menschen, die sich anscheinend mit Absicht des möglichst geschraubten Styls und der unverständlichsten Ausdrücke befleissen? Wir haben hie und da auch noch ein Stückchen Korea in unseren eigenen Gelehrtenschulen.

Der koreanische Himmel, die Natur, Philosophie und Geschichte sind jene des Confucius, und wie der Chinese, so sieht auch der gebildete Koreaner mit unendlicher Verachtung herab auf die christlichen Barbaren, ihre Kenntnisse und Weltanschauung. Von den Koreanern haben auch die Japaner in früheren Zeiten diese chinesische Weisheit übernommen. Die Koreaner bildeten die Brücke. Aber während die Japaner mit dieser chinesischen Kultur längst gebrochen und sich frei entwickelt haben, blieb die koreanische Weisheit in dem altchinesischen Sumpf festgefahren. Ja sie wird von der Regierung sogar unterstützt, insofern als ihre Kenntniss allein den Weg zu den Beamten- und — Officiersstellen ebnet, gerade so wie es vielfach heute noch in China der Fall ist.

In den Schulen oder in den wohlhabenderen Familien zu Hause wird den Kindern allerdings zuerst das einfache aus 25 Buchstaben bestehende koreanische Alphabet gelehrt, dem sich das Studium der 190 Grundsilben und der wichtigsten chinesischen Schriftzeichen anschliesst. Wie in den mohammedanischen Ländern, so kauern auch in Korea die Kinder auf dem Boden rings um ihre Lehrer und schreien ihre Lection herunter, je lauter desto besser. Gleichzeitig werden sie in dem Gebrauch von Pinsel und Tusche eingeweiht, mit welchen sie die koreanischen und chinesischen Druck- und Schriftzeichen nachmachen müssen. Eine gute leserliche Handschrift wird bei den Koreanern sehr geschätzt, und ein ganz beträchtlicher Theil der Bevölkerung ist schreibkundig, viel mehr als es beispielsweise die — Italiener sind. In der Arithmetik lernen sie das Ku-Ku (neun mal neun) und die Rechnungsarten, aber nicht etwa aus dem Gedächtniss, sondern an der Hand der Chon-pan oder Rechentafel mit verschiebbaren Kugeln, die in ganz China und Japan, ja im ganzen Osten überall gebräuchlich ist, und die Menschen durch ihr ganzes Leben begleitet. Selbst viele Europäer haben sich an diesen Rechenfaullenzer so gewöhnt, dass sie ihn kaum entbehren können. Auf diese Kenntnisse erstreckt sich die ganze Erziehung des weitaus grössten Theils des koreanischen Volkes — Männer wie Frauen. Sie genügen für die gewöhnlichen Bedürfnisse ihres einfachen Lebens vollständig, denn sie ermöglichen es, Briefe (mit koreanischen Schriftzeichen) zu schreiben, Geschichten und Novellen zu lesen, von denen eine beträchtliche Anzahl in Korea verfasst und gedruckt werden.

Anders ist es mit den Jungen, welche auf Beamtenposten Ansprüche machen wollen. Sie beginnen nun mit dem Studium der „Grossen Schrift", d. h. mit dem Chinesischen, wofür eigene Lehrbücher bestehen, welche die chinesischen und koreanischen Schriftzeichen, und daneben die chinesische und koreanische Aussprache derselben in grossen Typen zeigen. Merkwürdigerweise wird nämlich ein und dasselbe Schriftzeichen, das stets eine Silbe oder ein ganzes Wort bedeutet, in beiden Sprachen verschieden ausgesprochen. Meistern die Schüler die Schrift, so

werden ihnen die alten chinesischen Pandekten erklärt und schriftliche Aufgaben gestellt, Essays über historische Themata, Gedichte u. dgl. Mathematik und Geographie sind nebensächlich, andere Wissenschaften für die Staatsprüfungen unnöthig. Die Koreaner glauben heute noch wie die alten Griechen, die Welt sei eine flache Scheibe. Ich kam in Söul in den Besitz einer äusserst merkwürdigen Erdkarte, die, wie mir Koreaner versicherten, nicht chinesischen, sondern koreanischen Ursprungs ist, und als Grundlage dient für den geographischen Unterricht. Die alte Welt, welche die Mitte des Blattes als grosse Insel einnimmt, ist rings umgeben von Nord- und Südamerika, das sich bis an den äussersten Rand der Scheibe hinzieht, dort, wo die Welt also in die „Ewigkeit" übergeht. Die Kenntniss des Vorhandenseins eines amerikanischen Continents haben sie wohl nicht erst bei der



Schule.

Landung der ersten Amerikaner in Korea, sondern von den Chinesen übernommen, denen ja Amerika lange vor uns bekannt war. Irgend eine gewaltige Dynamit-Explosion in der Umgegend von Chicago muss aber den Continent in zwei Theile gespalten haben, denn die grossen Seen sind mit dem Stillen Ocean durch einen breiten Kanal verbunden. Darin sind die Koreaner ausnahmsweise der Zeit vorangeeilt, während sie sonst so viele Jahrhunderte hinter ihr zurückgeblieben sind. Wer weiss, was die Amerikaner im nächsten Jahrhundert noch unternehmen werden? Dann könnte am Ende auch noch die koreanische Landkarte richtig werden.

Die Continente sind sonst, mit Ausnahme Australiens, auf dieser Karte angegeben, selbst die einzelnen Länder werden, allerdings etwas durcheinander gemengt, mittelst länglicher Vierecke verzeichnet, in welchen koreanische Schriftzeichen

stehen. China und mit diesem auch Korea nehmen natürlicher Weise den Mittelpunkt der Erdscheibe ein. Ist doch China das „Reich der Mitte"! Nach Norden erstreckt sich das „Mitternachtreich" Russland, westlich von Korea liegt ganz richtig China, durch den Yangtzekiang, so breit angegeben, wie der Golf von Bengalen in zwei Hälften geschnitten. Japan ist natürlich viel kleiner als Korea. Ich bat mir die Uebersetzung der Schriftzeichen auf den Vierecken aus und erhielt eine kuriose Sammlung von Bezeichnungen, unter welchen nur drei wirkliche Ländernamen sind: China, Japan und die Mandschurei. Alles andere scheinen Eigenschaften anzugeben, welche die Koreaner nach ihren Begriffen den Bewohnern der einzelnen Länder zuschreiben. So z. B. stehen auf dem Viereck, welches England darstellen soll, drei Zeichen, welche bedeuten „ochsenmäulig", „weiss" und „geschäftig" — zusammengezogen also „ochsenmäulige weisse Geschäftsleute". Die Engländer werden sich für die Meinung der Koreaner über sie wohl bedanken. Dort, wo nach koreanischen Begriffen Deutschland liegen sollte, stehen auf den Vierecken die Zeichen für „ohne Leib" und „vollkommene Frauen". Wir Männer bleiben ganz unberücksichtigt, nehmen aber gerne das Compliment ein, das die Koreaner, sonst gar arge Weiberverächter, unseren Damen zollen. Seien wir also zufrieden. Auf meine Frage, was mit den Worten „ohne Leib" gemeint sei, wurde mir die Antwort, dass es der Gebrauch unserer Damen sei, sich den Leib so fest zu „binden", dass sie wie in zwei Theile geschnitten aussähen. Wo diese Tausendsassas in Korea diese Toilettengeheimnisse doch wohl erfahren haben mögen? Meines Wissens war noch keine einzige deutsche Dame in Korea; möglicherweise haben sie das „ohne Leib" auf die Französinnen bezogen. Das Viereck mit den Worten „blitzende Zunge" zeigt sehr charakterisch Nord-Europa an, wo die „Aurora borealis" leuchtet, das Viereck „gefiedert" die Heimat des Strausses, und die Worte „Riesen", „Grau" und „Schwarzfüsse" den nördlichen Theil Nordamerikas. Mit den „Riesen" sollen die Felsengebirge, dem „Grau" die grauen Bären und mit „Schwarzfüssen" die Indianer gekennzeichnet werden. Nun fand ich aber auf meinen Reisen durch Canada, in den Distrikten des Assiniboine und Saskatchewan thatsächlich einen grossen Indianerstamm, der den Namen „Schwarzfüsse" führt.*) Ist dies nur Zufall? Unter den anderen Bezeichnungen sind die bemerkenswerthesten „geflügeltes Volk", „einarmig", „einbeinig", „dreiköpfig", „zwei Narren", „ohne Eingeweide", „lärmendes Volk", „weibliche Bogenschützen", „verächtliches Volk", „wandernde Teufel" u. s. w. Eigentlich ist diese Karte also eine ethnographische. Jedenfalls ist sie von Interesse, weil sie die Kenntnisse der bis vor zehn Jahren von jedwedem Verkehr mit dem Auslande vollständig abgeschlossenen Koreaner kennzeichnet. Selbst unter den koreanischen Diplomaten scheinen die geographischen Kenntnisse keine besonderen zu sein und dem König ist es passirt, dass er sich bei Audienzen der europäischen Vertreter nach dem Befinden der „Königin von Frankreich" und des „Königs von England" erkundigte.

*) Siehe Hesse-Wartegg, „Kanada und Neufundland," Freiburg, Herder's Verlag 1888.

Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, begeben sich die Aspiranten zu den öffentlichen Staatsprüfungen, die gewöhnlich unter dem Vorsitz des Königs stattfinden. Eine kleine Anzahl wendet sich aber höheren „wissenschaftlichen" Studien zu, für welche eigene Regierungsschulen bestehen, wo die Schüler den Unterricht, die Lehrmittel, ja in vielen Fällen auch die Beköstigung kostenfrei erhalten. Die acht verschiedenen Schulen für die wissenschaftliche Ausbildung sind sozusagen eine koreanische Universität. In der Schule für Astronomie und Astrologie werden die für den Wahrsagerdienst beim Könige bestimmten Geoskopen ausgebildet; in der medicinischen Schule (übrigens die Beste von Allen) die Aerzte; der Schule für Documente ist die Instandhaltung der Archive und die Vorbereitung der für Peking bestimmten Berichte übertragen; in der Schule für Pläne und Karten werden alle Zeichnungen und Pläne für die Regierung hergestellt; auch werden dort die Visitkarten des Königs geschrieben und seine Portraits gemalt; die juridische Facultät ist dem Justizministerium direkt beigeordnet und dient nicht nur zur Ausbildung der Richter, sondern auch als Appelhof; die mathematische Facultät hilft dem Finanzministerium aus, führt die Rechnungen, macht Schätzungen u. dgl. Die Schule für Horologie überwacht die Zeitrechnung und revidirt die Sonnen- und Wasseruhren von Söul. Ausserdem giebt es eine chinesische, mandschurische, mongolische und japanische Schule, in welchen die Dolmetscher der Regierung, der Gesandtschaften und die Beamten des Grenzdienstes herangebildet werden. Vor einigen Jahren wurde auch eine englische Schule mit europäischen Lehrern gegründet, wo in englischer Sprache Unterricht ertheilt wird, die einzige, die wirklich auf den Namen „Schule" Anspruch machen kann. Es bestehen fünf Jahrgänge und die Zahl der Schüler wächst von Jahr zu Jahr. Oberst Nienstedt, ein Deutschamerikaner, ist oder war der Direktor. Er sprach sich mir gegenüber ungemein lobend über den Eifer, die Intelligenz und die Fortschritte der Schüler aus, und schreibt ihnen grössere Fähigkeiten zu als den Japanern oder Chinesen. Ich fand während meines Aufenthaltes in Söul mehrfach Gelegenheit, mit Koreanern zu verkehren, welche verhältnissmässig recht instruirt waren und ausgezeichnet englisch sprachen, ohne je aus Korea herausgekommen zu sein. Ihr Englisch war entschieden besser, als das der Hunderte von Chinesen und Japanern, mit denen ich mich in dieser Sprache unterhielt; die Japaner sprechen alle L wie R, und alle R wie L aus, so z. B. statt Telegraph „Tereglaph"; die Chinesen können das R überhaupt nicht aussprechen. Die Koreaner dagegen meistern die englische Aussprache vollständig.

Mit der „Reorganisirung der Armee" durch amerikanische Officiere wurden auch Militair- und Marineschulen zur Ausbildung von Officieren gegründet, allein ihre Resultate sind nicht die besten. Viel erfolgreicher sind die innerhalb der letzten Jahre entstandenen Knaben- und Mädchenschulen der christlichen Missionsanstalten.

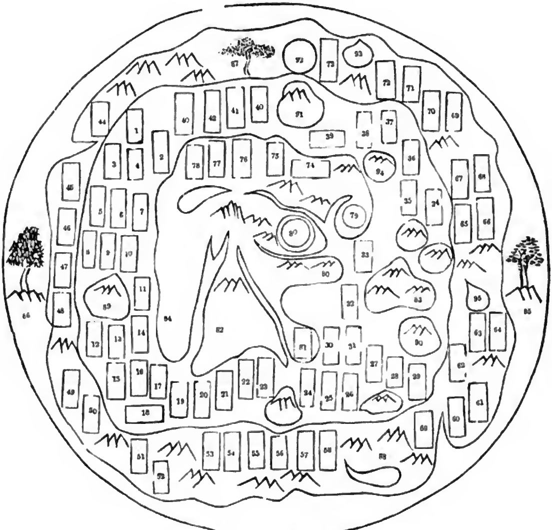
Die vorhin erwähnten Staatsprüfungen finden im Jahre gewöhnlich einmal statt, doch kann der König auch bei besonderen Anlässen, wie Hochzeiten oder

andere Freudenfeste in der königlichen Familie, solche anbefehlen. Dann machen sich alle Aspiranten auf Beamtenstellen aus dem ganzen Lande auf den Weg nach der Hauptstadt; ein fröhliches, leichtlebiges Corps junger Burschen, deren Kommen den Dorfbewohnern ähnlichen Schrecken einzujagen pflegt, als wären sie beutelustige Mandarine. In der Hauptstadt angekommen suchen diese zuweilen nach Tausenden zählenden Studenten Unterkunft bei Bekannten oder in elenden Spelunken, den einzigen „Hôtels“ von Söul. Der Prüfungsplatz liegt auf einer sanften Bodenerhebung hinter dem königlichen Schlosspark. Dort trachten sie unter freiem Himmel ein gutes Plätzchen zu erwischen; ihre Diener spannen grosse Sonnenschirme aus gelbem Oelpapier über sie, und bleiben in der Nähe, um ihnen die Mahlzeiten zu bereiten oder sonst wie dienlich zu sein, denn die jungen Herrchen gehören vornehmlich den adeligen Ständen an, die allein Aussicht haben, gute Beamtenposten zu ergattern; wohl giebt es auch viele Aspiranten aus dem Volke, darunter alte Männer mit langen Bärten, die schon viele Male ihr Glück versucht haben, um immer wieder „durchzufallen“; aber selbst wenn sie die Prüfungen gut bestehen, werden sie nur in den Provinzen für kleine Beamtenstellen verwendet, und müssen häufig genug auch auf solche Jahre lang warten. Der König und eine Anzahl seiner literarischen Beiräthe, die Si-Kang-wan, wohnen in einem gedeckten Pavillon der Prüfung bei. Ein davorgespanntes Seil, über welches Tücher und Matten geworfen werden, trennen sie von der lärmenden unstäten Menge von Studierenden. Sobald diese mit der Ausarbeitung der Aufgaben fertig sind, rollen sie ihr Pensum zusammen, und werfen es über die Scheidewand. Jenseits derselben werden die Papierrollen von Soldaten aufgehoben und den Schriftgelehrten überbracht, die sie durchlesen und dann dem Könige zur Beurtheilung überreichen. Die Sache geht sehr rasch vor sich. Nach einigen Stunden ist die Prüfung vorüber, die Preise werden vertheilt, und Korea hat um einige Hundert Beamte mehr. Dass unter solchen Umständen von ernstlichen Prüfungen keine Rede sein kann, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Sie sind zu einer Formsache herabgesunken. Die Beamtenstellen werden einfach an den Meistbietenden verschachert und dem König zur Bestätigung unterbreitet.

Die jungen Beamten können ihre Posten nicht antreten, ohne zuerst ihre Freunde, Bekannten und Kollegen in der ausgiebigsten Weise zu bewirthen, und ihre Beutel werden dabei stets bis zur Neige geleert. Sobald sie ihr Bestallungsdiplom erhalten, kleiden sie sich in die ihrem Range entsprechenden Gewänder, und umwinden sich die Hüte mit Blumenkränzen. So angethan steigen sie zu Pferd, und machen nun, begleitet von einigen Musikern die vorschriftsmässigen Besuche bei den Ministern, Examinatoren und bei ihren Freunden. Schon bei dieser Gelegenheit müssen sie sich allen möglichen Schabernack gefallen lassen; unter grossem Zusammenlauf des stets vergnügungssüchtigen Volkes werden ihnen die Hüte von Innen nach Aussen gekehrt, mit Halloh und Schreien und Lachen die Schuhe von den Füssen gezogen, die Hände zusammengebunden und dergl. Die eigentliche „Feuertaufe“ geht in dem Hause eines befreundeten Beamten desselben

Koreanische Weltkarte

(1/2 der natürl. Grösse).



Zahlen-Erklärung:

(Im Original ist jeder Bezeichnung das koreanische Zeichen für „Land" beigefügt.)

1. Ochsenmäulig } England.
2. Weisses Volk } England.
3. Keine Ruhe } England.
4. Tiefliegende Augen.
5. Zauberkünstler } Frankreich?
6. Maulbeere u. Birne } Frankreich?
7. Einäugig.
8. Kapilavastu?
9. Convergirende Bogen.
10. Grosse Freude.
11. „Geflügelt" oder „Befiedert" Süd-Afrika.
12. Eigenthümliche Beine.
13. Volk mit drei Leibern.
14. Volk mit einem Bein.
15. Langarmig.
16. Dreiköpfig.
17. Behaart.
18. Kastenmacher.
19. Feuerspeier.
20. Durchlöchert.
21. Langbeinig.
22. Krummbeinig.
23. Unsterblich — Ceylon?
24. Gabel-züngig } wahrscheinlich die Sunda-Inseln.
25. Reisesser } wahrscheinlich die Sunda-Inseln.
26. Lange Wüsten } wahrscheinlich die Sunda-Inseln.
27. Zwei Narren } wahrscheinlich die Sunda-Inseln.
28. Taubenheim.
29. Grosses Volk.

Amtes, welchem der neue Aspirant angehört, vor sich, wo seine Kollegen und Beamten sich frühzeitig zu versammeln pflegen. Kaum hat er in dem fröhlichen Kreise Platz genommen, so tritt sein Pathe, der Beamte auf ihn zu, beschmiert sein Gesicht mit schwarzer Tusche und bewirft es darauf mit Mehl. Alle Anwesenden folgen seinem Beispiele, und der Arme kann vor lauter Tusche und Mehl kaum mehr sehen und athmen, seine Kleider sind beschmutzt, sein Haar eine zähe Teigmasse. Endlich hat der letzte seine „Einsegnung" vollzogen und der Aspirant kann sich waschen und reinigen. Kaum ist er wieder zu seinen Freunden zurückgekehrt, die mittlerweile auf seine Kosten nach recht koreanischer Art unmässig essen und trinken, so treffen andere Freunde ein, und der Spektakel beginnt von Neuem. Manchmal dauert dies den ganzen Tag, der Aspirant hat sich die Tusch- und Mehltaufe zum zehnten oder zwölften Mal gefallen lassen müssen, und beginnt er sich zu sträuben, so fallen die trunkenen Kameraden über ihn her, um ihn auch noch durchzubläuen. So wird er nach jeder erdenklichen Art gemartert und gefoppt, und erst wenn er den letzten Heller für Speisen und Getränke geopfert hat, kann er seinen neuen Titel als anerkannt und vollgültig betrachten. Auf solche Art wird man in Korea Beamter! —

---

30. Schnellfüssig.
31. Maulbeeren.
32. Liu-Kiu.
33. Japan.
34. Hellfarbig } Nach den Erklärungen der Koreaner die Nord- und Südstaaten Nordamerikas.
35. Dunkel }
36. Borstig, Grau (sollen die von den Amerikanischen Grauen Bären bewohnten Gebiete darstellen.)
37. Arbeiter.
38. Schwarzfüsse (Indianer Nordamerikas).
30. Hutbandhälter.
40. Blitzende Zunge.
41. Ohrenabbeisser.
42. Seidenspinner.
43. Ohne Eingeweide.
44. Tugendhafte oder Vollkommene Frauen.
45. Hanf.
46 Karrenmacher.
47. Frauen.
48. Schöne Wolken.
49. Vulkane.
50. Käferartig (?)
51. Frieden athmend.
52. Helmträger.
53. Jung.
54. wie Nr. 21.
55. „ „ 17.
56. Ueberströmendes Volk.
57. Nach den Ratten benannt.
58. Lärmendes Volk.
59. Frauen.
60. Rundes Gesicht.
61. Weise.
62. Beherrscher des Nordens (?)
63. Sommerprovinz, Tropisches [Amerika?
64. ?
65. Drachenkönig.
66. Mittlere Wohlfahrt.
67. „So ho".
68. Verächtliches Volk (fällt auf die Stelle Californiens).
69. Erste Provinz.
70. } Riesen } sollen die Felsengebirge Nordamerikas sein.
71. }
72. Ohne Eingeweide } Amerika?
73. Wie Nr. 4 }
74. „Suk Sin" (der frühere Name der Mandschurei).
75. Hunde Herrschaft } Mongolen.
76. Ohne Brust }
77. Wandernde Teufel, Kirgisen.
78. Grosser Norden (kann auch mit Mitternachts-Reich übersetzt werden), Russland.
79. Korea.
80. Die Mitte (China).
81. Annam.

Den folgenden Bezeichnungen ist das Wort „Land" nicht beigefügt:

82. Zunehmende Barbarei (soll Indien sein).
83. Feen-land (Kiu-schiu, südlichste Hauptinsel von Japan).
84. Westliche Gebiete (Afrika).
85. Bewegte Wellen.
86. Spitziger Berg.
87. Wachsender Baum.
88. Weisser See.
89. Bauern.
90. Grosse Maulbeeren.
91. Breite Wüste.
92. Grosser Sumpf.
93. Wirbel.
94. Weibliche Bogenschützen (Saghalin?)
95. Bittersee.

XX.

Religiöse Anschauungen.

Es wäre schwierig, dem kuriosen Gemengsel von Buddhismus, Confucius-Glauben und heidnischer Geisterfurcht, das in Korea die „Religion“ der Massen bildet, irgend einen bestimmten Namen zu geben. Bis zum vierten Jahrhundert waren die Koreaner, diese Abkömmlinge der nordischen Fuyu, Anbeter von allerhand Geistern des Himmels und der Erde, der Berge und Flüsse und Höhlen, durchdrungen von dem finstersten Aberglauben. Im vierten Jahrhundert verbreitete sich der Buddhismus in Korea, der während der folgenden tausend Jahre wenigstens die officielle Religion des Hofes und der Mandarine war. Mit der Thronbesteigung der China ergebenen herrschenden Dynastie nahm diese auch um Peking zu gefallen, die Lehren des Confucius an, und damit verfiel der Buddhismus. Das Volk aber brachte den neuen Glaubenslehren ebenso wenig Eifer entgegen, wie den alten, und obschon die Doktrinen des Confucius nun schon seit einem halben Jahrtausend die officielle Religion des Hofes und der Aristokratie bilden, ist davon nur wenig in die Massen der Koreaner gedrungen. Nach wie vor sind sie Heiden geblieben, und nur gewisse äussere Formen und Gebräuche, die bei dem herrschenden Aberglauben auf fruchtbaren Boden fielen, haben allgemeine Verbreitung gefunden. Darunter sind in erster Linie der Ahnenkultus und die Befolgung der fünf von Confucius vorgeschriebenen Pflichten zu erwähnen, d. h. jene gegenüber dem König, den Eltern, den Greisen, dann zwischen Eheleuten und endlich zwischen Freunden. Dazu gesellt sich eine gewisse unklare Vorstellung des Siang-tiei, der von vielen als der „Himmel“ bezeichnet wird, und endlich die Verehrung des Sia-tsik oder „Schutzpatron“ des Königreichs. In den officiellen Kundmachungen der Regierung geschieht zuweilen auch der „guten Geister“ und des Schicksals Erwähnung.

Die Ausübung der Religion giebt sich zunächst in den häufigen Opferfesten kund, welche dem Siang-tiei dargebracht werden. Was dieser Siang-tiei eigentlich darstellen soll, ist mir trotz mehrfacher Nachfragerei bei den Koreanern nicht gelungen zu erfahren. Wahrscheinlich wissen sie es selbst nicht, denn auch die

katholischen Missionäre, diese genauesten Kenner Korea's, konnten von ihren Bekehrten keine klare Auskunft erhalten. Er soll eine höhere Macht darstellen, den Beschützer und Erhalter der Erde; andere bezeichnen ihn als die Verkörperung des Schicksals, wieder andere als eine himmlische Macht, oder den Himmel selbst. Genug, diesem Siang-tiei wird in Korea die höchste Verehrung erwiesen, ihm wird in jeder Noth und Gefahr, bei Epidemien und hauptsächlich bei anhaltender Trockenheit geopfert. Soll Regen erfleht werden, so sendet die Regierung zwei Mandarine nach der betreffenden Provinz, und an dem bestimmten Tage begiebt sich jeder von ihnen, begleitet von seinem Gefolge, nach genau bezeichneten Orten. Dort harren sie vom frühen Morgen ohne jede Nahrung, selbst ohne zu rauchen, bis die „glückliche" Stunde für die Opfer gekommen ist. Diese ist gewöhnlich am Abend, oder kurz vor Mitternacht, in jedem Falle aber dürfen die Mandarine erst nach Mitternacht den Opferplatz verlassen. In der für das Opfer günstigen Stunde tödten sie Rinder und Schweine, von denen das Fleisch und Blut der Gottheit geopfert werden. Den nächsten Tag pflegen die Mandarine der Ruhe, um am zweiten Tage die Opfer zu wiederholen, und so fort, bis endlich der ersehnte Regen eintrifft. In der Regierungszeitung Korea's, die täglich in der erforderlichen Anzahl Exemplaren geschrieben wird, und alle Verordnungen der Regierung enthält, finden sich häufig auf die Opfer bezügliche Edikte. So las ich in der Ausgabe vom 24. Juli 1892:

„Das Ceremonienamt meldet, dass es nun schon seit langer Zeit nicht mehr geregnet hat, und bald für das Verpflanzen der Reispflänzlein*) zu spät sein wird. Das Ceremonienamt beantragt deshalb, dass ein untergeordneter Beamter zuerst nach dem Süden, dann nach dem Norden, dann an den Fluss**) entsendet werde, um Regen zu erflehen."

Drei Tage später, am 27. Juli berichtet die Regierungszeitung:

„Das Ceremonienamt bittet, dass ein Mandarin des dritten Rangs nach Yong San zum Flusse gesandt werde, um dort Regen zu erflehen."

Dass der Himmel diese Bitte nicht gleich erhörte, sondern den Regen erst in den ersten Augusttagen niederfallen liess, ist begreiflich. Würden höhere und einflussreichere Beamte geopfert haben, so wäre das gewiss viel schneller erfolgt. Die Koreaner erwiesen sich aber dennoch dankbar, denn am 7. August meldet die Regierungszeitung:

„Das Ceremonienamt meldet, dass der Bo-sa chei, d. h. das Dankgebet an den Himmel für den gewährten Regen am 28. des laufenden Mondes stattfinden wird."

und am 8. August:

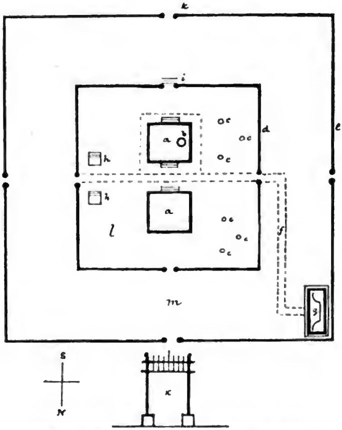
„Seine Majestät ist hocherfreut, dass die durch die jüngste Trockenheit entstandene Noth nunmehr vorüber sei, und befiehlt, dass jedem der Beamten,

*) Der Reis wird zuerst auf kleinen Pflanzstätten gesäet, und wenn die kleinen Pflänzlein 20 bis 30 Centimeter hoch gewachsen sind, auf die eigentlichen Felder verpflanzt.

**) Der nahe an der Hauptstadt vorbeifliessende „Han".

welche ausgesandt wurden, um Regen zu erflehen, ein Hirschfell zur Belohnung gegeben werden möge."

Bleiben die Bitten um Regen mehrere Tage erfolglos, so werden nach althergebrachten Vorschriften die Plätze gewechselt, bis endlich ein günstiger, d. h. von den bösen Erdgeistern nicht beeinflusster Platz gefunden wird. Gelingt dies nicht, so werden an die Stelle der Mandarine Minister entsandt, um Regen zu erflehen, und wenn der Himmel die Bitten noch immer nicht erhört, so geht der König selbst im grössten Staate vor die Stadtthore, um zu opfern. Trifft endlich der Regen ein, so dürfen weder der Opfernde noch sein Gefolge Schutz suchen;



Planskizze des „Tempels des Himmels und der Erde".

sie müssen unter allen Umständen im Regen bis nach Mitternacht ausharren. Auch das Volk schützt sich nicht, denn es hiesse nach ihrer Meinung den Himmel verletzen, wenn sie dem so heissersehnten Regen nun aus dem Wege gehen würden. Sollte irgend Jemand doch den unglücklichen Gedanken haben, sich durch Schirm oder Regenmantel zu schützen, so würden diese Gegenstände vom Volke einfach zerrissen werden.

Die Opfer um schönes Wetter werden in der Hauptstadt auf dem grossen

Südthor der Stadtmauer abgehalten. So lange die Opferceremonie dauert, bleibt das Thor geschlossen, und Niemand wird aus- oder eingelassen.

Neben dem Siang-tiei oder Himmel wird aber auch der Erde d. h. dem Sia-tsik oder Schutzpatron des Königreichs regelmässig geopfert, und der dem „Himmel und der Erde“ geweihte Opfertempel ist der heiligste der Hauptstadt, wo gewöhnlich nur der König selbst opfert. Es wäre mir auf officiellem Wege unmöglich gewesen, diesen Tempel zu besuchen, denn selbst unter den in Söul residirenden Europäern wissen nur die wenigsten etwas von seinem Vorhandensein, und kaum irgend jemand hat ihn je besucht, geschweige denn geschildert. Mein liebenswürdiger Cicerone, der seit Jahren Söul bewohnt, und die Stadt nach Innen und Aussen wie seine Handfläche kennt, wusste wohl die Lage dieses Heiligthums, aber er selbst war auch noch nie in das Innere eingedrungen.

Wir kletterten zunächst längs der Stadtmauer die steilen, kahlen Felsen des Pukhan empor, um von oben eine Uebersicht zu erhalten, doch gewahrten wir nur die hohen Umfassungsmauern; die Opferplätze und der Tempel wurden durch alte dichte Laubbäume unseren Blicken entzogen. Da war nichts anderes zu thun, als die Mauer zu überklettern. Glücklich landeten wir in einem grossen schattigen Park, aber zwischen dem Tempel, dessen Dach wir nun aus grösserer Nähe zwischen dem Laub durchschimmern sahen, und unserem Standpunkt zog sich eine etwa zwanzig Meter tiefe Schlucht hin, durch welche die vom Regen geschwellten Fluthen des Pukhanberges brausten. Weit und breit war keine Wache sichtbar. Dem Heiligthum so nahe, wollten wir unverrichteter Sache nicht wieder umkehren. Mit vieler Mühe langten wir an dem Wildbache an, durchwateten ihn, und kletterten durch das dichte, kaum entwirrbare Gestrüpp der jenseitigen Thalwand wieder empor. Gerade vor uns erhob sich ein hohes, aus Holz gezimmertes Thor, ähnlich den Torii der japanischen Tempel, nur dass auf dem oberen Querbalken noch eine Art Gitter sass. Zu beiden Seiten zogen sich lange, zwei Meter hohe Mauern nach Ost und West. Das Thor stand offen. Durch dasselbe schreitend befanden wir uns auf einem viereckigen ummauerten Rasenplatz, in dessen Mitte wir einen zweiten mit einer anderthalb Meter hohen Mauer umgebenen inneren Hof gewahrten. Zur Rechten, im nordwestlichen Winkel erhob sich auf einer Terasse ein hübscher Tempelbau mit geschwungenem chinesischen Dach, der Tempel des „Himmels und der Erde“. Leider war er verschlossen, und auch alle Versuche, einen Blick ins Innere zu werfen, blieben vergeblich. Ein gepflasterter Weg führte von dem Tempel nach dem erwähnten inneren Hofe, der nach meiner ungefähren Messung vierzig Meter im Geviert haben mochte. In der Mitte desselben erhoben sich zwei quadratförmige, aus Stein gebaute Plattformen von je ein Meter Höhe, und je zehn Meter im Geviert. Der gepflasterte Weg führte zwischen ihnen durch bis nahe an die Ostseite der inneren Umfassungsmauer, und dort sahen wir zwei viereckige ummauerte Vertiefungen, zu welchen mehrere Steinstufen hinabführten. Aehnliche Stufen führten zu jeder der Plattformen empor, welche wohl die Opferaltäre sein möchten. Der Boden war mit grossen Quadern wohl gepflastert, und

auf der südlichen Plattform erhob sich noch ein Steinblock mit eisernen Ringen. Zu ihren Füssen in dem grasbewachsenen Hofraume gewahrten wir eine Anzahl grosser Steine, ebenfalls mit eisernen Ringen, voraussichtlich zum Anketten der Opferthiere bestimmt. Die ganze Anlage war zu unserer Ueberraschung wohl erhalten und gepflegt — ein Wunder in diesem Lande, wo alles dem Verfall überlassen wird. Durch die jenseitige Pforte gelangten wir wieder in den äusseren Hof und von dort an das Thor der Aussenmauer, das verschlossen und von mehreren Soldaten bewacht war. Gross war ihr Erstaunen, als sie uns aus dem Innern des Heiligthums kommen sahen; erregt schrien sie eine Zeit lang miteinander, schliesslich öffneten sie aber doch scheu das Thor, um uns herauszulassen. Wer weiss, welchem bösen Geiste sie unser plötzliches Erscheinen zuschrieben, und ihrer Gespensterfurcht mochten wir es zu danken haben, dass wir mit heiler Haut davonkamen.

Diese Gespensterfurcht, die Thieropfer und der grosse Aberglaube der Koreaner sind wohl noch Ueberreste der alten heidnischen Religion, die weder Buddha noch Confucius zu ersticken im Stande waren. Sie sehen den Teufel überall; sie glauben an glückliche und unglückliche Tage, an günstige und ungünstige Orte, die Luft ist von unzähligen Geistern erfüllt, und Stürme werden von Teufeln losgelassen, um Unheil zu stiften. Ohne Unterlass befragen sie die Geister mit allerhand Opfern, Beschwörungen, und nichts wird unternommen, ohne dass sie aus irgend einem Zeichen zuvor ihren Rath gehört hätten. In jedem einzelnen Hause befinden sich ein oder zwei grosse Steinkrüge, in welchen ihre Hausgötter, wie sie glauben, eingeschlossen sind. Der erste ist Seng-tsu, der Beschützer der Geburt und des Lebens; der zweite Tse-tu, der Schutzgott des Hauses etc. Bei passenden Gelegenheiten werden diesen Steinkrügen alle den Göttern zukommenden Ehren erwiesen. Die Wanderer opfern beim Passiren der Berge den Berggeistern, die Seeleute den Winden und dem Wasser. Wird ein Mensch von einem Schlaganfall ereilt, so wurde er von einem Teufelspfeile getroffen. Mok-siu ist der Gott der Bäume, Cho-du-nim der Gott der Küche, von den gefrässigen Koreanern besonders verehrt. Fung-Schui, die chinesische Bezeichnung für „Wind und Wasser", wurde auch unter dem Namen Pung-Siu von den Koreanern übernommen, in Wirklichkeit aber umfasst er den abergläubischen Hokuspokus, mit welchem günstige Stellen für Gräber, Häuser und dergleichen ausgesucht werden, denn es gilt bei solchen Gelegenheiten immer die Geister zu versöhnen, keinen zu verletzen. Während die alten Griechen diese Geister durch prächtige Menschengestalten personificirt haben, geschieht dies in China und wie dort, so auch in Korea theilweise durch mystische Thiergestalten, wie Drachen, Schildkröten, Phönixe und „Kirin"; wie die Koreaner glauben, ein gehörntes Reh mit dem Schwanz eines Rindes. Dazu kommen mystische Seeschlangen und Seejungfrauen; auch die gewöhnliche Landschlange wird von den Koreanern verehrt und niemals getödtet.

In den meisten Häusern wird ein ewiges Feuer unterhalten, und es wäre ein sicherer Vorbote nahen Unglücks, wenn es jemals erlöschen sollte. Es giebt

Häuser, in welchen das Feuer seit Generationen auf derselben Stelle brennt, ohne jemals erloschen zu sein.

Ebenso wie die Chinesen, huldigen der Hof, die Edelleute und Schriftgelehrten auch in Korea dem Confucius. In jedem Distrikt befindet sich ein ihm geweihter Tempel, hiang-kio genannt, mit grossen Hallen, wo die Gelehrten ihre Meetings halten und Opfer darbringen. Auf einem Spazierritt in Gemeinschaft mit meinem Gastfreunde in der Umgebung von Sōul besuchte ich einen dieser Tempel, nahe dem Ostthore gelegen. Eine Steinmauer umgab den Tempelhof, an dessen Eingang einige Bonzen kauerten. Sie liessen uns jedoch nicht bis zum Eingang reiten, sondern fielen unseren Pferden in höchster Aufregung in die Zügel und zwangen uns, in einer gewisser Entfernung abzusteigen, ohne indessen den Zutritt zu dem Tempel selbst zu verhindern. Rings um die Mauer zogen sich an der Innenseite offene Gallerien hin, mit Malereien bedeckt. Im Innern des freistehenden Tempels selbst befand sich nichts weiter als eine Anzahl schlecht gemalter Porträts, wahrscheinlich berühmte Apostel des Confucius darstellend.

Von den grossen und prächtigen Tempeln, welche zwischen dem zehnten und vierzehnten Jahrhundert Buddha (in koreanischer Sprache Pul) errichtet wurden, sind die grosse Mehrzahl gänzlich verfallen oder kaum in spärlichen Ueberresten vorhanden. Wie in China und Japan so wurden sie auch in Korea zumeist auf Berggipfeln oder Plateaus errichtet, mit schönen Baumanlagen und häufig auch mit starken, hohen Mauern umgeben. Viel besser haben sich in Korea die buddhistischen Mönchs- und Nonnenklöster erhalten, deren es jetzt noch eine grosse Menge giebt. In der Umgebung Sōuls allein sind ihrer wohl allein ein Dutzend, zumeist auf den steilen, schwer zugänglichen Höhen des Pukhan und den anderen Bergketten. Manche dieser Klöster enthalten in ihren festen ausgedehnten Gebäuden noch grosse Büchersammlungen, Manuskripte in Sanskrit und lithurgische Gegenstände von bedeutendem historischen Werth. Die Bonzen selbst aber, die diese Klöster bewohnen, haben ihre einstigen Reichthümer verloren und sind in Ansehen und Macht tief herabgesunken, dass sie eher wie Paria's angesehen und vom Volke auch wie Paria's behandelt werden. Wie die Bonzen der Nachbarländer, so sind auch jene Korea's zunächst durch ihre glattrasirten Schädel und den Mangel jeder Kopfbedeckung erkennbar; auch das „pul-tatta" hat sich bei ihnen noch erhalten. Wenn sie ihre Weihen empfangen, wird ihnen eine glühende Moxa in der Grösse einer kleinen Walnuss auf den ausgestreckten Arm gelegt, die sich allmählich in das Fleisch einbrennt und eine scheussliche Narbe, das Zeichen der Heiligkeit, zurücklässt.

Noch schlimmer als die Mönchsklöster sind die Nonnenklöster, in vielen Fällen die Stätten wüsten, unzüchtigen Lebenswandels, wohin sich Wittwen oder erwerbslose Waisen zurückziehen, ohne dabei dem Gelübde der Keuschheit, das sie beim Eintritt ablegen müssen, besondere Beachtung beizulegen. Sie können auch nach Belieben die Klöster wieder verlassen und in's Privatleben zurückkehren. Ich besuchte eines dieser Nonnenklöster, auf einer Anhöhe etwa zehn Kilometer vor

dem Ostthore Söuls gelegen, aber die Nonnen, die ich dort zu sehen bekam, waren durchweg alte Weiber mit verrunzelten Gesichtern und glattrasirten Schädeln; ihre Kleidung bestand aus grober Sackleinwand. Freundlich liessen sie mich und meine Begleiter eintreten und selbst das kleine hinter dem Kloster befindliche Tempelchen besehen, in welchem ein vergoldeter Buddha auf einer Lotosblume thronte, ganz so geschnitzt, wie die vielen Tausende und Abertausende, die ich in allen Ländern Ostasiens gesehen habe.

Nach all' dem Gesagten sind die Koreaner wohl kaum einer bestimmten Religion beizuzählen, denn sie sind weder Anhänger des Confucius noch Buddhisten, sondern eher noch Heiden im echten Sinne des Wortes. Mehr als die beiden genannten Religionen stehen der Bekehrung der Koreaner zum Christenthume die alten heidnischen Gebräuche, vor allem ihr Ahnenkultus im Wege. Dennoch dürfte kein Land Ostasiens für die Thätigkeit der Missionäre ein dankbareres Feld darbieten, wie gerade Korea. Das beweisen auch die grossen Erfolge der Hand voll katholisch-französischer Missionäre. Korea dem Protestantismus gewinnen zu wollen, wäre nach den bisherigen Erfahrungen ein vollständig aussichtsloses Bemühen.

XXI.

Koreanische Heilmittel und Krankenpflege.

Die gesellschaftlichen und politischen Zustände in Korea sind so verlottert, dass man geneigt wäre, die Koreaner selbst als ein in jeder Hinsicht verkommenes Volk anzusehen. Sie sind in der That arm, unwissend, arbeitsscheu, abergläubisch und den Fremden abhold, aber diese Eigenschaften sind nur die unglückseligen Folgen der charakterlosen und habsüchtigen Regierung, die seit Jahrhunderten jede Regung zum Besseren im Volke eher verhinderte, als förderte. In den Koreanern steckt ein ganz vortrefflicher Kern, und unter geänderten Verhältnissen, geleitet von einer ehrlichen und weisen Regierung, werden sie in sehr kurzer Zeit ganz Ueberraschendes leisten. So schnell wie bei ihren Nachbarn, den flinken und gewandten Japanern, wird es freilich nicht gehen, aber entschieden schneller, als bei ihren einstigen Herren, den Chinesen.

In physischer Hinsicht sind sie nicht nur diesen, sondern allen ihren ostasiatischen Nachbarn weit „über“, ja ihre Grösse und kräftige Entwickelung, sowie ihr gesundes Aussehen sind für jeden europäischen Reisenden geradezu überraschend. Ich habe in Ostasien kein Volk kennen gelernt, das sich in dieser Hinsicht mit den Koreanern messen könnte. Dabei nähern sie sich in ihrem Aeussern der Mehrzahl nach viel mehr dem kaukasischen, als dem mongolischen Typus. Viele von den Koreanern beiderlei Geschlechts, die ich in den verschiedenen Städten und Dörfern Korea's gesehen habe, wären in europäischen Kleidern und mit europäischer Haartracht von Europäern kaum zu unterscheiden. Das wäre aber weder bei den Japanern, noch bei den Chinesen möglich.

Dabei erfreuen sich die Koreaner besserer Gesundheit als die Chinesen, und sie sind auch langlebiger. Krüppel, Aussätzige oder mit ähnlichen Krankheiten Behaftete sieht man in Korea nur sehr wenig, eine ganz besonders auffällige Thatsache, wenn man bedenkt, dass es in Korea mit der Hygiene und gar erst mit der ärztlichen Kunst ganz elend bestellt ist. Wohl giebt es eingeborene Aerzte, aber die Heilkunde besteht bei ihnen neben der Anwendung allerhand Kräuter aus

Hokuspokus und Teufelaustreibung. Der erste ausländische Arzt kam erst im September 1884, also vor gerade zehn Jahren, nach Korea! Bis dahin waren Lanzette, Pillen und Pülverchen nach europäischem Muster unbekannte Dinge in dem Lande der Morgendämmerung, und boshafte Menschen behaupten, gerade d is hätte den Koreanern ihre Gesundheit, Kraft und Langlebigkeit erhalten!

Dieser erste Arzt war ein Amerikaner, Dr. H. N. Allen, welcher noch heute Mitglied der amerikanischen Gesandtschaft in Söul ist, einer der besten, wenn nicht der beste Kenner der koreanischen Verhältnisse und ein gelehrter Mann, dem ich viele Aufschlüsse über Land und Leute verdanke. Er erzählte mir selbst, mit welchem Misstrauen und Argwohn die Koreaner ihn in den ersten Monaten behandelten. Jeder Versuch, seine Kunst auszuüben, scheiterte, und er war nahe daran, das Land wieder zu verlassen, als der historische Staatsstreich im December 1884 die Sachlage mit einem Schlage änderte. Einer der besten und liberalsten Staatsmänner Korea's war bei einem Bankett in dem so kurzlebigen koreanischen Postamte (nur zwei Tage!) von Mörderhand getroffen worden. Der amerikanische Gesandte ersuchte sofort Dr. Allen um ärztliche Hilfe. Escortirt durch eine Abtheilung koreanischer Soldaten mit gefälltem Bajonett gelang es ihm, das Postamt zu erreichen; dort war bereits eine Anzahl einheimischer Kurpfuscher daran, die klaffende Wunde mit Pech und anderen Dingen zu verstopfen. Das Eintreffen des blonden kaukasischen Arztes kam ihnen sehr ungelegen; sie verweigerten ihm den Zutritt zu dem Verwundeten, und Dr. Allen wollte die professionelle Etiquette seinen koreanischen Collegen gegenüber nicht verletzen. Da kam ihm ein gewaltiger Deutscher — wenn ich nicht irre, Capitän Mörsel — zu Hilfe. Er sah auf den ersten Blick, was hier vorging, und ohne sich lange zu besinnen, packte er einen Doctor nach dem andern beim Kragen und warf ihn die Treppe hinab. Nun konnte Dr. Allen dem Verletzten kunstgerechte Pflege angedeihen lassen, er erholte sich und wurde bald wieder gesund. Nun war der Ruf des Arztes gemacht; alle Koreaner, die während des kurzen Aufstandes verwundet worden waren, liessen sich von ihm behandeln, ja der Zudrang wurde so gross, dass die koreanische Regierung ihm auf Veranlassung der amerikanischen Gesandtschaft das verwaiste Postamt als Hospital zuwies — das erste in Korea. Unter den Besuchen, die er täglich empfing, befand sich einmal eine alte einäugige Frau, die durchaus ein neues Auge haben wollte; ja häufig kamen Koreaner, welche Dr. Allen ihre Uhren brachten, damit er ihnen das Leben wiedergäbe, das ihrer Ansicht nach den Zeitmessern innewohnt.

Seither haben andere europäische Aerzte, darunter besonders jene der christlichen Missionsanstalten in Korea, das Ansehen der Heilwissenschaft sehr gehoben, aber sie zählen kaum mehr als ein halbes Dutzend in einem Lande von zwölf Millionen Einwohnern! Die besonders im Frühjahr stark auftretenden Fieber werden wohl in der Hauptstadt durch Chinin gemildert, aber in den Provinzen wird noch immer der Mutang (Zauberer) herbeigerufen, der durch wilde Tänze und Trommel-

schlag die bösen Geister beschwört, ganz so wie ich es bei den nordamerikanischen Indianern und den Negern gesehen habe. Dass die Cholera unter den Koreanern häufig auftritt, wird niemand wundern, da ich sie mit Begier Obst, grüne Melonen, Rüben u. s. w. aber immer unreif und mit den Schalen massenhaft verzehren sah; dazu bringen sie ihre Nächte häufig ausserhalb ihrer Häuser, auf dem nasskalten Boden schlafend, zu, und die Einrichtung von Cloaken und Wasserleitungen sind ja in ganz Korea unbekannte, ungeahnte Dinge. Am schrecklichsten treten die Blattern auf. Ich habe in Korea nur einen ganz geringen Procentsatz der Bevölkerung gesehen, die nicht die Narben dieser Heimsuchung auf den Gesichtern gezeigt hätte. Wird die Epidemie in einer Ortschaft erwartet, so begiebt sich die Bevölkerung zum nächsten Fluss, und alle übergiessen nun ihre Köpfe mit Wasser, das sie mit neuen Gefässen schöpfen; Meerwasser ist ihrer Ansicht nach gegen Blattern viel wirksamer, als Flusswasser. Ueberdies stellen sie vor jede Hausthür einen kleinen mit Früchten beladenen Tisch. Sobald in irgend einem Hause die Blattern ausgebrochen sind, wird davor eine Stange mit einer Fahne errichtet, und man verschmiert den Thüreingang mit gelber Erde, um die Krankheit, die man sich als einen wandernden bösen Geist weiblichen Geschlechts vorstellt, den Ausgang zu verwehren. Gleichzeitig wird aber der bösen Dame eifrig der Hof gemacht; die Leute bringen ihr Opfer dar, beten, singen und tanzen, und wenn Alles nicht hilft, werden die Zauberer und Teufelbeschwörer herbeigerufen. Die Impfung ist den Koreanern bekannt und wird auch ausgeübt, allein sie erfolgt durch die Einführung des Blatterngiftes aus dem kranken Körper direkt in den gesunden und zwar in die — Schleimhäute der Nase! Blindheit und Taubheit sollen die Folgen davon sein.

Diese Zauberer — ähnlich den Medicin Men der Indianer — spielen noch immer die grösste Rolle in den koreanischen Heilmethoden; andere sind vom Aberglauben dictirt. Schneidet oder sticht sich ein Koreaner, so wird er trachten, durch die Nase auf die wunde Stelle zu blasen; verbrennt er sich, so wirft er sich flach auf den Boden, weil dieser am kühlsten ist, und fasst mit beiden Händen seine Ohrläppchen. Beim gesunden Menschen sind diese immer kühler als der Rest des Körpers; warme Ohrläppchen sehen die Koreaner als Krankheitssymptome an. Sie glauben an die stärkende Wirkung des Harns von Knaben und nach den übereinstimmenden Mittheilungen von Koreanern wie Europäern wird solcher Harn von vielen Mandarinen und vom Könige selbst getrunken. Die jungen Pagen, welche von ihnen gehalten werden, sind zum Theil dafür da. Derselbe Gebrauch herrscht auch bei den Eskimos. In manchen Provinzen glauben die Koreaner Schlangenbisse dadurch unschädlich zu machen, dass sie die Schlange fangen und nun ihrerseits beissen. Brennen mit glühenden Eisen und Aderlass sind sehr beliebte Mittel koreanischer Aerzte, und wo diese und der Beschwörungszauber nicht helfen, lassen sie eben die Krankheit austoben. Die einfachsten Gebote der Heilkunde — Reinlichkeit und Diät — sind ihnen unbekannt. Milch wird ebenso wenig wie in China getrunken, ja die Koreaner ekeln sich davor. Koreanische Mütter nähren ihre Kinder immer selbst, und häufig genug bleiben die Kinder bis

zum siebenten oder achten Jahre an der Brust! Ich habe selbst starke Bengel, fast so gross wie ihre Mutter, an diesem Born der Natur zehren gesehen. Sollte eine Mutter sterben, so lange das Kind nicht drei bis vier Jahre alt geworden, so stirbt auch gewöhnlich das letztere, weil man ihm keine passende Nahrung zu geben weiss.

Nur der König trinkt zuweilen Milch, was in der officiellen Regierungszeitung besonders verkündet wird. Er nimmt sich hierbei wohl den Hof von Peking zum Muster, wo die Kaiserin-Mutter ihren erhabenen Sohn in festlicher Weise mit „Milch aus den kaiserlichen Molkereien“ zu bewirthen pflegt. Soll der König Milch trinken, so wird eine Kuh im Beisein des ganzen königlichen Hofstaates zu Boden geworfen, und die Aerzte drücken und kneten die Euter mit Hölzern so lange, bis das für den König erforderliche Milchquantum vorhanden ist.

Indessen die koreanischen Aerzte haben doch auch einzelne Mittelchen, mit denen sie Krankheiten heilen, gegen welche sich die europäische Heilwissenschaft machtlos erwiesen hat, wie z. B. die rasche Beseitigung des Blasensteins ohne chirurgischen Eingriff. Sie betrachten diese Mittel als ihr Geheimniss und vererben sie an ihre jüngeren Collegen. Das beliebteste und auch öffentlich bekannte Arzneimittel der Koreaner, sowie der Chinesen ist Ginseng, das ihnen schon in uralten Zeiten bekannt war. Diese auch in unserer Heilkunde verwendete Arzneipflanze gedeiht nirgends so gut wie in Korea, wo sie, besonders in den Provinzen Song-do und Hang-ju-do, wild wächst. In Kyong-jan-do wird sie auch viel auf Feldern gepflanzt. Kein Arzneimittel soll die Lebenskräfte so erhalten, wie Ginseng. Deshalb wird er auch vom König gern genommen, was regelmässig in der Staatszeitung verkündet wird. Der betreffende Paragraph lautet gewöhnlich folgendermaassen:

„Seine Majestät zeigt an, dass Er und die Königin heute und morgen Ginseng- und Hirsensuppe zu sich nehmen werden.“

„Der Chong-won giebt bekannt, dass der Superintendent der Palastapotheke Ginseng- und Hirsensuppe geliefert hat.“

Wie es bei königlichen Erkrankungsfällen zugeht, kann man auch aus folgenden königlichen, in der Staatszeitung veröffentlichten Edicten entnehmen:

Am 13. April 1894:

„Ihre Majestät die Königin hat Blüthen im Gesicht; wir (der König) haben ihr Ginseng dafür gesendet.“

Am 22. Juni 1893:

„Die Beamten der Palastapotheke melden dem Könige, sie hätten vernommen, dass der Kronprinz an einer Erkältung leide. Wir bitten um Erlaubniss, in Begleitung des königlichen Leibarztes den Kronprinzen besuchen zu dürfen.

Seine Majestät antwortet, dass der Kronprinz ganz wohl sei. Sie mögen sich den Besuch ersparen und zu Hause bleiben.“

Der königliche Leibarzt hat überhaupt eine sehr schwere Stellung, denn Niemand, auch der Arzt nicht, darf den König berühren, und sein geheiligter Körper darf auch niemals mit eisernen Gegenständen in Berührung kommen. Im Jahre 1800

starb der König Tieng-Tsong-tai an einem Tumor, weil Niemand es wagen durfte, diesen mit einer Lancette zu öffnen. Ein anderer König litt furchtbar an einem Abscess auf seiner Unterlippe. Dagegen gab es nur ein Mittel: er musste geöffnet werden. Da die Anwendung des Messers ausser Frage war, verfiel der Arzt auf ein anderes Mittel: Er liess einen Bonzen (Buddhapriester) vor den König kommen und gebot ihm, alle erdenklichen Grimassen und Spässe dem König vorzumachen. Endlich brach der Letztere in Gelächter aus, der Abscess platzte, und er war gerettet.

Neben dem Ginseng erfreut sich Hirschhorn der grössten Beliebtheit als stärkendes Mittel und wird ungemein viel genommen. Der Hirsch muss während des Wachsens der Geweihe, so lange dieselben noch weich sind, getödtet werden. Die koreanischen Hirschjäger trennen nun den Kopf des Thieres vom Leibe und hängen ihn mit den Geweihen nach unten während zehn bis zwölf Stunden auf, so dass das Blut in die Geweihe dringt. Dieselben werden hierauf vorsichtig über Feuer getrocknet, klein geschabt und mit dem Saft bestimmter Kräuter vermengt. So von den Kranken eingenommen, sollen sie dieselben ungemein stärken. Auch das warme Hirschblut wird zur Stärkung viel getrunken. Eine beliebte Operation der Aerzte ist das Durchstechen des kranken Körpers an verschiedenen, genau bestimmten Stellen mit einer ausnehmend dünnen und scharfen Lancette, bis auf 4 oder 5 Centimeter Tiefe; sie wollen damit das Equilibrium der Körperfunktionen wieder herstellen.

Auch die Galle und Leber der Bären, Blut, Galle, Leber, Eingeweide und Klauen der Tiger finden in der koreanischen Pharmacologie eine hervorragende Stelle. Sie wurde in einem Buche, Tieng-oi-po-kan genannt, zusammengefasst, das einzige koreanische Buch, dem die Ehre der Uebersetzung in's Chinesische zu Theil wurde.

XXII.

Trauer-Ceremoniell und Ahnen-Cultus.

Auf die Veranlassung der seit Juli 1894 (auf wie lange?) in Korea herrschenden Japaner hat der König des Landes eine Anzahl Reformen anbefehlen müssen, unter denen sich auch die folgende befindet:

„Die dreijährige Freiheit von Regierungsgeschäften beim Tode der Eltern hat aufzuhören.“

Diese Maassregel dürfte für den Leser unverständlich sein und bedarf einer Erklärung. Korea hat aus uralten Zeiten eine ganze Menge von eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen bis auf die Gegenwart herabgebracht, und bei der isolirten Lage des Landes, dem vollständigen Mangel an Verkehrswegen und dem Argwohn, mit dem die Koreaner den wenigen, seit der Existenz des Landes nach Korea gekommenen Europäern begegnen, dürften diese Sitten auch noch lange im Volksleben erhalten bleiben, trotz aller Decrete des Königs. Zu den merkwürdigsten Sitten der Koreaner gehört, wie schon früher bemerkt, ihr Ahnencultus, der wohl in keinem anderen Lande mit solcher Förmlichkeit und Pietät betrieben wird. Nicht etwa, dass das religiöse Gefühl der Koreaner, basirt auf die Lehren des Confucius, dazu besonders viel beitragen würde. Mehr als dieses Gefühl bilden die gesellschaftlichen Regeln und — die Gespensterfurcht die Hauptursachen. Ich habe mich mit mehreren Koreanern darüber unterhalten. Die Geisterfurcht wollten sie keineswegs zugeben. Doch meinten sie mit überlegenem Lächeln, sie befolgten die strengen Trauerregeln, weil diese eben allgemein gebräuchlich wären. Sonst würden sie sich der Missachtung der Mitbürger aussetzen. Je eifriger, lauter und auffälliger die Trauer, desto höher steigen die Trauernden in Ansehen und Stellung, ja sie werden für ihren Eifer zuweilen durch die Regierung belohnt.

Geisterfurcht spielt in dem Ahnencultus entschieden eine grosse Rolle. An der Spitze der koreanischen Geisterwelt stehen die „zehn Richter des Jenseits“, die „Siptaiwang“, deren Bilder ich in manchen Buddhatempeln vorfand. Diese zehn Richter gebieten über Legionen von Sklaven, die sie nach der Oberwelt senden,

um sich von dem Thun und Lassen jedes einzelnen Menschen genau zu unterrichten. — Nächst den Siptaiwang sind den Koreanern noch die „Sansin" oder Berggeister heilig. Jeder Berg des gebirgigen Korea hat seinen eigenen Geist, der in seinem Innern haust und auf das Glück und Unglück der Menschen ebenso Einfluss hat, wie die Kuisin oder Teufel, deren es in Korea sehr viele zu geben scheint. Alle Koreaner, mit nur wenigen aufgeklärten Ausnahmen, haben gerade vor diesen mit dem Ahnencultus in directer Beziehung stehenden Geistern eine Heidenangst, ja sie bringen ihnen durch Zauberer sogar grosse Opfer dar.

Man würde indessen sehr fehl gehen, zu glauben, dass sie den Ahnencultus in derselben Weise betreiben, wie die Chinesen. Merkwürdigerweise glauben sie an die Seele, aber sie sind darin viel weiter vorgeschritten, als wir unwissende Europäer. Wir glauben nur an eine einzige Seele in jedem Menschen, die Koreaner an drei. Stirbt Jemand, so geht eine seiner drei Seelen in die Unterwelt, eine in das Grab und die dritte in die „Ahnentafel".

Beim Tode eines Menschen sind laute Schmerzensäusserungen gegen alle Etikette. Söhne, Töchter und Geschwister müssen damit warten, bis der Haupttrauernde das Zeichen dazu giebt. Dann müssen sie heulen und schluchzen, je lauter, desto besser. Kaum hat der Sterbende seine drei Seelen ausgehaucht, so werden sofort ausserhalb der Thüre drei Schalen mit Reis und drei Paar Strohschuhe aufgestellt. Der Reis dient den Sajos oder Sklaven der zehn Richter der Unterwelt zur Stärkung, wenn sie die eine Seele des Verstorbenen holen kommen. Die Schuhe aber werden verbrannt; dadurch erhalten die Sajos ihre Fussbekleidung für die Reise nach der Unterwelt.

Gleich nach Eintritt des Todes wird die Leiche gewaschen und in neue Kleider gehüllt, die alten aber werden von einem Diener ausserhalb des Hauses umhergeschwenkt, wobei er laut den Namen des Verstorbenen ausruft. Ich habe den Zweck dieser Procedur nicht erfahren können. Nach einer bestimmten Zeit werden diese alten Kleider auf das Dach des Hauses gelegt und dort liegen gelassen.

Die Leiche wird in einem, mitunter auch in zwei Särge von sehr dickem Holz gelegt, und nun in einem eigenen Gemach des Hauses für mehrere Monate aufgebahrt. Bei den ärmeren Volksklassen, denen überhaupt nur ein oder höchstens zwei Wohnräume zur Verfügung stehen, wäre eine solche Aufbahrung nicht gut möglich, zumal die Särge häufig genug schlecht schliessen, mitunter auch nur aus zusammengenagelten Latten gebildet werden. Man hat mir darüber ekelerregende Einzelheiten erzählt. Die Eingesargten werden deshalb ausserhalb der Häuser auf die Erde gestellt und mit Matten bedeckt. So bleiben sie bis zur Beerdigung stehen, die bei den Armen gewöhnlich schon nach einigen Tagen erfolgt.

Die Leichen der höheren Volksklassen bilden bis zur Beerdigung Objecte grosser Verehrung, die zuweilen gar von Seiten des Königs zum Ausdruck kommt. So finde ich z. B. in der koreanischen Regierungszeitung vom 14. August 1892:

„Das Ceremonienamt unterbreitet Uns die Bitte, den Markt zwei Tage zu schliessen aus Anlass des Todes von Kim Pyeng Tek.

Wir bedauern den Tod dieses ehrwürdigen und rechtschaffenen Mannes, und als Ausdruck Unseres Schmerzes werden wir ihm einige Bretter schenken, welche für seinen Sarg zu benutzen sind. Wir werden auch eine passende Beileidskundgebung an die Familie senden. Sein Gehalt soll für die nächsten drei Monate voll ausbezahlt werden."

Kinder werden ohne viel Ceremoniell einfach in die Kleider und Betttücher gewickelt, in denen sie gestorben sind, und so begraben. Dasselbe gilt von Junggesellen, selbst wenn sie das Alter der Mannbarkeit längst erreicht haben, denn erst die Heirath macht sie zu Männern. Bis dahin werden sie als Kinder angesehen.

Friedhöfe wie wir sie besitzen und wie sie auch bei den Chinesen und Japanern vorkommen, werden in Korea nur von den niederen Volksklassen benützt. Wer irgendwie die Mittel auftreiben kann, kauft sich ein Grab irgendwo im offenen Lande, wo möglich auf einer Anhöhe oder deren südlichen Abhang, ja man hat mir oft gesagt, im Leben eines vornehmen Koreaners gäbe es keine wichtigere Beschäftigung als die Aufsuchung einer geeigneten Grabstätte. Ueberzeugt von dem Vorhandensein guter und böser Geister in der Erde, welche das Glück und Wohlergehen seiner Familie mächtig beeinflussen, scheut er keine Opfer, um diese Geister ihm günstig zu stimmen. Dazu gehört vor Allem eine entsprechend günstige Grabstätte, und er betraut mit deren Aufsuchung die Geoskopen, Zauberer und Wahrsager, deren es in Korea eine Heidenmenge giebt. Diese Schlauberger verstehen es, den Aberglauben und die Geisterfurcht der Koreaner auszubeuten. Unter allerhand Hokuspokus durchforschen sie mit ihren Instrumenten und alten Zauberbüchern die ganze Umgebung der betreffenden Stadt, und bezeichnen endlich eine bestimmte Stelle als die günstigste. Ist der Leichnam dort beerdigt worden, so darf in Zukunft in der Nähe dieser Grabstätte keine zweite Beerdigung stattfinden, denn sonst könnte das Glück sich möglicherweise von der Familie des Erstbegrabenen abwenden. Je angesehener und wohlhabender die Familie, desto grösser ist der das Grab umgebende Raum. Während in unseren Friedhöfen viele Tausende Platz finden, wird in Korea ein ebenso grosser Raum häufig für ein einziges Grab reservirt. Gewöhnlich werden dort Bäume gepflanzt, die niemals beschnitten oder gefällt werden dürfen. Sollte es Jemandem gelingen, insgeheim einen der Seinigen auf einer solchen, bereits benützten Grabstätte einzuscharren, so geht die letztere in ihrem ganzen Umfang in den Besitz des letzten Ankömmlings über. Die bis dahin dort beerdigten Leichen werden dann sorgfältig ausgegraben, und anderswo wieder beerdigt, oder man zerstört die Grabdenkmäler und macht die halbrunden Erdhügel, welche die Gräber umgeben, dem Erdboden gleich. Man kann sich die Fehden und Feindseligkeiten vorstellen, welche derlei Vorfälle in diesem Lande der Vendetta zur Folge haben.

Die Exhumirung eines Beerdigten durch Jemanden, der nicht zu seiner Familie gehört, ist durch das Gesetz verboten. Nur die Familienmitglieder haben das Recht, dies zu thun. Dallet erzählt mit Bezug darauf eine amüsante Geschichte. Vor einigen Jahren liess ein reicher Kaufmann für seinen verstorbenen Vater in der

Nähe von Aristokratengräbern, aber ausserhalb des gesetzlich vorgeschriebenen Raumes eine Grabstätte aussuchen.

Als die Edelleute dies erfuhren, widersetzten sie sich, allein der Kaufmann warb insgeheim etwa hundert handfeste Männer an, und begleitet von diesen, liess er die Beerdigung nach allen Regeln vornehmen. Kaum war sie beendet, und die Gesellschaft hatte die Grabstätte verlassen, als auch die Edelleute mit einem Gefolge von mehreren hundert Menschen eintrafen, zu spät um die Beerdigung zu verhindern. Das frische Grab durften sie nicht verletzen. So setzten sie also dem Kaufmann nach, schlugen seine „Garde" in die Flucht, und führten ihn gefesselt nach der Grabstätte zurück. Dort zwangen sie ihn, die Leiche seines Vaters wieder auszugraben.

Während die „Schingwan" (Geoskopen) die Grabstätte suchen, beten und opfern die Verwandten des Verstorbenen an seiner Leiche täglich drei bis vier Mal. Der Haupt-Leidtragende hat dazu ein bestimmtes Gewand anzulegen. Er hüllt sich in einen alten so viel wie möglich zerfetzten und beschmutzten Kaftan aus Sackleinwand, durch ein Strohseil um die Hüften festgehalten. Den Kopf bedeckt er mit einem beschmutzten Stück Leinwand. Die Füsse stecken in Strohsandalen und in der Rechten trägt er einen schweren Knotenstock. So gekleidet muss er dem Verstorbenen am frühen Morgen und vor jeder seiner eigenen Mahlzeiten in kleinen Schalen Reis bringen und in der Todtenkammer seine Trauer durch lang anhaltendes Geheul zum Ausdruck bringen.

Ist diese Trauerandacht vorüber, so legt er wohl das zerfetzte Gewand ab, kleidet sich aber dafür in ein anderes, das er während der ganzen Trauerzeit zu tragen verpflichtet ist. Nur Männer tragen Trauer und zwar für den Vater drei Jahre, für die Mutter ebenso lange, wenn ihr schon der Vater vorausgegangen ist; stirbt sie bei Lebzeiten ihres Gatten, so tragen die Männer ihrer Familie nur ein Jahr Trauer. Für Kinder und Unverheirathete wird keine Trauer getragen. Die vorgeschriebene Trauerkleidung besteht aus einem langen Talar aus Sackleinwand, umgürtet mit einem dicken Strick, dessen Enden lang herabfallen. In manchen Büchern fand ich die Angabe, die Trauerfarbe der Koreaner sei weiss. Das ist nicht richtig. Weiss ist die Farbe ihrer Kleider im gewöhnlichen Leben, die Trauerfarbe aber ist das Schmutzig-Gelbgrau der Sackleinwand. Auf den Köpfen tragen die Trauernden einen trichterförmigen Strohhut von solcher Grösse, dass nicht nur der ganze Kopf darunter verschwindet, sondern dass sogar die Schultern davon bedeckt werden. In der einen Hand tragen sie den Trauerstab, in der anderen einen eigenthümlichen Fächer aus Sackleinwand, mit dem sie ihr Gesicht bedecken. Mit solcher Tracht angethan, ist der Koreaner in den Augen seiner Mitmenschen sozusagen todt. Niemand darf ihn ansprechen oder belästigen, ja selbst wenn er eines Verbrechens beschuldigt würde, dürfte er nicht festgenommen werden. Es war in solcher Kleidung, dass es den französischen Missionären gelang, die Grenzen Korea's zu überschreiten und unter beständiger Todesgefahr die katholische Glaubenslehre zu predigen.

Während der ganzen Trauerzeit darf der Haupttrauernde, d. h. also das Haupt der Familie, keinen Regierungsdienst versehen; er darf auch kein Thier tödten, selbst jene kleinen Parasiten nicht, die ihn durch ihre Bisse plagen. Vergnügungen aller Art, Hochzeiten der Familienglieder, grössere Reisen etc. sind verboten. Verlobte müssen nicht nur für ihre eigenen Eltern und Grosseltern, sondern auch für ihre Schwiegereltern trauern, und man kann sich denken, welch' tiefgreifenden Einfluss diese strengen Trauergesetze auf das Leben der Koreaner, ja auf den nationalen Wohlstand nehmen. In der von den katholischen Missionären in Korea mit unendlichem Fleiss zusammengetragenen „Grammaire Coréenne" sind auch einige koreanische Geschichten wiedergegeben, unter denen eine auf die Folgen der Trauer Bezug nimmt. — „Meine Eltern", so lässt der Erzähler seine Personen sprechen, „dachten mich zu verheirathen, aber kurz vor der Vermählung starb mein zukünftiger Schwieger-Grossvater, und meine Heirath musste um drei Jahre verschoben werden. Kaum war diese Trauerzeit vorüber, so starb mein eigener Vater, und ich hatte abermals drei Jahre zu trauern. — Ich glaubte mich nach Ablauf derselben schon am Ziele, da starb meine zukünftige Schwiegermutter, und schliesslich, nachdem auch diese Trauer vorüber war, starb meine eigene Mutter. Während der ganzen Zeit — zwölf lange Jahre — haben wir geduldig auf einander gewartet, und nun wurde auch meine Braut krank, und starb . . ."

Auch als vor mehreren Jahren die alte Königin-Wittwe von Korea starb, wurden die öffentlichen Anstalten und sämmtliche Regierungsämter auf lange Zeit geschlossen. Stirbt der Vater eines hohen Beamten, so wird dem Verstorbenen häufig ein posthumer noch höherer Rang verlichen, weil nach koreanischen Begriffen der Vater immer als höher angesehen wird, denn der Sohn. Wie jung ein König auch sterben mag, sein Nachfolger muss unter noch jüngeren Prinzen gewählt werden, damit er die vorgeschriebenen Traueropfer vornehmen könne. Ist er, wie es bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs der Fall war, unmündig, so führt bis zu seiner Grossjährigkeit ein Regent die Regierungsgeschäfte.

Am Tage der Beerdigung versammeln sich Verwandte und Bekannte vor dem Trauerhause, und bei einbrechender Dämmerung setzt sich der Leichenzug in Bewegung. In Söul ist diesen Zügen ein bestimmter Weg vorgeschrieben. Sie müssen alle die nach dem kleinen Westthore führende Strasse einschlagen, durch welche auch alle zum Tod Verurtheilte auf den Richtplatz geführt werden. Herrschen Epidemien in Söul, dann bewegt sich durch diese enge, schlecht gepflasterte Strasse eine unaufhörliche Procession von Leichen und Leidtragenden mit vielen Hunderten von Lampions. Nach Einbruch der Nacht werden die Stadtthore geschlossen. Leichenzüge, die zu spät an das Westthor kamen, warten dann, bis es wieder geöffnet wird, gewöhnlich um drei oder vier Uhr Morgens. Der Sarg ruht auf einer mehr oder minder geschmückten Tragbahre, je nach dem Reichthum der Familie, und wird von provessionellen Trägern getragen. Voran schreitet ein Fahnenträger mit dem rothen Banner (Sa-jen), auf welchem die Würden und Ehren des Verstorbenen verzeichnet sind. Das Banner läuft in zwei spitze Enden aus zur Ver-

scheuchung der bösen Geister. Manchmal werden für den gleichen Zweck scheussliche Fratzenköpfe aus Pappe auf Stangen vorangetragen. Ist der Verstorbene ein hoher Mandarin, so kommt dazu noch ein lebensgrosses Pferd aus Bambus geflochten, auf dessen Rücken die Kleider des Verstorbenen liegen. Pferd und Kleider werden am Grabe verbrannt und die Asche mit in das Grab gethan.

Auf den Sarg werden gewöhnlich vier brennende Lampions gesteckt, ein stuhlartiges Gestell umschliessend, auf welchem sich das Ahnentäfelchen befindet. Hinter dem Sarge folgen die nächsten männlichen Verwandten zu Fuss, andere reiten auf Pferden oder werden in Tragstühlen getragen; alle aber tragen brennende Lampions. Ist der Leichnam beerdigt und der halbkreisförmige Grabhügel zusammengeschaufelt, so wird das erste Opfer dargebracht. Die Leidtragenden stellen kleine Gefässe mit Wein und getrocknetem Fisch auf niedrige Tischchen und während sie nun fünfmal Kowtow machen, d. h. fünfmal knieend mit der Stirn den Boden berühren, murmeln sie eine Formel, welche der „zweiten" Seele des Verstorbenen Frieden wünscht. Etwas weiter vom Grabe entfernt, opfern sie in ähnlicher Weise nochmals, aber diesmal wird der Schutz des Berggeistes angerufen.

In das Grab werden auch kleine, etwa zehn Quadratcentimeter grosse Steintäfelchen gelegt, welche Namen und Titel des Verstorbenen enthalten, um eintretenden Falles als Erkennungszeichen zu dienen. Diese Steintäfelchen, ebenso wie die Ahnentafeln, sind grosse Handels-Artikel Söuls, und in der nach dem Ostthor führenden Hauptstrasse fand ich eine grosse Anzahl von Kaufläden, welche keinen andern Artikel führen.

Die dritte Seele des Verstorbenen kehrt mit den Leidtragenden nach Hause zurück und nimmt in dem Ahnentäfelchen Wohnung. Vor diesem, in dem dafür bestimmten Zimmer wird nun zunächst Wein, Reis und Brot geopfert, indem kleine damit gefüllte Schälchen davor gestellt werden, damit sich die Seele an dem Geruch labe. — Dann verbeugen sich die Versammelten fünf Mal und tragen die Speisen wieder nach dem Wohnzimmer zurück um sie selbst zu verzehren.

Die Ahnentäfelchen sind eine eigenthümliche Einrichtung der ostasiatischen Völkerschaften. In Korea bestehen sie aus einem zwei Finger breiten und fingerlangen Streifen weissen Holzes, das auf einem kleinen Sockel aufrecht steht und den Namen des Verstorbenen trägt. Sind die drei Jahre der Trauer vorüber, so wird das Täfelchen zu den anderen gestellt, die sich in der „Ahnenhalle" der Familie befinden. Arme Leute, welche sich diesen Luxus nicht erlauben können, bewahren die Täfelchen in einer Truhe auf; nöthigenfalls werden an Opfertagen die Namen der anderen Vorfahren auf kleine Papierstreifen geschrieben. Das gewöhnliche Volk opfert gewöhnlich nur dem Vater und dem Grossvater; höher Stehende opfern auch dem Urgrossvater, und der König dehnt seinen Opferdienst auf seine fünf nächsten Vorfahren aus.

An acht bestimmten Tagen jedes Jahres, sowie auch am ersten Jahrestage des Todes des Vaters, müssen die Nachkommen am Grabe opfern. Bis dahin sind auch die Steinmonumente längst errichtet, welche die Gräber der Reicheren kennzeichnen

— zumeist Figuren von Pferden und Widdern, dann auch schlanke manneshohe Steinsäulen, das obere Ende zu einem fratzenhaften Menschenkopf gemeisselt. In den Friedhöfen sind die Gräber zumeist mit kleinen, glatten Steinsäulen geschmückt. Bei manchen Dörfern sah ich, ausserhalb derselben und wo möglich an begrasten Berglehnen, hübsche halbkreisförmige Einschnitte von etwa fünf bis zehn Meter Durchmesser, auf deren flachen Boden sich zwei oder drei halbkugelförmige Erdhügel erhoben. Der Mehrzahl nach waren sie mit frischem Rasen bedeckt und sehr wohl gepflegt.

XXIII.

Gerichtspflege, Gefängnisse und Foltern.

Jeder Verbrecher soll fortan allein für seine That haftbar sein und nicht mehr seine ganze Familie, Verwandtschaft und Freundschaft.

Dies ist einer der fünfzehn Punkte der von den Japanern veranlassten Reformproclamation Sr. Majestät des Königs Li Hsi von Korea. Ob diese Reformen auch wirklich ausgeführt werden, oder wie die Mehrzahl ihrer Vorgänger nur eine Seite der Regierungszeitung füllen, um am folgenden Tage wieder vergessen zu werden, wird von dem Kriegsglück der Japaner abhängen und kann heute nicht gesagt werden. Jedenfalls aber wirft der vorstehende Passus ein grelles Streiflicht auf die höchst eigenthümliche Gerichtspflege Korea's.

Auf meinem Wege von Riung-San am Hanfluss nach Söul kam ich nahe den Thoren der Hauptstadt an einer öden mit Gestrüpp und Steintrümmern bedeckten Stelle vorbei, auf die mich mein Führer besonders aufmerksam machte.

„Hier ist die Execution Kim-o-Kiuns vollzogen worden," meinte er.

Kim-o-Kiun, antwortete ich erstaunt, wurde doch vor zwei Monaten in Shanghai meuchlings ermordet. Derselbe Kim-o-Kiun konnte doch nicht hier hingerichtet worden sein?

„Doch, doch," bestätigte mein Führer. „Bei uns werden Hochverräther in Stücke zerschnitten. Sie wissen ja, dass Kim-o-Kiun der Rädelsführer der liberalen japanischen Partei war und auf den Sturz des Königs hinarbeitete. Vor Jahren schon flüchtete er nach Japan, wo man seiner natürlich nicht habhaft werden konnte. Kürzlich gelang es, ihn nach Shanghai zu locken, und dort haben sie ihn, wie Sie ganz richtig sagen, ermordet. Aber die Leiche wurde nach unserem Lande gebracht, und der König liess an ihr die für Hochverräther bestimmte Execution ausführen."

„Und was ist diese?"

„Die Missethäter werden geköpft und ihnen nachher die Arme und Beine ab-

gehauen, was mit Kopf und Rumpf sechs Stücke ausmacht. Das ist noch sehr anständig. Früher wurden sie mit ihren Armen und Beinen an die Hörner von vier Stieren gebunden und diese durch glühende Eisen auseinander getrieben. So wurden die Verbrecher zerrissen."

„Man hat doch nicht den zwei Wochen alten Leichnam Kim-o-Kiuns zerstückelt?"

„Gewiss hat man das. Und die sechs Stücke wurden durch Schergen in die verschiedenen Provinzen geschickt zum abschreckenden Beispiel!"

Diese Erzählung erschien mir so unglaublich, dass ich nach meiner Ankunft in Söul trachtete, den Thatsachen auf den Grund zu kommen. Jeder Europäer mit dem ich sprach, bestätigte sie, allein die beste Zeugenschaft fand ich in der von der Regierung herausgegebenen Zeitung. In der Nummer vom 14. April 1894 steht folgendes:

1) „Der Gouverneur von Kyöng-Kwi-do berichtete der Regierung, dass ein chinesisches Kriegsschiff hinter Rozé-Eiland (gegenüber Chemulpo) mit dem Leichnam des Kim-o-Kiun eingetroffen sei. Der Dampfer „Hang-Yang" brachte ihn den Hanfluss aufwärts. Der Präfect von Söul und ein Beamter des Justizministeriums haben die Besichtigung des Leichnams vorzunehmen und darüber zu berichten.

2) Das Censorat berichtet der Regierung: Der Rebell Kim-o-Kiun ist todt; seine Leiche ist in sechs Stücke zu theilen; alle anderen entkommenen Rebellen sind schleunigst zu ergreifen und den Gerichten zu überliefern.

3) Der Disciplinarhof für Beamte beantragt, dass Kim-o-Kiun sofort enthauptet und zerstückelt werde.

Genehmigt."

Eine zweite an demselben Tage erschienene Ausgabe der Regierungszeitung berichtet, das die Strafe an Kim-o-Kiun vollzogen wurde. Die Körpertheile wurden in die Provinzen gesandt.

Welch' grosse Freude am Hofe von Söul und bei der Japan feindlichen Regierung über die Ermordung und Zerstückelung des armen Teufels herrschte, kann man aus folgendem königlichen Edict entnehmen, dass die Regierungszeitung vom 8. Juni enthielt:

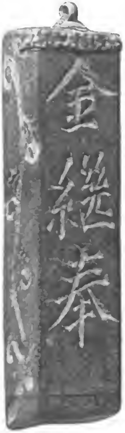
„Am 11. August und 15. September werden zur Feier der Ermordung Kim-o-Kiuns öffentliche Prüfungen abgehalten und der König befiehlt, dass hierbei vierhundert Personen durch Titel ausgezeichnet werden sollen".

Ich konnte mir die Stelle über die Versendung des zerstückten Leichnams in die Provinzen nicht ganz erklären und auf meine Nachfragen erfuhr ich denn, dass sich auf Veranlassung der Regierung thatsächlich Schergen der Stücke des Missethäters bemächtigten und damit die Provinzen von Ort zu Ort, von Haus zu Haus durchzogen. Die Bewohner beeilten sich natürlicherweise, den Elenden Geld zu geben, um sich so rasch wie möglich von dem entsetzlichen Anblick zu befreien.

Uebrigens kamen derlei bestialische Fälle in den letzten Jahrzehnten sehr

häufig vor. Die katholischen Missionäre erzählen davon und Pater Ferreol berichtet an die Pariser Missionsgesellschaft, dass man auf diese Weise auch eine grosse Zahl Christen abgeschlachtet und ihre Leichname von Haus zu Haus geschleppt hat.

Die in dem vorstehenden Edict vorkommenden Ausdrücke „Censorat", „Justizministerium", „Disciplinarhof für Beamte" lassen auf eine (allerdings nur nach koreanischer Art) geregelte Gerichtspflege schliessen. Thatsächlich ist eines der sieben Ministerien ein „Ministerium für Verbrechen", wie es officiell heisst, und unter diesem stehen eine ganze Reihe von Gerichtshöfen, verbunden mit Gefängnissen und Executionsplätzen. Die oberste Richtergewalt ruht in den Händen des Königs, der sich auch bei seinen seltenen Promenaden durch die Stadt die Sinnbilder dieser Gewalt: Axt, Richtschwert und Dreizack vorantragen lässt. Nur der König und in beschränktem Maasse auch die acht Provinzgouverneure haben das Recht über Leben und Tod. Bei der Geburt des ersten männlichen Prinzen erlässt der König gewöhnlich einen allgemeinen Pardon, sonst aber ist er mit solchem recht sparsam.



Polizeiliche Passtafel der Koreaner (natürl. Grösse).

Auf dem Papiere macht sich die Organisation des Gerichtswesens wunderschön, in Wirklichkeit aber ist sie nichts anderes, als ein Mittel zur systematischen Beraubung und Bedrückung des Volkes, zur Bereicherung der Mandarine und zur Ausübung von Privatrache. Die Polizei wird in Korea, hauptsächlich in der Hauptstadt, streng gehandhabt. Die Häuser der letzteren sind in kleine Gruppen von je fünf abgetheilt, was bei vorkommenden Morden oder Verbrechen die Auffindung des Thäters erleichtert. Jeder Koreaner besitzt einen Pass zu seiner Legitimation in Form eines kleinen Täfelchens, auf welchem Name, Stellung und Wohnung eingebrannt sind. Diese Passtäfelchen sind beim Volke aus Holz, bei Soldaten aus Horn und bei den Beamten und dem niedrigen Adel aus Bein hergestellt. Der hohe Adel gebraucht Visitenkarten, doch scheinen in letzter Zeit auch Elfenbeintäfelchen in Gebrauch zu kommen, die an einer Schnur unter dem Rockärmel wie ein Armband getragen werden. Wenigstens erzählten mir Diplomaten in Söul, bei den Abendunterhaltungen und Empfängen im Königspalaste würden sich Würdenträger ihnen dadurch vorstellen, dass sie mit einer tiefen Verbeugung das Täfelchen unter dem Aermel hervorholen und vorweisen. Die Pässe, koreanisch ho-pai, tragen die Koreaner stets bei sich, besonders zur Nachtzeit, denn Patrouillen fahnden in den Strassen nach allen Schwärmern, und bringen jene, die sie ohne

Legitimation antreffen, sofort nach dem nächsten Gefängniss. In den wenigen Büchern, die bisher (nur in englischer oder französischer Sprache) über Korea erschienen sind, wird behauptet, dass es den männlichen Koreanern bei Strafe verboten sei, nach Sonnenuntergang die Strassen der Stadt zu betreten, weil diese Zeit für die Besuche und Spaziergänge der Frauen bestimmt sei. Das ist unrichtig, denn ich traf auf meinen eigenen nächtlichen Wanderungen wohl viele Männer, aber Frauen sah ich selbst bei Tage in den Strassen nur selten, zur Nachtzeit gar nicht.

Gewöhnliche Rechtsfälle werden zuerst vor den Ortsältesten gebracht, und wenn es diesem nicht gelingt, sie gütlich beizulegen, vor den Distriktsmandarin, der gerade so wie der erste Minister in der Sullivanschen Operette „Mikado" auch gleichzeitig Steuereinnehmer, Officier, Polizeibeamter, Staatsanwalt, Kassierer und Richter ist. Gewöhnlich gelingt es ihm, den Streit gleich in der ersten Sitzung auszutragen. Die Bestrafung erfolgt sofort und vor seinen Augen. Natürlicherweise kann er bei seinen vielerlei Obliegenheiten der Gerichtspflege nicht viel Zeit widmen: er bestimmt in jedem Monat (Wochen kennen die Koreaner nicht) einige Stunden, und kurz vor diesen Sitzungen lässt er sich von seinen Untergebenen Vortrag halten, wobei nicht nur die Stimme, sondern viel mehr noch die klingende Münze gehört wird. Man kann sich lebhaft vorstellen, welche wichtige Stellung die Satelliten des Mandarins unter diesen Verhältnissen einnehmen. Bezahlt werden sie von der Regierung schlecht oder gar nicht, und so helfen sie sich durch Erpressungen, ganz nach dem in China herrschenden System. Es giebt zweierlei Satelliten, die hai-seik und a-chen. Die ersteren bilden eine Zunft für sich, heirathen nur in ihrer eigenen Familie, und vererben ihre Stellung und Kenntnisse auf ihre Nachkommen. Sie sind die Gerichtsschreiber, die die einzelnen Fälle zu prüfen haben, in Wirklichkeit aber die Richter selbst, weil die Mandarine häufig mit ihnen unter einer Decke stecken und einen Theil jener Summen erhalten, welche die hai-seik für ihre Unterstützung von den Parteien erpressen. Die a-chen sind nur gewöhnliche Gerichtsdiener, Schergen und Folterknechte, rohe den untersten Volksklassen angehörende Leute, die bei der Ausübung ihres scheusslichen Berufes lange schwarz und weiss gestreifte Talare und eigenthümliche Kappen in der Form der alten japanischen Daimiokappen tragen.

Man möge sich nicht über das Wort „Folterknecht" wundern, denn die Folter blüht heute noch in Korea gerade so wie in China oder wie im düsteren Mittelalter bei uns. Ich fand die gebräuchlichen Folterwerkzeuge in den Gefängnissen, die ich besuchte, und bekam auch Gelegenheit, einzelne Proceduren zu sehen. Die Gefängnisse in der Hauptstadt sind lange nicht so schlimm wie jene von China oder von Tunis und Marokko noch vor etwa fünfzehn Jahren, obschon die katholischen Missionäre über die Qualen und Schrecken, die sie und ihre koreanischen Bekehrten in den Gefängnissen der Provinzen zu erdulden hatten, die haarsträubendsten Berichte an die Missionsgesellschaft in Paris richteten. Sie wurden in feuchten finstern Räumen so zusammengepfercht, dass sie weder sitzen noch

liegen konnten, sie hatten furchtbaren Hunger und Durst zu erleiden und assen schliesslich das massenhaft vorhandene Ungeziefer, so dass ihnen der Tod eine willkommene Erlösung war. Von all diesen Schrecken bekam ich in Söul nichts zu sehen. Die gewöhnlichen Diebsgefängnisse bestanden aus einem grossen dämmerigen Raume, mit Strohmatten, auf welchen die Sträflinge umherlungerten. Manche trugen den in China allgemein gebräuchlichen „Kang", eine Halskrause, bestehend aus einem etwa zwei bis drei Quadratfuss grossen viereckigen gegen zwei Zoll dicken Holzbrett mit einer für den Hals bestimmten runden Oeffnung. Bei einigen über einen Meter langen Kangs befand sich die Halsöffnung an einem



Polizisten.

Ende, das Brett hing von dem Nacken des Unglücklichen nach vorn herab und belastete ihn bei jedem Schritt schmerzlich durch die Schwankungen. An den Wänden des Vorhofs lehnten mehrere noch längere Kangs mit je fünf Oeffnungen, Die grösste dient für den Hals, die zwei nächst kleineren fesseln die Fussgelenke, die beiden kleinsten die Armgelenke des Verurtheilten.

Der mit hohen Mauern umgebene Vorhof des Gefängnisses mündet auf einen etwas grösseren Hof, in dessen Hintergrund sich das Gerichtsgebäude erhebt. Die Gerichtssitzungen werden nur im Winter im Innern des Gebäudes abgehalten; im

Sommer sitzen Richter und Assistenten auf den davor befindlichen Stufen und zu ihren Füssen in der Mitte des Hofes steht die Folterbank. An den Wänden lehnten oder hingen die einzelnen Folterwerkzeuge, die uns von dem Gefangenwärter bereitwilligst erklärt wurden, als er uns in Begleitung eines Konsularbeamten sah.

Die Folterbank erinnerte mich an unsere gewöhnlichen Schulbänke. Nur sitzt an der koreanischen Bank an einem Ende der Quere nach eine zweite Bank, auf diese Art drei Arme eines Kreuzes bildend. Nachdem man den Gefangenen seiner Kleider entledigt hat, wird er mit dem Gesicht abwärts auf die Bank gelegt. Die Füsse und die ausgestreckten Arme werden nun an die Arme der Bank festgebunden und die gewöhnlichste Strafe, die er von den Knechten zugemessen bekommt, ist das Durchbläuen der rückwärtigen Weichtheile, sowie der Schenkel und Waden mit zähen elastischen Ruthen. Schlimmer sind die Streiche mit dem tsi-to-kon, d. h. einem vier bis fünf Fuss langen, einen drittel Fuss breiten, und zolldicken Eichenschläger, dessen eines Ende zu einer Handhabe zugeschnitten ist. Einige Hiebe mit diesem schweren Schläger lassen schon das Blut hervortreten, das Fleisch fällt in Fetzen ab, und nach zehn bis zwölf Hieben hört man das Auffallen des Schlägers auf die nackten Knochen. Pater Dallet von der katholischen Mission erzählt, dass eine Anzahl Christen in einer einzigen Gerichtssitzung bis zu sechzig derartige Hiebe erhalten haben!

Um vom Angeklagten Geständnisse zu erpressen, werden häufig in Sŏul wie in den Provinzen schreckliche Foltern angewendet. Die gebräuchlichste ist das Tsuroi-toil. Hierzu wird der Sträfling auf die Folterbank gesetzt; die Folterknechte binden nun die beiden Knie fest aneinander, ebenso die Füsse an den Fussknöcheln. (Dallet und andere behaupten, die beiden grossen Zehen wurden aneinandergeschnürt, doch fand ich dies in Sŏul nicht bestätigt.) Nun wird ein Pfahl zwischen die Waden geschoben und die Knechte stemmen diese gewaltsam auseinander, bis sich allmählich die Knochen biegen oder bis sie — brechen. Zuweilen wird der Pfahl zuerst eingestemmt und dann erst werden die Schnüre angezogen, bis sich Knie und Füsse einander nähern. Sehr gebräuchlich ist auch heute noch das Top-tsil. Dazu schlingen die Knechte eine glatte, feste Schnur um einen Schenkel des Opfers und ziehen dann die beiden Enden der Schnur abwechselnd hin und her, wie eine Säge. Die Schnur durchschneidet bald das Fleisch bis auf die Knochen. Dann wird die Schnur um andere Stellen der Schenkel geschlungen und die scheussliche Procedur wiederholt. Eben so häufig wie Top-tsil ist auch das trap-tsum und das tsu-tsang-tsil, d. h. das Aufhängen der Opfer bei den Armen, Daumen, Zehen oder bei den Haaren, während die Knechte den nackten, hängenden Körper mit Ruthen bearbeiten.

Diese gesetzlich erlaubten Torturen, zu denen in den Provinzen noch andere unerlaubte, schrecklichere kommen, liegen ganz in der Willkür des Mandarins. Selten kann ein Gefangener nach der Gerichtssitzung ohne Hilfe nach dem Gefängniss zurückgehen, gewöhnlich müssen die blutenden, ohnmächtigen Opfer dahin getragen werden, ohne dass ihnen bei dem Mangel an Aerzten in Korea irgend welche

weitere Pflege zu Theil würde. Deshalb gestehen sie auch zumeist, ob sie etwas zu gestehen haben oder nicht. Die Schergen unterbreiten ihnen nun ein Blatt Papier mit ihrem Geständniss, dass sie mit ihrem eigenen Blute zu unterschreiben haben. Ist dies geschehen, so verbietet das Gesetz die weitere Tortur.

Die Bastonnade wird ebenso häufig angewendet wie in China und wie früher in Japan, wo es vor der Revolution noch viel grausamere Torturen gab, zu deren Schilderungen sich die Feder sträubt. Nur fallen in Korea die Schläge nicht auf die Fusssohlen, sondern — auf die Schienbeine! Ich war selbst Zeuge einer derartigen Bestrafung, die überdies noch öffentlich im Mittelpunkt Söuls bei der grossen Glocke stattfand. In der Regel gelten diese Bastonnaden den diebischen, das Volk bedrückenden Mandarinen; in früheren Zeiten wurden sie, wie Griffis in seiner Geschichte Korea's angiebt, in siedendes Oel gesteckt —, jetzt aber, so behauptet er, würde dies nur in effigie ausgeübt. Ich habe davon weder etwas bemerkt, noch eine Bestätigung durch Koreaner erhalten können. Auch wird in den spärlichen, seit der Erschliessung Korea's für Fremde erschienenen Werken behauptet, die Verbannung, die früher häufig angewendet wurde — die Insel Quelpart ist eine derartige Strafcolonie — wäre ausser Gebrauch gekommen. Das Gegentheil ist der Fall. Die vielen koreanischen Urtheile, die ich in den letzten Monaten in der koreanischen Staatszeitung fand, lauten fast durchweg auf dreissig Hiebe auf die Schienbeine und darauffolgende Verbannung nach „einem entfernten wüsten Eiland". Eine Verstärkung dieser Strafe besteht darin, dass die Behausung des Verbannten mit einer Dornenhecke umgeben werden soll.

Im Jahre 1785 wurde in Korea ein geschriebener, mit Abbildungen versehener Criminal-Codex herausgegeben, in welchem die schrecklichen, unbeschreiblichen Torturen klar ersichtlich sind. Viele davon sind ausser Gebrauch gekommen, aber die Todesstrafen sind dieselben geblieben. Diebstahl wird in Korea, wo die Thüren selten Schlösser haben und die Häuser offen stehen, äusserst strenge, zuweilen mit dem Tode bestraft. Ein Mann, der seinen Vater schlägt, wird geköpft, der Vatermörder bei lebendigem Leibe verbrannt. Ebenso schwer werden andere Mordthaten, Rebellion und Majestätsverbrechen bestraft. Dafür besteht in Söul ein Tribunal mit zwei Gerichtshöfen. Der untere Gerichtshof, Po-tseng genannt, untersucht die einzelnen Fälle und vernimmt die Zeugen mit oder ohne Anwendung von Foltern. Der obere Gerichtshof, Jeng-tso, besteht nur aus Richtern, welche die Urtheile zu fällen haben. Kein Mandarin kann einen Schuldigen zum Tode verurtheilen, nur die Provinzial-Gouverneure und der Präfekt von Söul haben, wie vorhin bemerkt, dieses Recht, und das auch nur mit gewissen Beschränkungen, aber anderseits werden Richter und Mandarine durchaus nicht zur Rechenschaft gezogen, falls der Schuldige unter den Händen der Folterknechte seinen Geist aufgeben oder während der Gerichtsverhandlung auf irgend eine Weise umgebracht werden sollte, ja derlei Thaten leisten die Mandarine mitunter sogar Vorschub, um sich so eine schwierige und langweilige Gerichtssache vom Halse zu schaffen. So z. B. wurde einmal, wie die Pariser Missionsberichte erzählen, der Sohn eines Edelmannes im Streite von

seinem Diener erstochen. Der Schuldige wurde sofort vor den Mandarin geführt. Der Vater des Ermordeten trug den Sachverhalt vor und brachte den Dolch mit, der dem Mörder als Waffe gedient hat. „Zeige mir doch," sagte ihm der Mandarin, „wie die That vollbracht wurde," und wies dabei auf den Mörder. Der Vater zögerte, den Stoss auszuführen, allein aufgemuntert von den Anwesenden, stiess er endlich dem Mörder den Dolch an derselben Stelle in den Leib, an welcher der Mörder sein Opfer getroffen hatte.

Dieses Vorkommniss wird durch die Blutrache begreiflich gemacht, die heute noch bei den Koreanern allgemein ausgeübt wird. Selbst wenn beispielsweise der Vater durch das Gesetz hingerichtet würde, ist es Pflicht des Sohnes, an seinen



Bastonnade auf die Schienbeine.

Anklägern Vergeltung zu üben. Jede That, begangen an dem Mitgliede einer Familie, muss von dieser an den Thätern oder seiner Familie gerichtet werden, und die öffentliche Meinung billigt dies nicht nur, sondern fordert es sogar.

Das höchste Tribunal des Königreichs, Keum-pu, setzt sich aus Mandarinen zusammen, die vom König direct ernannt werden. Nur dieses Tribunal kann hohe Beamte oder Rebellen und Majestätsverbrecher aburtheilen, was immer ihre Stellung sein mag. Majestätsverbrechen werden am schwersten bestraft, denn wie eingangs erwähnt, wird nicht nur der Schuldige hingerichtet, sondern seine ganze Familie wird ihres Vermögens beraubt, verbannt oder in manchen Fällen sogar hingerichtet — eines der ungerechtesten und grausamsten Gesetze des fernen Ostens, das nun auf Veranlassung der japanischen Regierung in Korea aufgehoben wurde.

Der Todesarten giebt es mehrere. Schon eingangs habe ich gesagt, dass Rebellen und Majestätsverbrecher geköpft und die Körper darauf in Stücke zerhauen werden. Hohe Würdenträger werden gewöhnlich im Gefängniss mit Arsenik vergiftet, um öffentlichen Hinrichtungen auszuweichen. Soldaten werden durch Köpfen hingerichtet. Der Verurtheilte wird, begleitet von einer Militärabtheilung, auf einer Strohdecke nach dem etwa 20 Kilometer von Söul entfernten Richtplatz getragen, wo das Militär zunächst ein Viereck bildet. Nun wird das Gesicht des Verurtheilten mit Kalk beschmiert und der Oberkörper entblösst; Soldaten stecken ihm zwei nach aufwärts gerichtete Pfeile durch die Ohrlappen, und so wird er nach Verlesung des Urtheils den Soldatenreihen entlang geführt. Auf das Kommando des stets bei solchen Executionen anwesenden Generals werden nun von mehreren Soldaten gleichzeitig Säbelhiebe nach dem Nacken geführt, bis der Kopf abfällt.



Gerichtspflege: Körperstrafe.

Gemeine Verbrecher werden in einer breiten, von Häusern besetzten und dicht bewohnten Strasse vor dem kleinen Westthore geköpft, und es dürften dort jährlich zwischen dreissig und vierzig Executionen abgehalten werden. In der Staatszeitung vom 11. Februar las ich folgende Edicte:

1. Das Tribunal hat beantragt, dass acht Rebellen (ihre Namen werden genannt) in sechs Stücke zu zerstückeln wären. Der König hat die Genehmigung verweigert.

2. Das Tribunal hat beim Staatsrath beantragt, dass Min-in-sin und seine zwei Genossen den Militärbehörden zur Execution zu übergeben wären. Ihre Köpfe sollen

zur Warnung ausgestellt werden. (Sie ermordeten einen Chinesen.) Der König ertheilt die Genehmigung.

3. Das Tribunal beschliesst, die unter 1. genannten acht Verbrecher ausserhalb des kleinen Westthores heute noch köpfen zu lassen. Der König ertheilt die Genehmigung.

Ist das Urtheil veröffentlicht, dann wird auch mit der Ausführung nicht gezögert. Die Scharfrichter sind selbst zum Tode Verurtheilte, die zu lebenslänglichem Kerker begnadigt wurden unter der Bedingung, dass sie sich zu dem Henkersamte hergeben. Zur bestimmten Stunde fährt ein mit Stieren bespannter offener Leiterwagen vor das Gefängniss. Auf dem Wagen befindet sich ein aufrecht stehendes, etwas über zwei Meter hohes Kreuz. Die Schergen binden den Verurtheilten mit den Haaren und den beiden Armen an dieses Kreuz so, dass die Beine lose herabhängen. Auf dem Richtplatz augelangt, wird der vorher durch Reiswein betrunken gemachte Verbrecher heruntergehoben und seiner Oberkleider entledigt. Man lässt ihn dann in die Knie sinken, ein Holzklotz wird unter seinen Nacken geschoben, und der Scharfrichter waltet seines Amtes, wobei er aber häufig genug mit seinem alten verrosteten Schwerte vier bis fünf Streiche ausführen muss, bevor das Urtheil vollstreckt ist. Der Leichnam bleibt gewöhnlich zwei bis drei Tage auf der Strasse liegen. Die Hunde — doch diese Einzelheiten entziehen sich der Schilderung.

Jedenfalls wird man nach der Lectüre dieser Zeilen vollkommen damit einverstanden sein, dass die Japaner nun ein bischen Ordnung in diese verlotterten, barbarischen Zustände bringen.

XXIV.

Koreanische Eigenthümlichkeiten.

Wenn Koreaner sich bei Höherstehenden vorstellen, so nennen sie nicht nur ihren Namen und ihre Stellung, sondern auch ihr Alter. Das letztere spielt eine grosse Rolle; je älter ein Koreaner, desto angesehener ist er. Bei uns glaubt man Jemanden eine Freude zu machen, wenn man ihm sagt, er sähe jünger aus. Bei den Koreanern ist das Umgekehrte der Fall.

Jeder Koreaner hat drei Namen; jenen seines „Clans" oder Stammes, dem stets der Name seiner Familie beigefügt wird; schliesslich seinen eigenen Namen. Von den ersteren giebt es im ganzen Lande nur hundertvierzig bis hundertfünfzig, und selbst von diesen sind viele nur sehr wenig verbreitet. Um nun die verschiedenen zu jedem Stamme gehörigen Familien zu unterscheiden, folgt dem Stammnamen nach das „Pu", d. h. die Gegend, woher sie kommen. Die verbreitesten Stammnamen wie z. B. „Kim" oder „Ni", welche etwa unserem Meier oder Müller entsprechen, haben mehr als zwanzig solcher „Pu", und die Mitglieder dieser Pu dürfen untereinander nicht heirathen, selbst wenn sie nur im dritten oder vierten Grade mit einander verwandt waren. Der Familienname wird niemals allein verwendet; entweder wird ihm der persönliche Beiname oder das Wort So-pang bei jungen Leuten, und Seng-wön bei älteren Verheiratheten Leuten oder Häuptern der Familie beigefügt. Nun haben aber Männer gewöhnlich drei persönliche Namen, jenen der ihnen in ihrer Kindheit gegeben wurde, den gebräuchlichen Eigennamen den gebräuchlichen gesetzlichen Namen und bei Beamten wird auch noch der Titel beigefügt, eine Quelle fortwährender Unordnungen und Verwechslungen, geradeso wie vor 1872 in Japan.

Frauen haben keinen anderen Namen, als jenen, der ihnen in ihrer Kindheit zur Unterscheidung von ihren Schwestern gegeben wurde; nach ihrer Verheirathung verlieren sie auch diesen. In den besseren Ständen bezeichnet man sie, wenn man von ihnen spricht, mit dem Namen ihres Mannes, dem das Wort taik, d. h. Frau oder Koa-taik (Wittwe) beigefügt wird.

Kinder dürfen die Namen von Vater, Mutter, Oheim, König oder hohen Würdenträgern niemals aussprechen, ja nicht einmal die Worte „Vater“ oder „Mutter“ gebrauchen, sie verwenden an ihrer Stelle Umschreibungen oder Zärtlichkeitsausdrücke.

In den Haushaltungen bedient der Sohn den Vater bei seinen Mahlzeiten und bereitet sein Nachtlager. Ist der Vater altersschwach oder krank, so schläft sein Sohn in seiner Nähe und verlässt ihn auch bei Tag nicht. Wird der Vater zu Gefängnissstrafe verurtheilt, so nimmt der Sohn Wohnung in seiner Nähe und bringt ihm die besten Lebensmittel die er auftreiben kann. Ist die Strafe jene der Verbannung, so muss der Sohn den Vater bis an den Ort der Verbannung begleiten, und manchmal sogar die Verbannung mit ihm theilen. Begegnet der Sohn dem Vater in der Strasse so wird er ihn durch Kniefall begrüssen. In seiner Gegenwart wird der Sohn niemals rauchen, oder eine unehrerbietige Haltung einnehmen.



Unterschrift des Königs. („Souveräner Grossherr, Li-Hsi“.)

Die Gesellschaft ist in Korea in verschiedene Klassen eingetheilt, deren höchste der hauptstädtische Adel ist; die niedrigste setzt sich aus den sogenannten „sieben verächtlichen Berufsarten“ zusammen; nämlich: „Kaufmann, Bootsmann, Gefängnisswärter, Lastträger, Mönch, Metzger und Zauberer“.

Die einstigen feudalen Zustände haben sich in vieler Hinsicht in Korea bis auf den heutigen Tag erhalten, darunter hauptsächlich das System der Haussklaven oder Leibeigenen. Viele Edelleute haben in ihren Häusern eine grosse Anzahl solcher, von ihren Vätern ererbter Sklaven, über welche sie nach Belieben verfügen können. Die Kinder der Sklaven dürfen sie verkaufen. Ein freier Mann kann eine Sklavin heirathen, und heisst dann pi-pu. Die aus solchen Ehen stammenden Söhne sind frei, die Töchter aber gehören dem Eigenthümer der Mutter, und können nach Belieben verkauft werden. Doch ist auch in Korea die Sklaverei im Niedergange, und hat in den entfernteren Provinzen beinahe gänzlich aufgehört. Auf den Gütern des Adels giebt es neben den ererbten Sklaven auch solche, welche sich selbst zur Leibeigenschaft verkaufen, und andere, die von ihren Eltern in Zeiten der Hungersnoth oder zur Bezahlung von Schulden verkauft werden. Findlinge, welche in eine Familie aufgenommen und dort erzogen werden, bleiben die Sklaven derselben, ihre Nachkommen aber sind frei. Die jungen männlichen Sklaven werden zumeist auf den Feldern verwendet, die weiblichen in der Haushaltung. Erreichen die jungen Sklaven das heirathsfähige Alter, so werden sie für eine Reihe von Jahren gegen Bezahlung einer bestimmten Summe Geldes in Freiheit gesetzt. Obschon die Herren über Leben und Tod der Leibeigenen nach Gutdünken verfügen, sie strafen und misshandeln können, so kommt dies doch nur selten vor, ja die Leibeigenen werden in der Regel so milde behandelt, dass sie sich besser be-

finden, als die armen Lastträger in den Städten oder die freien Bauern auf dem Lande.

Neben der Leibeigenschaft im Privatleben giebt es auch eine Art Regierungssklaven. Wird nämlich ein grosser Verbrecher verurtheilt, so fällt nach Jahrtausende altem Gesetz der Bann auf seine Frau und Kinder, und sie werden die Sklaven des Richters. Diese Art Sklaven, besonders jene weiblichen Geschlechtes, sind wohl die unglücklichsten von allen, denn sie dienen den Lüsten der Mandarinsdiener, Soldaten und dergl. und es kommt häufig vor, dass sie sich durch Selbstmord der ihnen bevorstehenden Schande entziehen.



Grosses Staatssiegel (natürl. Grösse).

Während in China und Japan Thee das allgemeine tägliche Getränk bildet, wird derselbe in Korea nur in der Hauptstadt, und auch da nur selten getrunken. Das gebräuchlichste Getränk der Koreaner ist Wasser in welchem Reis gekocht wurde. Dafür essen die Koreaner mehr Fleisch als ihre Nachbarn und würzen es mit unglaublichen Mengen von rothem Pfeffer, Essig und Gewürzen. Die Gefrässigkeit der Koreaner erregte das Staunen aller Besucher des Landes. Oft füttern Mütter ihre Kinder mit Reis bis diese nicht mehr würgen können; dann kehren sie ihre grossen Holzlöffel um und bearbeiten mit den dicken Stielen den Magen der Kinder um mehr Platz zu machen. Dann werden die armen Wesen weiter vollgestopft.

Obschon in Korea Petroleum gefunden wird, findet es doch nur in der koreanischen Heilkunde, nicht aber zu Beleuchtungszwecken Verwendung. Lampen sind geradezu unbekannt. Zur Beleuchtung in den Häusern der besseren Klassen dienen schlechte Kerzen und Oellampen, beide mit Papierdochten, in den Häusern der Armen Fackeln und offene Feuer. Merkwürdig ist es dabei, dass in den Städten so wenige Schadenfeuer vorkommen.

Die Japaner schmücken ihre Häuser an den Aussenseiten häufig mit Blumen und pflanzen Bäumchen und Sträucher um ihre Wohnungen; die koreanischen Häuser zeigen diesen Schmuck nicht. Selbst die Häuser der reichsten Edelleute sind nach aussen ebenso ärmlich und unscheinbar wie jene des gewöhnlichen Volkes; dafür sind sie im Innern desto schöner ausgeschmückt, und innerhalb der Umfassungsmauern findet man häufig zierliche Gärten. —

In der koreanischen Regierungszeitung werden zuweilen Geschenke von Nephryt-Büchern erwähnt, welche der König verdienten Beamten macht. Diese „Jade-books“ sind nichts weiter als koreanisch-chinesische Wörterbücher. Der König unterschreibt officielle Documente nicht nur mit seinem Namen, sondern auch mit seinem Titel „Souveräner Grossherr.“ Das grosse Staatssiegel, dessen Abdruck die umstehende Abbildung zeigt, trägt von oben nach unten gelesen die Worte: „Tai Tschosön kuk Tai kun ju po, d. h. Gross Korea Land, Grossfürst Herr Siegel.“

Die Sprache der Koreaner kann keineswegs als schön bezeichnet werden, sie ist guttural, voll harter Laute. Am reinsten wird sie von den Frauen und von der Landbevölkerung in den mittleren Provinzen Korea's gesprochen. Im Norden, sowie in den Hauptstädten ist sie stark mit chinesischen Ausdrücken vermengt, ähnlich wie in früheren Zeiten die deutsche Sprache mit lateinischen und griechischen Ausdrücken vollgepfropft war; in den südlichen Provinzen haben die Koreaner zahlreiche japanische Ausdrücke in ihre Sprache aufgenommen. Den Sprachregeln zufolge gehört die koreanische Sprache zur Familie Ural-altai, ist also mit der turanischen und mongolischen Sprache verwandt, und besitzt auch alle characteristischen Eigenschaften derselben. Die katholischen Missionäre in Korea haben ein koreanisch-französisches Wörterbuch verfasst, das im Jahre 1880 in Yokohama gedruckt wurde. In diesem Wörterbuch fand ich nach beiläufiger Schätzung nicht weniger als 27000 Ausdrücke, und man kann die Ausdauer und den Fleiss der Verfasser nicht genug bewundern. Wie in Japan, China, Siam etc., so giebt es auch in Korea zweierlei Sprachen, eine Hofsprache, welche nur dem Könige gegenüber gesprochen wird, und eine gewöhnliche Volkssprache, die aber auch noch Verschiedenheiten und zahlreiche eigene Wörter aufweist, je nachdem man zu einem Vorgesetzten, Gleichgestellten oder Untergebenen spricht. In ähnlicher Weise sprechen ja auch wir zu Souveränen anders als zu Gleichgestellten oder Dienern, doch sind die Unterschiede in der koreanischen Sprache viel schärfer ausgeprägt.

Die koreanischen Schriftzeichen sind sehr einfach, deutlich und leicht zu erlernen. Von den auf dem Umschlag dieses Werkes befindlichen fremden Schrift-

zeichen sind die drei ersten koreanisch und bedeuten Hesse-Wartegg, die beiden letzten (untersten) chinesisch und bedeuten Ko-ryo, d. h. Korea. Die koreanischen Schriftzeichen für das Wort Korea sind bedeutend einfacher und enthalten weniger Striche als die erste Silbe, d. h. die obere Hälfte der chinesischen Zeichen.

* * *

An den Thoreingängen zu den Königspalästen und Mandarinen fand ich grosse Trommeln aufgehängt. Sie dienen einer alten Sitte nach für diejenigen, die eine Bitte oder Beschwerde vorzubringen haben. Durch das Schlagen der Trommel lenken sie die Aufmerksamkeit der hohen Herren auf sich, und diese sollten nun eigentlich ihre Bitten anhören. Allein diese schöne Sitte ist in den letzten Jahren ganz ausser Gebrauch gekommen. Die Trommeln hängen wohl noch da, aber wehe dem der sie berührt! In der Regierungszeitung vom 14. April 1892 fand ich folgende diesbezügliche Verordnung:

„Chung Won berichtet, dass der Officier Pyeng Cho das Hauptthor des Königspalastes nicht hinreichend bewachen liess. Es gelang nämlich einem Manne Namens Wu Hyon Tuk durchzuschlüpfen und die Trommel zu schlagen, um seine Beschwerden vorbringen zu können. Seine Majestät befiehlt die Bestrafung des Officiers."

Es wurde schon an einer anderen Stelle bemerkt, dass die Koreaner bisher die chinesische Zeitrechnung besassen. Der Tag wird in zwölf Stunden von der doppelten Länge der unserigen eingetheilt, jede Stunde wieder in acht „Keik", jede Keik in fünfzehn „pun", so dass also ein pun unserer Minute gleichwerthig ist. Die Stunden des Tages werden aber nicht durch Zahlen ausgedrückt, sondern nach den Zeichen des Thierkreises mit dem beigefügten Worte si = Stunde, so z. B. Hosi = Stunde des Tigers; Riongsi = Stunde des Drachen etc. Im gewöhnlichen Leben wird von den Unterabtheilungen der Stunde kein Gebrauch gemacht; man sagt einfach Anfang, Mitte oder Ende der z. B. Drachenstunde. Welche Zeitrechnung unter diesen Umständen wohl die Eisenbahnen gebrauchen werden, wenn sie einmal zur Einführung kommen?

Die Eintheilung in Wochen ist den Koreanern unbekannt. Die Monate sind „kleine" von 29, und „grosse" von 30 Tagen, je nach dem Monde. Nach je drei Jahren wird ein kleiner Monat, yun wel genannt, eingeschoben.

Die Einheit des koreanischen Längenmaasses ist der „ja", beiläufig unser „Fuss", als Einheit für Höhenmaasse dient die Körperlänge eines Mannes von durchschnittlicher Grösse; Entfernungen werden nach „ri", beiläufig 4 Kilometer, gemessen. Als Einheit der Hohlmaasse dient der „hop" oder „Handvoll", bei Flüssigkeiten der „kleine Becher", d. h. ein Gefäss, welches zehntausend Hirsekörner fasst. Flächen werden nach der Menge von Reis oder Getreide, welche darauf gesäet werden können, gemessen. „Ein Stück so gross wie eine Handvoll Getreide" ist eine Fläche, für welche eine Handvoll Getreide als Saat hinreicht, und heisst hop-jik-i.

XXV.

Europäer in Korea.

Während die den Fremden geöffneten Häfen Chinas und Japans eine ganz beträchtliche Anzahl von Europäern der verschiedensten Nationen angelockt haben, entwickeln sich die europäischen Kolonien in Korea nur sehr langsam. Es sind nun über zehn Jahre, dass die drei Häfen Chemulpo an der Westküste, Fusan an der Südküste und Wönsan an der Ostküste den Fremden geöffnet wurden, und doch beträgt die Gesammtzahl der kaukasischen Bevölkerung in denselben nur 73 Seelen! Ausser in diesen drei Städten wohnen Europäer nur noch in der Hauptstadt, aber sie gehören durchweg zu den Gesandtschaften, Konsulaten und Missionsanstalten. Selbst in dem wichtigsten der drei Häfen, in Chemulpo, giebt es nur vier europäische Firmen, in Wönsan eine (russische) und in Fusan gar keine. Von den vier Firmen Chemulpos sind zwei deutsche und zwar E. Meyer & Co. (Hamburger) und F. H. Mörsel. Der Rest der Europäer sind Angestellte der koreanischen Regierung oder der chinesischen Zollämter. Der Nationalität nach sind wie in allen anderen Ländern Ostasiens auch hier die Engländer am zahlreichsten, nämlich 24; ihnen zunächst kommen die Deutschen mit 19, Amerikaner mit 13 Personen. Ferner giebt es 7 Russen, 4 Franzosen, 3 Dänen, 2 Italiener und einen Portugiesen.

Das gesammte diplomatische und Consular-Corps von Korea befindet sich in Söul und zählt im Ganzen 14 Europäer, davon im kaiserlich deutschen Konsulat drei. Dennoch giebt es in Söul einen ausschliesslich europäischen Club, der den stolzen Namen führt: „Cercle diplomatique et littéraire“, wohl der kleinste Club dieser Art, den die Welt aufzuweisen hat. Neben dem diplomatischen Corps befinden sich unter den 19 Mitgliedern noch die Beamten der Zollbehörde, die beiden amerikanischen Rathgeber des Königs C. R. Greathouse und General Le Gendre und zwei Aerzte. Der Club ist in einem ebenerdigen koreanischen Lehmbau untergebracht und hat nur zwei Räumlichkeiten: ein Zimmer, gerade gross genug für ein Billard und einen Schenktisch, an welchem ein chinesischer Diener erfrischende Getränke zubereitet, und ein kleines Cabinet mit vier Stühlen und einem Tisch,

auf dem sich einige Blätter von Shanghai und Yokohama befinden. Diese Räumlichkeiten, in einer schmutzigen engen Strasse gelegen, waren eines so stolzen Namens wie der vorgenannte kaum würdig, und die Clubvorstände beschlossen im vergangenen Jahre die Erbauung eines eigenen neuen Clubhauses mit zwei Stockwerken. Während meines jüngsten Aufenthaltes in Söul war man eben daran, das Dach aufzusetzen, und jetzt dürfte das neue Clubhaus wohl schon eröffnet sein. Die Kosten beliefen sich auf dreitausend Dollars.

So klein die Colonie auch ist, es geht doch mitunter recht lebhaft zu. Diners, Soireen, Jagden, ja selbst Bälle werden veranstaltet, denn es giebt ja in Söul auch sieben (!) europäische Damen. Im Garten des deutschen Konsuls, des allgemein beliebten und verehrten F. Krien befindet sich ein vorzüglicher „Lawn Tennis ground" und in seinem gastlichen Hause wurden die wenigen Reisenden, sowie die deutschen und österreichischen Marineofficiere, welche seit der Aufschliessung Koreas die Hauptstadt besuchten, in liebenswürdigster Weise bewirthet.

Leider ist das kaiserlich deutsche Konsulatsgebäude dem Ansehen des Reiches und seines Vertreters in Korea in keiner Weise würdig. Während England, Russland, Frankreich und Japan sehr schöne grosse Gebäude, im europäischen Styl gebaut und mit Eleganz eingerichtet besitzen, ist das deutsche Konsulat in einem unscheinbaren ebenerdigen Häuschen untergebracht. Der Vicekonsul, Herr F. Reinsdorf, ebenso wie der Konsul eines der beliebtesten Mitglieder der Fremden-Colonie, bewohnt nahebei ein anderes koreanisches Häuschen, und der Konsulatskanzler Herr Domke ein drittes. Der Konsul konnte in Bezug auf die Lage der Gebäude keine bessere Wahl treffen, denn ein grosser, wohlgepflegter Garten umgiebt die drei auf demselben Landcomplex gelegenen Häuser; es wäre indessen wohl an der Zeit, dass das Reich die Mittel zur Errichtung eines anständigen Baues bewilligen würde. Die miethweise Erwerbung eines solchen ist aus dem einfachen Grunde ausgeschlossen, weil es in Söul keine passenden Gebäude giebt.

Ein entsprechender Bau ist nicht nur für das Ansehen des deutschen Namens wünschenswerth. Es wurde schon früher hervorgehoben, dass Söul keine Hotels besitzt, und die fremden Seeofficiere, Gesandten und Würdenträger gezwungen sind, die Gastlichkeit des Konsuls in Anspruch zu nehmen. In den kleinen Räumlichkeiten, die gegenwärtig zu Gebote stehen, ist dies nur schwer möglich. Was in diesen für die Bequemlichkeit und last not least für die Beköstigung der Gäste des Konsuls geschehen konnte, ist geschehen, ja sogar ein Clavier ist vorhanden! Auf welche Weise dieses Instrument, sowie auch der Billard-Tisch des Clubs von Chemulpo nach Söul befördert werden konnten, ist mir bei dem bekannten Mangel an Transportmitteln und Strassen ein Rätsel. Neben dem deutschen Konsulat dürfte wohl jenes des koreanischen Zolldirectors, Herrn Mc. Leavey Brown, das gastlichste sein; grosser Beliebtheit erfreut sich auch der amerikanische Berather des Königs, Herr Greathouse, dessen Vorgänger in den achtziger Jahren, Herr P. G. von Moellendorff, der Bruder des kaiserlichen Konsuls in Manila war. Herr v. Moellendorff, augenblicklich einer der obersten Beamten des chinesischen Zollwesens in

Shanghai, erfreute sich in Söul grossen Ansehens und bekleidete die höchsten Würden des Königreichs. Seiner Initiative sind die vielen Neuerungen in dem bisher Europa so feindlichem Korea zuzuschreiben, und mit seinem Sturz brachen auch diese wieder zusammen. Wäre Moellendorff auf seinem verantwortlichen Posten erhalten worden, die administrativen und commerciellen Verhältnisse des Landes hätten sich längst zum Besten gewandt, und den Deutschen wäre der Löwenantheil an den Regierungsposten und dem Aussenhandel übertragen worden.

Auch beim Könige und dem Minister des Aeusseren finden zuweilen Festlichkeiten und Diners statt, bei welchen es recht lebhaft zuzugehen pflegt. Die Einladungskarten sind mit Malereien geschmückt und in koreanischer Schrift kalligraphirt. Eine derselben, vom Minister des Aeusseren erlassen, zeigte den folgenden Text:

„Die Röthe verblasst, das Grün wird dunkler, die bezaubernde Farbe (?) des Frühlings ist gekommen. Die Zeit der Freude ist da. Wollen Sie mir das Vergnügen geben, sich mir und meinen Freunden anzuschliessen, und dem Feste beizuwohnen, das ich heute Nachmittag veranstalte?"

Solchen Festen werden zuweilen auch koreanische Tänzerinnen beigezogen und an den ganz nach europäischer Art gedeckten Tafeln zwischen Diplomaten und deren Dolmetscher gesetzt. Den Koreanern scheint die Anwesenheit dieser Dämchen vielen Spass zu machen, viel mehr noch als der Rothwein und Champagner, dem sie tapfer wie Dragoner huldigen. Nur geben sie ihrer Befriedigung über die culinarischen Genüsse durch allerhand Töne Ausdruck, welche im Abendlande bei Tische niemals, und auch sonst nur in grosser Einsamkeit gestattet sind. Dem Bankett pflegen gewöhnlich Vorstellungen von Seiltänzern, Taschenspielern und Tänzerinnen zu folgen, was dem Gastgeber keine grossen Auslagen verursacht. Die Damen des koreanischen Ballets sind nämlich verpflichtet, auf Befehl der hohen Autoritäten die Gäste derselben ohne Entschädigung zu amüsiren.

Die Europäer erfreuen sich in Söul unter gewöhnlichen Verhältnissen geradezu absoluter Sicherheit. Die Häuser bleiben auch zur Nachtzeit, oder bei Abwesenheit der Inwohner offen, niemand denkt auch nur daran, sie zu sperren.

Die Missionäre, im ganzen etwa 35, bilden eigene Coterien für sich und sind niemals im Club und selten in den Gesellschaften zu sehen, ein auffälliger Umstand, wenn man die Kleinheit der kaukasischen Colonie in Söul in Betracht zieht. Sie erfreuen sich wie in ganz Ostasien so auch hier keiner Beliebtheit, und die Erfolge ihres Missionsberufs sind äusserst gering. Eine rühmenswerthe Ausnahme bilden wie überall die katholischen Missionäre, vor allem der Bischof von Korea, Mgr. Mutel. Die Missionäre gehören allen erdenklichen christlichen Religionen an, und die Koreaner haben also grosse Auswahl, nur die Gelegenheit Israeliten zu werden fehlt ihnen, denn es giebt keine israelitischen Missionäre in Ostasien, und in ganz Korea überhaupt keinen Israeliten. In China dagegen ist eine kleine israelitische Colonie vorhanden, deren Mitglieder die chinesische Tracht, selbst den langen Zopf angenommen haben.

Im Sommer 1894 berichtete der Pariser Correspondent der Londoner „Times",

dass von der Bevölkerung Koreas über ein Viertel der christlichen Religion angehöre! Nach dieser Quelle wären auf der Halbinsel 600000 Katholiken und 700000 Protestanten! Es erscheint geradezu unglaublich, dass sich das sonst so wohlunterrichtete und angesehene Weltblatt in solcher Weise irre führen lässt! Nach den Aufschlüssen, welche ich in dem katholischen Missionshause in Söul vom Bischof Mutel selbst erhielt, beläuft sich die Gesammtzahl der Katholiken in diesem Jahre auf ca. 25000, davon in der Hauptstadt 6207. Der in Söul residirende geachtete anglikanische Bischof Corfe gab mir die Zahl seiner christlichen Gemeinde auf mehrere Hunderte an, und die amerikanischen Missionen könnten ihre wirklich zum Christenthum bekehrten Schäflein nach den Fingern abzählen! Statt der anderthalb Millionen Christen, von welchen die Londoner „Times" berichtet, giebt es in Korea alles zusammengenommen noch keine 30000.

Obschon es in Chemulpo keine diplomatischen Corps giebt, haben die Handvoll Europäer (darunter drei Deutsche) doch auch ihren eigenen Club, ein viel stattlicheres und schöner gelegenes Gebäude als jenes von Söul. Dafür ist das gesellschaftliche Leben unter ihnen nicht so ansprechend wie in der Hauptstadt. Die wenigen in Fusan residirenden Europäer, zwei Engländer, zwei Dänen und ein Deutscher, sind durchwegs Beamte des Zollamtes.

Wie in Shanghai, Kanton, Tientsin u. s. w. so wird auch in Chemulpo die „Fremdenconcession", d. h. der den Fremden zugewiesene Stadttheil von einem „Municipalrath" verwaltet, dessen Vorsitzender augenblicklich der Konsul ist. Das Leben der Europäer in der Hauptstadt wie in den Vertragshäfen ist durchaus kein unangenehmes und dabei absolut sicher. Selbst auf Reisen im Inlande hat man zu gewöhnlichen Zeiten nichts zu befürchten, und nur die Missionäre sind zuweilen Gefahren ausgesetzt, ohne dass es in den letzten zehn Jahren zu blutigen Zwischenfällen gekommen wäre. Die Verhältnisse haben sich in Korea also entschieden zum Bessern gewendet, ein überraschender Fortschritt, wenn man bedenkt, dass der augenblicklich wieder regierende Tai-won-Kun, der Vater des Königs, vor etwas mehr als zwanzig Jahren über zehntausend Christen in der grausamsten Weise martern, hinrichten und zerstückeln liess! Die Geschichte der katholischen Missionen in Korea steht an Heroismus, an Opferwilligkeit und Selbstverleugnung der Missionäre wie an Standhaftigkeit der zum Christenthum Bekehrten in den letzten Jahrhunderten ohne Beispiel da!

Viel zahlreicher als die Europäer sind in Korea die Japaner und Chinesen. Von den letzteren leben oder lebten bis zum Einmarsch der Japaner in Chemulpo allein 737, in Söul 1257, in Fusan und Wönsan 211, zusammen 2204. An Japanern sind in Korea 9204 ansässig, und zwar wohnen in Chemulpo 2650, in Wönsan 767 und in Fusan 4983, der Rest entfällt auf Söul. In allen diesen Städten haben sie ihre eigenen genau abgegrenzten Stadtviertel, welche unter der Verwaltung der japanischen Konsulate stehen, und der Aussenhandel Koreas liegt zu vier Fünfteln in ihren Händen.

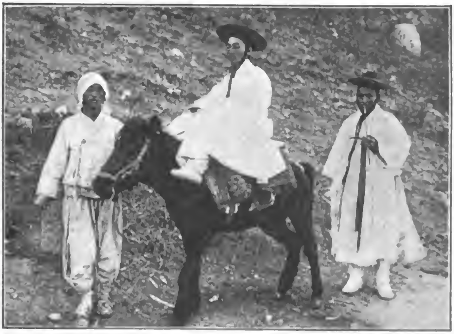
XXVI.

Ein Ritt nach Chemulpo.

Gerne hätte ich noch die Reise nordwärts an den Tumenfluss unternommen, allein schon Ende Juli 1894 vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Chinesen und Japanern waren die Strassen von den beiderseitigen Truppenmassen besetzt, die wenigen schlechten „Gasthöfe" der koreanischen Dörfer wimmelten von Soldaten, mehrere Provinzen waren im vollen Aufruhr, und von allen Seiten wurde ich gewarnt, die Inlandreise nicht zu unternehmen. Dazu wurde mir für die letztere der Reisepass und damit auch die militärische Bedeckung verweigert mit der Begründung, dass man für meine Sicherheit nicht mehr einstehen könnte. Die einzigen Dampfer, welche eine regelmässige Verbindung mit Korea aufrecht erhalten, jene der japanischen Yusen Kaisha, waren in den Dienst der Invasionsarmee gestellt worden und benützte ich nicht das letzte Schiff der regelmässigen Fahrt, wer konnte wissen, wie lange die durch die Kriegsereignisse bestimmten Umstände mich in dem Lande der Morgenstille festgehalten hätten? Dazu machte die chinesische Flotte jetzt schon auf die japanische Flagge Jagd. Es wäre gewiss ein recht interessantes Abenteuer geworden, als chinesischer Kriegsgefangener irgendwo nach Chefoo oder Tientsin gebracht zu werden, dort in den Gefängnissen zu schmachten, oder gar den Kopf zu verlieren! Aber ich habe nur einen, und dieser war mir lieber, als das interessante Abenteuer. Auch kam ich ja gerade von China und hatte das was ich sehen wollte schon gesehen, während mir auf der anderen Seite die herrlichen Sommerfrischen Japans, Myonoshita und Nikko winkten. So beschloss ich denn, die Ausflüge, die ich von der Hauptstadt Korea's aus ins Land unternommen hatte, nicht noch weiter auszudehnen, sondern den nächsten Dampfer von Chemulpo nach Fusan zu benützen und von Fusan nach Shimonoseki in Japan zu reisen.

Mehrere Europäer wollten dieselbe Fahrt unternehmen, vor allem der liebenswürdige allgemein geachtete anglikanische Bischof von Korea, Mr. Corfe, der gleichzeitig die Stellung eines Ehrencaplans bei S. H. dem Herzog von Sachsen-

Coburg und Gotha bekleidet; ferner sein vortrefflicher Adlatus, Mr. Trollope, ein hochgebildeter Priester, der erst vor wenigen Jahren die Universität Oxford verlassen hatte, um sich in dem fernen Ostasien dem gefahrvollen Missionär-Beruf zu weihen. Mehrere katholische Schwestern der Mission in Söul und last not least, Herr A. Michie, der Correspondent der „London Times.“ Bei einem festlichen Abschiedsmahle im Hause des Zolldirectors Mc Leavey Brown, dem auch eine Anzahl Herren von den Gesandtschaften beiwohnten, kam die Rede auf die Rückreise nach Chemulpo. Michie wollte um Mitternacht aufbrechen, um den am nächsten Morgen von Riung San nach Chemulpo abgehenden Dampfer noch zu erreichen; nun werden aber die Stadtthore von Söul, wie früher erwähnt, bei Sonnen-



Auf der Reise.

untergang gesperrt, und wer die Stadt zur Nachtzeit verlassen will, muss die über fünfzehn Meter hohen Mauern überklettern. Ebenso müssen Gepäck und Tragstühle über die Mauern befördert werden, bei Neumond ein recht gefährliches Unternehmen, das Michie auch mit einer schmerzlichen Fussverletzung, die er sich durch Abstürzen von der Mauer zuzog, bezahlen musste. Die Dampferreise hatte ich doch schon gemacht. Der Landweg quer durch die von den Japanern besetzte Provinz nach Chemulpo versprach interessanter zu werden. So vertraute ich mein Gepäck koreanischen Trägern an, und ritt bei Tagesanbruch auf einem katzenartigen Gaul durch das Westthor heraus. Adieu Söul! Voraussichtlich auf Nimmerwiedersehn!

Nach einer Stunde war Mapu, ein grosses an den steilen Ufern des Hanflusses gelegenes Dorf erreicht, und mein Treiber — kein Reiter in Korea ist

ohne eine solchen — brachte meinen Gaul auf das Fährboot, auf welchem wir den ungemein reissenden Fluss übersetzten. Die Bootsleute mussten etwa eine Viertelmeile stromaufwärts rudern, um bei der herrschenden Strömung den jenseitigen Landungsplatz zu erreichen. Drüben mussten wir unseren Weg durch einen Hochzeitszug bahnen; eine reich geputzte Braut, das Gesicht weiss beschmiert und die Augen zugeklebt, wurde von ihren Verwandten eben in das Haus des Bräutigams geführt. Mit der grössten Ungenirtheit wurde die Gesellschaft von einer Anzahl Badender begafft, erwachsene Männer, welchen das Vorhandensein von Feigenbäumen in Korea in sehr augenscheinlicher Weise unbekannt war. Wie könnte man auch bei den unwissenden Koreanern solche botanische Kenntnisse erwarten? — Durch fusstiefen Flusssand ging es nun etwa eine halbe Meile weiter zu einem zweiten, etwa metertiefen Flussarm, den ich auf meinem winzigen Pferdchen durchreiten musste, nicht ohne dabei ein Fussbad zu nehmen. Jenseits war auf etwa eine Meile von einem Wege keine Spur zu sehen — nichts als Gerölle und Sand, bis wir endlich tief ausgetretene, nach Westen führende Pfade erreichten. Und das war die verkehrsreichste Hauptstrasse des Königreichs. Erst am späten Vormittag gelangten wir nach dem einzigen Dorfe auf der dreissig Meilen langen Strecke zwischen Söul und Chemulpo, Pu-pjöng, das von den Japanern besetzt war. In der einzigen Herberge des Dorfes wurde Halt gemacht, um den Gaul füttern zu lassen, und ich besah mir in der Zwischenzeit die „Hotel-Einrichtungen," die übrigens im ganzen Lande ziemlich dieselben sind. Es ist wohl hier am Platze, etwas über das Reisen in Korea im Allgemeinen zu sagen.

Was der Reisende hier, wie übrigens auch in vielen anderen Ländern am nothwendigsten braucht, ist — Geduld. In einem Lande, wo die Zeit nicht wie bei uns nach Secunden und Minuten, sondern nach halben Stunden berechnet wird, wo eine Stunde zwei der unsrigen gleich kommt, und wo der Müssiggang die verbreitetste Beschäftigung ist, in einem solchen Lande muss man die Uhr und mit ihr die Ungeduld zu Hause lassen. Dafür muss man einen verlässlichen koreanischen Diener, ein Maulthier für sich selbst, und ein zweites für das nöthige Kupfergeld mitnehmen. Maulthiere oder Esel sind das Bequemste, um nicht zu sagen einzige Beförderungsmittel. Wagen sind in Korea unbekannt; für Fahrräder sind die Wege zu elend, obzwar einmal die Reise von Söul nach Pyeng-yang, etwa 250 Kilometer nördlich von der Hauptstadt doch schon auf einem Velociped unternommen worden ist. Und sich in den koreanischen Tragstühlen durchbeuteln zu lassen, fällt den wenigsten Menschen ein, zumal diese Art des Reisens sehr kostspielig ist. Es müssen doch vier bis sechs Träger mitgenommen werden und diese sind nicht so billig wie die Neger in Afrika, 2000 Cash für jeden Mann lassen die täglichen Reisekosten dann doch auf eine ganz respectable Summe anschwellen. Die Beamten und Mandarine dagegen benützen fast ausschliesslich Tragstühle, denn die Träger, Absteigquartiere und Lebensmittel müssen ihnen von den Bewohnern der verschiedenen Ortschaften die sie berühren, frei geliefert werden.

So bleibt wie gesagt nur das Maulthier, aber nicht etwa gesattelt. Das würde bei Reisen, welche mehrere Tage in Anspruch nehmen, das Mitführen eines zweiten Maulthieres für das Gepäck nöthig machen und die Reisekosten beträchtlich erhöhen. Deshalb theilen die Reisenden ihr Gepäck in zwei gleich schwere Ballen, und hängen sie auf die Seiten des Maulthiers; darüber werden ein paar Decken gelegt, und auf diesen sitzt der Reiter. Der Sitz ist freilich etwas hoch, auch ein bischen gefährlich, denn man hat keinen rechten Halt, ausser man klammert sich mit den Beinen an den Hals des Thieres, aber — man hat ein Maulthier erspart! Ein derartiges Packthier nebst dem zugehörigen Treiber (mapu) kostet durchschnittlich 3 bis 4000 Cash. Ich habe auf den koreanischen Landstrassen fast nur solche Reisende gesehen; Männer und Frauen, Kaufleute und niedere Edelleute; ja, während ich in Pu-pjöng meinen Morgenimbiss einnahm, kamen sogar die beiden Hospitalschwestern aus Söul in dieser Weise herangeritten; ihre Reisetaschen, Decken und Köfferchen hingen zu beiden Seiten der Esel, und frei oben thronten die beiden Damen rittlings auf dem umfangreichen Gepäck, die Beine nothwendigerweise weit ausgestreckt! Zuweilen war ich Kaufleuten begegnet, die so viele Waaren auf die armen Thiere geladen hatten, dass nur die vier einherzottelnden Beinchen sichtbar waren; dazu vorne der Kopf, hinten der Schwanz und die Kaufleute, diese Unmenschen, sassen oben darauf. Arme Thiere! Wie sehr hätte ich in manchen Fällen gewünscht, die beiden Rollen vertauschen, und das Eselchen mitsammt dem Gepäck den ausgemästeten Reitern auf ihre Rücken laden zu können.

Die mapui (Maulthiertreiber) erhalten entweder eine bestimmte Summe für je zehn Li (ein Li = 4 km) und die Nahrung, oder man vereinbart mit ihnen einen Betrag für die ganze zurückzulegende Strecke und zahlt ihnen die Hälfte voraus. Dies ist jedenfalls die vortheilhaftere Art in jeder Hinsicht. Eine fast ebenso wichtige Frage wie die Reiseart ist das Reisegeld. Bei der in Korea fast ausschliesslich gangbaren Münze, dem Cash, müsste man bei grösseren Reisen einige Maulthiere mit Geldrollen beladen mitführen, was die Reisen ungemein vertheuern würde. Glücklicherweise giebt es doch einige grössere Handelsstädte, in welchen der chinesische Shoë (ein Silberbarren im Werth von etwa 75 mexikanischen Dollars) gegen koreanische Cash umgewechselt wird, d. h. man erhält dafür ca. 240000 Cash (!), kleinere Shoës als solche von 75 $ werden nicht angenommen. Es ist also das Beste, mehrere derartige Silberbarren und daneben für den Bedarf mehrerer Tage 20 bis 30000 Cash mit sich zu führen. Immerhin sind das Verhältnisse, von denen man sich zu Hause nichts träumen lässt. In Mexiko und dem westlichen Südamerika musste ich allerdings auch schwere Geldrollen mitführen, aber sie waren doch wenigstens Silber. In China ging es mir schon schlimmer, denn auch dort war mein Reisegepäck mit gewaltigen Rollen von Kupfermünzen beschwert, doch giebt es wenigstens Anweisungen an Banquiers in verschiedenen Städten. Aber in Korea sind Bankhäuser noch unbekannt. Für officielle Reisende, Mandarine und Beamte ersetzen die Magistrate der einzelnen Ortschaften die Banquiers. Diese

müssen einfach die von den Mandarinen geforderten Summen aus ihrer eigenen Kasse hergeben oder beim Volke auftreiben. Auch den reisenden Europäern kann durch Vermittlung der Diplomaten ein Koan-tscha, d. h. ein Creditbrief an die Provinz-Mandarine ausgestellt werden. Aber wenn diese Herren kein Geld haben, so müssen sie es für den reisenden Europäer, der ihnen den Koan-tscha vorweist, von den Orts-Einwohnern erpressen, was zu Unruhen und Gefahren führen könnte. In so heikligen Zeiten, wie gegenwärtig, behält man den Koan-tscha also lieber in der Tasche und nimmt Baargeld mit. Leuten, die gut und in Baar bezahlen, kommt man auch in Korea freundlich schmunzelnd entgegen.

Am schlimmsten ist es mit der Unterkunft bestellt. Lebensmittel kann man sich ja in Blechbüchsen eingemacht mitnehmen, aber leider kein Hôtel. Diese spotten in Korea der Beschreibung. Die „Schlafzimmer", d. h. dunkle niedrige Räume, mit geheiztem Steinfussboden, stossen gewöhnlich unmittelbar an die Stallungen, und die Menge von Ungeziefer verschiedener Art und Grösse, welche sich in den Schlafzimmern herumtreiben, scheinen es mit wahrer Wollust auf das Blut der Europäer abgesehen zu haben. Sie wissen doch, dass sie selbst bei einem Massenangriff ihr Leben aufs Spiel setzen, aber diese abgefeimten Feinschmecker stürzen sich dennoch todesmuthig auf ihre Opfer. Für sie sind wir die reinen Rebhühner. Den einzigen Schutz gewährt das vortreffliche koreanische Insectenpulver, Buhatsch genannt. Ich nahm mir davon auch nach Japan mit, dieses Paradies der Flöhe. Doch ich kannte die japanischen Flöhe noch nicht, trotz mehrmonatlicher sehr intimer Bekanntschaft mit ihnen. Geradeso wie ihre Herren, sind auch sie den Koreanern weit „über". Sie bissen und saugten trotz Buhatsch mit so viel Appetit, dass ich sie fürs Leben nicht in ihrer angenehmen Unterhaltung gestört hätte. Und waren sie voll, dann setzten sie sich auch noch in das weiche Buhatsch und verdauten.

Von Decken, Betten, Matratzen u. dergl. ist natürlich in den koreanischen Spelunken keine Rede, und selbst wären dergleichen Insecten-Depôts vorhanden, so würde man sie selbstverständlich nicht benützen. Deshalb nimmt man in der Regel eine faltbare Matratze und ein oder zwei Decken mit, welche gleichzeitig einen weichen Sattelsitz bilden. Mit den koreanischen Lebensmitteln kann man sich eher zurecht finden, falls die europäischen Lebensmittel in Büchsen ausgehen sollten. In jedem „Hôtel" erhält man vortrefflichen Reis, Bohnen, Eier, Hühner, Kimtschi (das koreanische Sauerkraut), Fische und Seetang, dazu das Nationalgericht Kuksju, d. h. Maccaroni aus Buchweizen. Nur bedarf es in der Regel einer guten Stunde, bevor die Dinge zubereitet sind. — Nach einstündiger Rast in Pu-pjöng ritt ich bei heissem Sonnenbrand weiter, durch wunderhübsche fruchtbare Gegenden, mit Reisfeldern und Obstgärten; die Höhen stellenweise mit Fichtenwald bedeckt, zwischen denen kleine Gruppen von Lehmhütten lagen. Japanische Kavallerie hatte den Weg besetzt; Patrouillen zogen alle zwei- bis dreihundert Schritt an mir vorüber, ohne sich indessen um mich zu bekümmern; dafür hielten sie auf die Berge gegen Süden scharfe Wache, denn dort, bei Asan standen die Chinesen, die

jeden Augenblick auf dieser Strasse hätten erscheinen können. Jene waren indessen sehr froh, dass man sie in Frieden liess. Manche Strecken schienen einstiger Seeboden zu sein, aus welchem einzelne isolirte Höhen wie Inseln emporragten; sollte hier eine Hebung erfolgt sein? In Chemulpo, wo ich mich später erkundigte, erfuhr ich, dass seit Menschengedenken ein Heben oder Senken der Meeresküste nicht wahrnehmbar gewesen sei. Eine diesbezügliche Beobachtung ist dort der sehr flachen Ufer wegen leicht.

Gegen Mittag, etwa zehn Meilen östlich von Chemulpo hatten wir einen ungemein steilen Höhenzug zu übersteigen. Wie auf diesem Wege die japanischen Geschütze vom Hafen nach der Hauptstadt befördert werden konnten, war mir unerklärlich. Die Anlage von Serpentinen bei derartigen Bergstrassen scheint den Koreanern unbekannt zu sein. Der Weg führte direct den steilen etwa 300 Meter hohen Pass empor, und ebenso direct auf der anderen Seite wieder herunter. Gegen drei Uhr Nachmittag sahen wir endlich von der staubigen, sonnigen Strasse die inselreiche Bucht und den Hafen Chemulpos. Eine halbe Stunde später war die Stadt erreicht. Auf der Rhede lag der Dampfer, der mich wieder über Fusan nach Japan zurückbringen sollte.

XXVII.

Die acht Provinzen.

Die einzigen Kenntnisse, die wir über das Innere Korea's besitzen, verdanken wir fast ausschliesslich den katholischen Missionären, denn bisher sind weder Reisende noch Handelsleute in Korea weiter gedrungen als in die Umgebung der Küstenstädte. Die einzigen Reisen, welche von nichtgeistlichen Europäern ausgeführt wurden, waren jene von Söul quer durch Korea nach dem an der Ostküste gelegenen Hafenorte Wönsan, nach Fusan im Süden und endlich nach den an der russischen Grenze gelegenen weissen Bergen, der Wasserscheide zwischen den beiden koreanischen Grenzflüssen, dem in's gelbe Meer fliessenden Yalu und dem Tumen, der sich in das japanische Meer ergiesst.

Korea ist ein gebirgiges Land. Eine grosse Bergkette, von der Mandschurei ausgehend, durchzieht, die Ostküste Korea's entlang laufend, die ganze Halbinsel von Nord nach Süd, und ihre vielen Ausläufer bedecken einen grossen Theil des Landes. Aber auch in den anderen Gebieten erheben sich überall grüne Hügel, mit Fichtenwaldungen bedeckte Berge oder nackte, starre Felsen, die bei Reisen überstiegen werden müssen, um aus einer Thalniederung in die andere zu gelangen.

„Steht man auf dem Gipfel eines Berges," so schreibt ein Missionär, „so gewahrt man nach allen Richtungen Tausende von steilen Felsnadeln, von abgerundeten Kuppen, von unersteigbaren Felsmauern und in weiterer Entfernung an der Grenze des Horizonts andere noch höhere Berge. Das gilt nahezu für das ganze Land." Die einzige Ausnahme bildet ein gegen die Westküste ziehender District, die Hochebene von Nai-po. Allein auch diese hat ihre Erhebungen, nur sind dieselben nicht so hoch und so zahlreich wie in den anderen Landestheilen. „Nichts kann trauriger sein als diese grosse Lava-Ebene," sagt Capitän Goold-Adams. „Auf Meilen und Meilen ist nichts zu sehen als buschiges, hartes Gras, stellenweise von kleinen konischen Hügeln unterbrochen, die steil aus der Ebene bis zu einer Höhe von etwa 80 Metern emporsteigen. Auf allen Seiten wird dieses Plateau von Bergen

umschlossen. Nirgends ist eine menschliche Wohnung zu sehen. Zwei Tage lang dauerte unser Ritt durch die Einöde, bis wir endlich Nam-san erreichten, wo zum ersten Male kein geeignetes Plätzchen gefunden werden konnte, um unsere Zelte aufzuschlagen, und wir waren deshalb bemüssigt, zu einer koreanischen Herberge Zuflucht zu nehmen, was keineswegs angenehm war. Die Menge kriechender Thiere aller Art war einfach unglaublich, und die Nähe der Stallungen, welche in Korea stets mit unter demselben Dache sind, schien diese Besucher anzuziehen. Es kommt häufig vor, dass Schlafgemach, Küche und Stall zusammen in einem Raume sind."

Der östliche Abfall der koreanischen Hauptkette ist sehr steil, und die hohen, felsigen Küsten haben nur wenige Buchten oder Häfen. Der westliche Abfall ist viel sanfter und umfasst über drei Viertel des ganzen Areals von Korea, das sich mit Einschluss der Inseln auf ca. 219000 □Kilometer beläuft, also beiläufig dem Areale Grossbritanniens gleichkommt. Auf der Westseite befinden sich eine grosse Zahl von wasserreichen Flüssen, von denen mehrere auf 50 bis 80 Kilometer landeinwärts schiffbar sind; die Küsten sind stark entwickelt, mit ungemein zahlreichen vorgelagerten Inseln und vielen guten Häfen. Der östliche Abfall des Gebirges ist viel reicher bewaldet als der westliche, und von der See aus gesehen, zeigt sich längs der ganzen Küste ein einziger Wald, der von der Mündung des Tumen bis an die Broughton-Strasse reicht. Auch die klimatischen Unterschiede zwischen der Ost- und Westseite des Gebirges sind sehr bedeutend. Viele der höchsten Gipfel sind bis in den Hochsommer mit Schnee bedeckt.

Verglichen mit den auf denselben Breitengraden gelegenen europäischen Ländern, sind die koreanischen Winter viel kälter, die koreanischen Sommer viel heisser. Der nördliche Grenzfluss gegen Sibirien, der Tumen, ist während fünf Monaten im Jahre gefroren, und der Hanfluss bei Söul während zwei bis drei Monaten. Selbst in den südlichen, in der gleichen Höhe wie Palästina und Tunis gelegenen Provinzen bedeckt während des Winters tiefer Schnee die Berge, obschon er in den Thälern selten länger als einen Tag liegen bleibt. Die tiefste von den katholischen Missionären beobachtete Temperatur an der Südspitze Korea's war 8° F. und am 37. Breitengrad 15° F. Die angenehmsten Jahreszeiten sind Frühling und Herbst. Die Sommer zeichnen sich durch grosse Hitze und starken Regenfall aus. Stürme treten am häufigsten Ende September auf. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt nach Fahrenheits Scala in Söul 54,9°, Chemulpo 54,4°, Wönsan 53,7°, Fusan 59,9°. Die durchschnittliche Sommertemperatur (Juni, Juli, August, September) in derselben Reihenfolge 75,6°, 73,9°, 73,2° und 75,1°. Die durchschnittliche Wintertemperatur (December, Januar, Februar, März) 33,1°, 34,3°, 33,5°, 44,5°. Im Sommer 1892 war die höchste Temperatur in Söul 97,3°. Der heisseste Monat des Jahres ist in Söul der August, mit einem durchschnittlichen Maximum von 88,8° und einem durchschnittlichen Minimum von 72,4°. Der jährliche Regenfall erreicht in Söul 36,03 Zoll, in Chemulpo 31,00, in Wönsan 41,76 und in Fusan 48,68 Zoll. Der durchschnittliche Regenfall während der vorgenannten vier Sommermonate beträgt in Söul 21,86, in Chemulpo 17,63, in Wönsan 27,34, in

Fusan 19,73 Zoll. Der stärkste Regenfall des Jahres 1892 trat in Söul vom 7. Juli 10 Uhr Abends bis 9. Juli Morgens ein, während welcher Zeit er 10,47 Zoll erreichte. *)

Die politische Eintheilung Korea's in 8 Provinzen oder „do" rührt von dem ersten Könige der gegenwärtig noch regierenden Dynastie her. Beginnend im äussersten Nordost und der Westküste gegen Süden und dann zurück nach Nordosten folgend, sind diese Provinzen die folgenden:

Koreanische Namen:		In deutscher Uebersetzung:
1. Ham-gjöng-do	=	Vollkommener Spiegel.
2. Kang-wön-do	=	Fluss-Wiesen-Provinz.
3. Kjöng-sang-do	=	Ehrfurchtsvoller Glückwunsch.
4. Tschöl-la-do	=	Vollkommenes Netzwerk.
5. Tschung-tschong-do	=	Erhabene Fürstentreue.
6. Kjöng-kwi-do	=	Hauptstädtische Provinz.
7. Hwang-hai-do	=	Gelbes Meer-Provinz.
8. Pjöng-an-do	=	Ruhe und Frieden.

Die erste der genannten Provinzen gelangt in dem Kapitel über Wönsan zur Besprechung. Die zweite, Kang-wön-do ist wohl die gebirgigste des ganzen Landes und hat die spärlichste Bevölkerung. Nach den Angaben der Regierung enthält sie nur 9300 Häuser und 44000 waffenfähige Männer. (In Korea werden bei Volkszählungen nicht die Menschen, sondern die Häuser gezählt). Der am dichtesten besiedelte Theil ist der westliche, wo auch die Hauptstadt Wöntschin liegt. Eigenthümlich und bezeichnend für die religiösen Vorstellungen der Koreaner sind die Benennungen der Berge, z. B. „der gelbe Drache", „fliegende Phönix", „verborgene Drache" etc. Als „schneeige Flüsse" bezeichnen die Koreaner die durch zahlreiche Katarakte unterbrochenenen Wasserläufe dieser Provinz. Anderthalb Grade östlich der Küste liegt die gebirgige Dagelet-Insel, von den Koreanern Ulon-to, von den Japanern Matsu-schima oder Fichteninsel genannt, wegen der grossen Waldungen, welche die Insel bedecken. Die Bevölkerung besteht aus einigen hundert Koreanern. Das Volk von Kang-wön wird als intelligent und fleissig geschildert, „mit weniger Thatkraft als ihre südlichen Nachbarn, und ebenso händelsüchtig und eigenwillig, wie ihre nördlichen Nachbarn". Die Frauen dieser Provinz sollen die schönsten des Landes sein, und schon in alten Zeiten wurden die Harems der Kaiser von Chinas von hier aus versorgt.

Kjöng-sang-do, das ganze Stromgebiet des Nak-tong-Flusses umfassend, ist die bevölkertste und fruchtbarste Provinz Korea's. Die Nähe Japans, die zahlreichen Invasionen der Japaner und der lebhafte Verkehr mit diesen zeigt sich deutlich in

*) Diese Angaben verdanke ich den Mittheilungen des gelehrten russischen Geschäftsträgers in Söul, Herrn K. J. Waeber, der dieselben in einer kleinen Broschüre veröffentlicht hat. Generalkonsul Waeber hat kürzlich im Verlag von L. Friedrichsen in Hamburg eine vorzügliche Karte von Nordostchina, einschliesslich Korea veröffentlicht, wohl die genaueste, welche bisher gezeichnet wurde.

der Sprache, den Benehmen und dem localen Gebräuchen der Bevölkerung. Ein japanischer Schriftsteller schildert sie einfacher und weniger verdorben als jene der nördlichen Provinzen; Luxus und Wohlleben sind nicht bekannt, und die kleinen Farmen vererben sich von Vater auf Sohn, seit vielen Generationen im Besitz derselben Familie. Frauen der höheren Stände sind hier nicht so strenge abgeschlossen gehalten wie im Norden, und verkehren in den Strassen der Städte, nur von einer Dienerin begleitet. Der Buddhismus hat hier seine eifrigsten Anhänger. Kjöng-tschju, die alte Hauptstadt am Schinra, war der Mittelpunkt der buddhistischen



Koreanische Familie.

Propaganda in Korea, und obschon 1597 von den Japanern niedergebrannt, ist der Einfluss noch immer vorhanden. Die Provinz ist überhaupt der Sitz der ältesten Civilisation in Korea. Die Wege und Strassen sind besser gehalten, die von der Regierung unterhaltenen Relais für Reisende zahlreicher als in den anderen Provinzen. Zwei hohe Mandarine verwalten die beiden Hauptkreise der Provinz, den „rechten“ und den „linken“, die beliebteste administrative Eintheilung der Koreaner nicht nur was Landdistrikte, sondern auch Militär und Behörden betrifft. Kjöng-sang ist auch das Hauptquartier der „Admirale“ des „Sam-nam“, d. h. der drei südlichen Provinzen. Sie gehören zu den höchsten Würdenträgern des Königreichs.

Tschöl-la-do ist die südlichste und wärmste Provinz Korea's, reich an den verschiedenartigsten Bodenproducten, hauptsächlich an Reis und Südfrüchten. Die ältesten Reisebeschreibungen erwähnen das Vorhandensein in Tschöl-la von Alligatoren und Affen. Entweder sind diese Thiere ausgestorben oder waren überhaupt niemals in Korea, denn nach allen Berichten der Missionäre, die besonders in Tschöl-la ein wirksames Feld ihrer Thätigkeit fanden, wurden auch nicht die geringsten Spuren von solchen Thieren in Korea angetroffen. — Tschung-tschong wird als die Kornkammer des Landes angesehen, und selbst in schlechten Jahren findet eine beträchtliche Reisausfuhr nach dem Auslande statt. — Kjöng-kwi, die hauptstädtische Provinz, ist die kleinste, aber in politischer und administrativer Hinsicht die wichtigste. Vier, nach koreanischen Begriffen starke Festungen schützen die Hauptstadt, Su-wen im Süden, Kwang-tschiu gegen Südosten, beide auf den von Fusan nach der Hauptstadt führenden Strassen, welche die Japaner bei früheren Invasionen trotz der Festungen in ihren Besitz bekamen; dann Kaiseng (oder Sunto) im Norden, und Kang-wah, als Schutz des Flussweges nach Söul, im Westen. Auf den Wällen aller dieser Festungen wurden bereits mehrmals die Flaggen der Chinesen und der Japaner aufgepflanzt. Die wichtigste Stadt ist Kai-seng, eine der ersten, wenn nicht gar die erste Handelsstadt des Königreichs, und von 960 bis 1392 die Hauptstadt und Residenz des Königs. — Mehr noch als Kjöng-kwi war die Provinz Hwang-hai der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe und Schlachten, denn die östlichsten Theile der chinesischen Provinz Shantung sind nur achtzig engl. Meilen von dieser weit in das gelbe Meer vorspringenden koreanischen Provinz entfernt, und gar häufig waren in früheren Jahrhunderten die Einfälle der Chinesen, dann aber auch der Mongolen und Mandschuren. Damals war Hwang-hai wegen seiner zahlreichen und grossen Perlen weit berühmt. Heute hat die Perlenfischerei sehr nachgelassen. Einer alten koreanischen Sitte nach werden den Verstorbenen von ihren Hinterbliebenen, wenn sie es erschwingen können, drei Perlen in den Mund gesteckt, was die Verwesung verhindern soll. Daraus entstand wohl auch der weitverbreitete Glaube, dass die Gräber der koreanischen Reichen grosse Schätze enthalten. Die Bevölkerung von Hwang-hai wird von den Bewohnern Söuls als engherzig, beschränkt, habsüchtig und unzuverlässig geschildert. Sie gehören in der That einem anderen Stamme an, denn sie sind Abkömmlinge der Mahan, die in den Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung diese Halbinsel besetzten. Dasselbe kann von den Bewohnern Pjöng-ans, der nordwestlichsten Provinz, gesagt werden. Pjöng-an ist berühmt wegen seines grossen Reichthums an Metallen, hauptsächlich Gold und Silber, allein den Eingeborenen ist die Ausbeutung der Minen gesetzlich verboten.

Nächst dem, die Grenze gegen China bildenden Yalufluss steht der gleichfalls eine Strecke aufwärts schiffbare Ta-tong oder Pingan. Etwa fünfzig engl. Meilen oberhalb seiner Mündung liegt die in dem jüngsten Kriege zwischen China und Japan vielgenannte Stadt Pjöng-jang, (japanisch Pingan), von vorchristlicher Zeit bis in das zehnte Jahrhundert nach Christi die Hauptstadt und Königsresidenz. Die Schlacht im Herbst 1894 war nicht die erste. In der Umgebung wurden viele

Kämpfe zwischen den einzelnen Völkern, die hier zusammentrafen, ausgefochten, und hier war es auch, wo im Jahre 1866 die Bemannung des amerikanischen Schooners „General Sherman“ ermordet wurde. Längs der ganzen Küste von Pjöng-an wird viel Schmuggel getrieben. Die nachstehende Tabelle gewährt eine kleine Uebersicht über die koreanischen Provinzen, doch stammen die darin enthaltenen Zahlen aus koreanischen officiellen Quellen, und sind deshalb keineswegs zuverlässig.

Provinz	Hauptstadt	Zahl der Kreise	Zahl der Städte	Zahl der Häuser	Waffenfähige Männer	Beiläufige Gesammtbevölkerung
1. Ham-gjöng	Ham-whang	?	15	103 200	87 170	550 000
2. Kang-wön	Wön-tschju	43	?	93 000	44 000	420 000
3. Kjöng-sang	Tai-ku	71	31	421 500	310 440	2 000 000
4. Tschöl-la	Tschön-tschju	56	22	290 550	206 140	1 400 000
5. Tschung-tschong	Kong-tschju	?	10	244 080	139 201	1 200 000
6. Kjöng-kwi	Han-yang (Söul)	36	17	166 720	105 573	880 000
7. Hwang-hai	Hai-tschju	?	6	103 200	87 170	580 000
8. Pjöng-an	Pjöng-jang	?	?	293 400	174 538	1 200 000
				1 715 650	1 144 232	8 230 000

Auf den älteren Karten Ostasiens bildet nicht der Yalu-Fluss die Grenze zwischen China und Korea, sondern sie liegt um 60 bis 70 Kilometer weiter nordwestlich, und wird durch eine Palisadenmauer bezeichnet, die indessen nicht zu verwechseln ist mit einer noch weiter westlich an der Grenze der Mandschurei und des eigentlichen China verzeichneten zweiten Palisadenmauer. Diese letztere wurde vor Jahrhunderten von den Chinesen gegen die Mandschu und Mongolen errichtet, ist aber längst nicht mehr vorhanden. Nur spärliche Ueberreste stehen noch an manchen Stellen, und ihre Verzeichnung in den Karten sollte deshalb unterdrückt werden. Von grösserer Wichtigkeit ist die östliche Palisadenmauer. In der Karte, die dem Berichte des chinesischen Botschafters Koei-Ling über seine Reise nach Korea beigegeben ist, bildet diese Palisadenmauer noch die Grenze zwischen Korea und China. In den seit 1875 erschienenen Karten blieb die Palissadenmauer wohl angegeben, allein das zwischen ihr und dem Yalufluss liegende koreanische Gebiet wird als chinesisch bezeichnet. Doch sieht man darin weder Strassen, noch irgend welche Namen von Städten und Ortschaften. Was ist das Richtige? Vor drei Jahrhunderten hatten Mandschu und Koreaner durch Einfälle grosser Räuberbanden zu leiden, welche die Grenze überschreitend bald das eine, bald das andere Grenzgebiet plünderten und vernichteten. Korea kam nun mit China überein, an ihren Grenzen ein neutrales Gebiet zu schaffen, dessen östliche Grenze der Yalufluss, dessen westliche Grenze aber eben die Palisadenmauer bildete. Um dieses herrenlose Land zu schaffen, wurden vier Städte und zahlreiche Ortschaften zerstört, und ihrer Bevölkerung andere Wohnsitze jenseits des neutralen Gebietes angewiesen. Die Zollgrenze war jedoch nicht am Yalufluss, sondern

an der ungemein starken und festen Palisadenmauer, bei der wichtigen Stadt Föng-huang-tschang, wo sich das südlichste der acht Thore dieser künstlichen Grenze befand.



Koreaner aus dem Süden.

Dieses Thor passirten auch die koreanischen Gesandtschaften, die jährlich an den Hof von Peking abgesandt wurden, und ihre Ankuuft war gewöhnlich der Zeitpunkt für die Abhaltung grosser Märkte in Föng-huang-tschang, wo die Pro-

ducte Koreas mit jenen der Mandschurei ausgetauscht wurden. Den eigentlichen Zweck, die beiderseitigen Grenzländer zu sichern, erfüllte jedoch das herrenlose Gebiet keineswegs. Im Gegentheile! Es wurde zum Schlupfwinkel der chinesischen Gesetzflüchtlinge und mandschurischen Räuber, über deren Einfälle sich der König von Korea schliesslich im Jahre 1875 beim chinesischen Hofe beschwerte. Li-Hung-Tschang, der Vicekönig von Petschili, erhielt nun vom Tsung-li-Yamen in Peking den Auftrag, eine Truppenmacht zur Säuberung des Gebietes an die Grenze zu senden. Diese drang auf mehreren Kanonenbooten den schiffbaren Yalufluss aufwärts, fand aber in dem herrenlosen Lande nicht nur Räuber, sondern auch friedliche Ackerbauer, die sich im Laufe der Jahrhunderte hier angesiedelt hatten. Als Li-Hung-Tschang dies erfuhr, richtete er sofort eine Eingabe nach Peking, worin er vorschlug, das ganze gegen 100000 Quadratkilometer grosse Gebiet ganz unter das chinesische Scepter zu bringen. Man befolgte seinen Rath, der König von Korea war zu schwach, um sich dieser Entscheidung zu widersetzen, und die heutige Grenze zwischen China und Korea befindet sich thatsächlich am Yalufluss. Die auf den Landkarten bezeichnete Palisadenmauer aber liegt, wo sie überhaupt noch vorhanden ist, in Ruinen, und sollte nicht mehr verzeichnet werden.

Der Weg nach Peking und Mukden führt immer noch über Föng-huang-tschang, nur ist die Zollgrenze bei der koreanischen Stadt Ai-tschiu, welche nahe der Mündung des Yaluflusses auf einer mit festen Mauern umgebenen Anhöhe liegt. Der Fluss pflegt im Frühjahr und Herbst stark anzuschwellen und dann auch die beiden Inseln, die sich zwischen seinen drei Mündungen gebildet haben, zu bedecken.

XXVIII.

Industrien.

Die Koreaner waren einst in vielen Künsten viel weiter vorgeschritten als ihre Nachbarvölker, selbst die Japaner nicht ausgenommen. Schon im zwölften Jahrhundert war ihnen die Buchdruckerkunst bekannt; sie schnitten ganze Seiten auf Holzplatten und druckten sie mittelst Pressen. Von ihnen übernahmen die Japaner diese Kunst. Den Koreanern aber blieb es vorbehalten, sie noch weiter zu vervollkommnen. Heute noch ist ein Buch bekannt, das erwiesenermassen zwischen 1317 und 1324 in Korea gedruckt wurde, über ein Jahrhundert vor der Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa! Im Jahre 1420 wurden bereits Metalltypen in Formen gegossen. Koreanische Porzellan- und Fayence-Artikel waren schon im fünfzehnten Jahrhundert weit berühmt, und wurden noch bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts in grossen Mengen von den Japanern gekauft. Im Jahre 1597, nach Beendigung des furchtbaren Verheerungskrieges der Japaner in Korea, nahm der mächtige Daimio von Satsuma, Nabeshima, eine Anzahl koreanischer Töpfer mit sich nach seiner Hauptstadt auf die Insel Kiushiu, und diese waren die Begründer des grossen Ruhmes, dessen sich das „alte Satsuma" Porzellan heute mehr als je erfreut. Ebenso waren die Koreaner die Erfinder des aus Baumwolle erzeugten Papiers. Aber während die Japaner auf den erhaltenen Grundlagen weiter bauten, um endlich jene in vielen Gebieten vollkommene Industrie zu erreichen, für die sie heute berühmt sind, bleiben die Koreaner seit Jahrhunderten stehen, ja ihre vollständige Abgeschlossenheit von der Aussenwelt, die ungenügende Regierung und die systematische Bedrückung und Beraubung durch die Mandarine liessen sogar die schon vorhandenen Industrien wieder zurückgehen.

Dazu trug indessen auch der Zustand bei, dass der koreanische Landbewohner sich die nöthigsten Artikel für seine Kleidung und Haushaltung selbst anzufertigen pflegt. Den Sommer über wird auf den Feldern gearbeitet, und den Winter verbringen die koreanischen Familien mit der Arbeit im Hause; sie bessern ihre

Dächer und Zäune und Mauern aus; sie spinnen Flachs und Baumwolle; sie machen Seile, Matten, Töpfe, Körbe; ja sie ziehen mitunter auch eine Anzahl Seidenwürmer und bereiten Seide; auf selbstgemachten Webstühlen weben sie grobe aber feste Stoffe, aus denen sie ihre Kleidungsstücke selbst schneiden; sie kennen die zum Färben erforderlichen Substanzen und färben sogar im eigenen Hause. Mit einem Worte alle Gegenstände, deren die verschiedenen Familien bedürfen, von den Hausdächern bis zu ihren Strohsandalen, machen sie sich selbst, wahre Robinson Crusoes, ein idealer Zustand im Sinne des Grafen Tolstoy, aber er ist keineswegs dazu geeignet, die Industrie eines Landes zu heben.

Nur jene Industrien sind in Korea vorhanden, für welche es besonderer Werkzeuge oder besonderer Kenntnisse und Fertigkeiten des Arbeiters bedarf. Auch hierin haben die Koreaner ihre Eigenthümlichkeiten, grundverschieden von den Chinesen und Japanern. Die letzteren arbeiten in eigenen Werkstätten und haben ihre Kaufläden, in welchen sie ihre Erzeugnisse feilbieten. Ich habe deren in Korea nur die allerwenigsten gesehen. Die grosse Mehrzahl der Arbeiter schaffen eben, wo sie gerade Arbeit finden. Sie tragen ihre Werkzeuge mit sich, und sind sie mit einer Arbeit in einem Hause fertig geworden, so begeben sie sich zum nächsten, ähnlich wie unsere slowakischen „Rastelbinder,“ welche die östlichen Gegenden Deutschlands und Oesterreich durchwandern. Selbst jene, die für ihre Arbeiten gewisser Einrichtungen benöthigen, wie z. B. die Töpfer, sind auf ewiger Wanderschaft. Sie installiren sich für eine Zeitlang in einer Gegend, wo sie genug Thon und Holz finden, und versorgen die umliegenden Dörfer mit ihren Erzeugnissen. Dann ziehen sie weiter, in eine andere Gegend. Ebenso wandern die Schmiede und Eisenarbeiter von Ort zu Ort, immer nur solange verweilend, als ihnen die Erzgewinnung mit ihren primitiven Mitteln nicht zu schwierig wird. Wie anders könnten sie überhaupt arbeiten? Bei den elenden Strassen und Wegen müssten ihnen die Erzmengen auf dem Rücken von Tragthieren oder Lastträgern zugeführt werden, was geradezu unerschwingliche Kosten verursachen würde. So müssen sie denn selbst in die Nähe der Erzlager (Eisen, Kupfer, Zink) wandern, selbst graben, schmelzen, und ihre Artikel in der Nähe der Gruben verfertigen. Würden Eisenbahnen oder auch nur gute fahrbare Strassen angelegt werden, so würden die Industrien sofort andere rationellere Bahnen einschlagen und sich in ähnlicher Weise entwickeln, wie ursprünglich in unseren Ländern.

Dennoch giebt es in Korea in vielen Industriezweigen sehr geschickte Arbeiter. In Söul und anderen grösseren Städten werden recht gute Schwert- und Messerklingen angefertigt, von welch letzteren man in jedem Jahre viele Tausende nach China ausführt, ja sie bilden einen Theil des jährlich an den Kaiser von China zu zahlenden Tributs. Den feinen Stahl, der die japanischen Schwerter so berühmt gemacht hat, können sie allerdings nicht herstellen. Dagegen machen sie Gewehre mit Lunten- und Feuersteinschlössern, Kanonen und Wallbüchsen. Bei der Erstürmung der Festung Kangwah durch die Franzosen fanden diese auf den Wällen sogar Hinterladerkanonen und man wird kaum fehlgehen, die Koreaner als die

eigentlichen Erfinder derselben anzusehen. Erfolgreich waren sie damit freilich keineswegs.

Eine Specialität der koreanischen Eisenindustrie sind reizende kleine Eisenkästchen in runder oder viereckiger Form mit eingelegten Silberornamenten, ähnlich wie sie die Spanier machen. Ich habe einige ganz kunstvolle Exemplare dieser Kästchen für verhältnissmässig billiges Geld erworben. Die Zeichnung der Ornamente zeigt ungemein graziöse Formen, durchaus originell. Eines der gebräuchlichsten Motive ist eine Scheibe, deren zwei Felder in der Mitte S-förmig beginnen und allmählich gegen den Rand verlaufen, wie auf der koreanischen Flagge ersichtlich. Es ist das koreanische Yum-Yang, d. h. die Darstellung des positiven und negativen, männlichen und weiblichen Elementes, durch welches die Koreaner sich das Universum geschaffen denken. Selbst Metalle und Minerale sind nach ihren Begriffen die Schöpfungen von Yum und Yang.

Andere Scheiben oder auch Quadrate zeigen in Silber die in China so



Koreanische Münzen (natürl. Grösse).

häufigen Grecque-Verzierungen, die gar nicht griechisch sind, und eher Chinois bezeichnet werden sollten. Kupfer- und Bronzegefässe werden von den Koreanern ausgezeichnet und in originellen Formen hergestellt; die stets metallenen Tabakspfeifen (mit metallenem Mundstück) zeigen häufig Niello-Verzierungen; kleinere Geräthschaften, Metall-Etuis u. s. w. haben auch mitunter hübsche Emailzieraten in verschiedenen Farben. Von feineren Metallarbeiten sind nur die Beschläge der Mandaringürtel und die zierlichen Silberkraniche hervorzuheben, welche die Würdenträger auf ihren Hüten tragen. Schmucksachen werden in Korea mit Ausnahme schwerer plumper Silberringe fast gar nicht gemacht. Der Bedarf an Schmucksachen kommt durchweg aus China.

Die einzigen in Korea gebräuchlichen Möbel sind Pfeifenständer, Tische, Truhen und Kästen, mitunter recht hübsch geschnitzt. Die Beschläge sind aus Messing hergestellt und zeigen als Mittelstück der ganzen Ornamentirung gewöhnlich Schmetterlingsfiguren.

Die heute noch in Korea erzeugten Porzellan- und Fayencewaaren sind kaum mehr der Schatten der einstigen Erzeugnisse, von denen man hie und da noch Einzelnes in den Häusern der Reichen zu sehen bekommt. Da den Koreanern das Glas nicht bekannt ist, so machen sie auch Becher, Flaschen u. dgl. aus Porzellan, gewöhnlich blau und weiss, oder tiefgrau mit Craquelé. Aus Porzellan werden auch die Esslöffel hergestellt, deren sich die Koreaner in viel ausgedehnterem Maasse bedienen, als ihre Nachbarvölker. Alte Bier- und Weinflaschen werden von den Koreanern sehr gern gekauft und bilden einen beliebten Handelsartikel auf den



Deckel einer eisernen Büchse mit Silberschmuck (natürl. Grösse).

Märkten von Söul. Glasscherben werden sorgfältig in ihre Papierfenster eingesetzt.

Sehr schön in Farbe und Arbeit sind die Seidenstickereien, deren Zeichnung lebhaft an die nordchinesischen Arbeiten erinnert. Einige Stickereien, besonders Brustschilder der Mandarine, die ich mitgebracht habe, wurden von Kennern als geradezu musterhaft bezeichnet. Ebenso schön sind die Fächer, die in Korea von Frauen wie von Männern getragen werden, und zumeist aus gefaltetem oder auf

Bambusfäden ausgespanntem und bemaltem Papier bestehen. Auch Bambusflechterei machen die Koreaner sehr gut und zart, wenn auch nicht so zart wie die Japaner.

Aber der Prunkartikel der koreanischen Industrie bleibt doch — Papier. Es ist ganz erstaunlich, welch' vielseitige Verwendung das Papier im Lande der Morgenstille findet. Nicht nur für Spielkarten, Fächer, Kästen, Fensterscheiben, Fussböden, Wandbekleidung, Laternen u. dgl., auch für Sonnen- und Regenschirme, Regenhüte, Regenmäntel, Kürasse für Soldaten, Futter für Kleidungsstücke, Kerzendocht, Bindfaden u. dgl. wird es fast ausschliesslich verwendet. Den Beamten werden die Gehälter zum Theil in Papierbogen ausbezahlt. Papier bildete einen Artikel des jährlichen Tributs an den Kaiser in Peking, und ist ein wichtiger Exportartikel nach Japan und China, wo es sehr geschätzt wird. Auch in Peking werden die Gewänder der Mandarine häufig mit dem zähen, schwer zerreissbaren koreanischen Papier gefüttert. Aus Papier werden ferner Sättel, Tabaksbeutel, Säcke, Koffer u. dgl. hergestellt.

Die Art der Papiererzeugung in Korea ist ungemein einfach. Ich beobachtete sie auf meinen Spaziergängen in Söul, wo es hauptsächlich nahe dem Nordthore unter freiem Himmel viel gemacht wird. Von den steilen kahlen Höhen des Pukhan stürzt dort in schäumenden Kaskaden ein wilder klarer Bach herab, um mitten durch die Stadt dem Hanfluss zuzueilen. Längs der Ufer dieses Baches wohnen die Papiermacher, denn klares Wasser ist für ihr Handwerk absolut erforderlich. Alte Fetzen von Kleidungsstücken und Papierabfälle liegen dort haufenweise beisammen, bis sie von den Arbeitern in grosse Wasserbehälter gethan, und durch Rühren und Schlagen gut gewaschen werden. Hat die Masse den Schmutz und die Farbstoffe verloren, so wird sie in einen langen Holztrog gethan, und darin von einer Anzahl Arbeiter mit nackten Füssen getreten, ähnlich wie es in Spanien und Italien mit den Weintrauben bei der Weinerzeugung geschieht. Dann wird die durchgetretene Papiermasse, nachdem das Wasser abgelaufen ist, in einen dritten grossen Behälter gethan, worin sie ein bis zwei Stunden bleibt. Nun nehmen die Arbeiter Bambusmatten von 1 m Breite und 1⅓ m Länge, die ähnlich wie Stickrahmen mit Holzleisten eingefasst sind, schöpfen damit den Brei und stürzen ihn auf ausgebreitete weisse Tücher. Die Matte wird dann abgehoben, um damit neuerdings Papiermasse zu schöpfen, und auf die erste Lage zu stülpen. Das wird fortgesetzt, bis die Lage von Papierbogen mehrere Fuss hoch angewachsen ist. Nun werden die Bogen auf Tüchern ausgebreitet und in der Sonne getrocknet. Damit ist aber das Papier noch lange nicht fertig, denn sobald die Bogen hart geworden sind, werden sie in schmale Streifen geschnitten und der ganze Wasch- und Stampfprocess wiederholt, nur dass der Masse noch Tak-pool beigefügt wird. Dieses Tak-pool ist eine besonders in den südlichen Provinzen häufig vorkommende Pflanze, deren stärkehaltige Wurzeln und Samen zur Erzeugung des feineren, besonders zähen Papiers dienen. Der Zusatz von Tak-pool verleiht auch dem gröberen Papier grössere Zähigkeit. Sind die Bogen nahezu trocken, so werden sie einzeln auf flache Granittafeln gelegt und von den Arbeitern mit flachen, glatten Holzkeulen

so lange geschlagen, bis sie dünn und glatt geworden sind. Für dicke Papiersorten werden mehrere Bogen zusammengeschlagen. Die ganze Erzeugung in dem „Papierviertel" Söul's erreicht nur ca. 250 Grossbogen täglich. Die Papierausfuhr, besonders nach Nord-China, stieg im Jahre 1893 auf 117000 Kilo im Werthe von 45000 mex. Dollars, doch bedeutet dies nur die wirklich den Behörden angemeldete Ausfuhr. Bei dem schwunghaften Schleichhandel, der längs der ganzen Westküste Koreas getrieben wird, ist der wahre Export gar nicht zu beurtheilen.

XXIX.

Landes-Produkte.

Es wäre gewiss interessant zu erfahren, durch wen und auf welche Weise Korea in den Ruf eines unfruchtbaren Landes gekommen ist, kaum im Stande, seine eigene, auf zwölf bis sechzehn Millionen geschätzte Bevölkerung zu ernähren. Nach dem, was ich in verschiedenen Theilen des Landes selbst sah, nach den Schilderungen, die ich an Ort und Stelle von Missionaren, Handelsleuten und Diplomaten empfing, und last not least nach den Ausfuhrtabellen der letzten Jahre, ist das gerade Gegentheil der Fall, und man kann getrost behaupten, dass kein Land Ostasiens reicher sei an Naturproducten, kein Land auch fruchtbarer als eben Korea. Es harrt in der That nur der Aufschliessung und energischer Impulse, um seine auf und unter der Erde schlummernden Reichthümer in bisher ungeahnter Weise zu verwerthen. Dieselben Gründe, welche die Industrie verkümmern liessen, hielten bisher auch die Agricultur und den Bergbau darnieder, ja der letztere ist geradezu unbekannt, obschon es erwiesen ist, dass Korea ungemein reiche und ausgedehnte Lager an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Zinn, Petroleum und dergl. besitzt. Hoffentlich werden die Japaner Mittel und Wege finden, diese Reichthümer zu erschliessen, und ich glaube kaum, dass irgend ein Land des Erdballs in den nächsten zwei Jahrzehnten einen grösseren Aufschwung nehmen wird, als das „Land der Morgenstille“. Den Japanern sind die natürlichen Hülfsquellen dieses Landes sehr wohl bekannt, gewiss viel besser als den Chinesen, und das mag der Hauptgrund dafür sein, dass sie mit solcher Zähigkeit seit Jahrhunderten darauf gelauert haben, dass sie im Laufe der Zeit so oft die Eroberung des Landes versucht und schliesslich auch durchgeführt haben. Es wäre zu wünschen, dass auch die Deutschen an den verschiedenen Unternehmungen, welche wohl bald in Korea in Scene gesetzt werden, sich betheiligen würden. Deutschen Bergleuten, Ingenieuren, Industriellen dürfte sich dort ein grosses Feld eröffnen. Man möge dies an geeigneter Stelle wohl beherzigen und in dem Wettlauf der industriellen Nationen nach Korea nicht zurückbleiben. Es muss in den nächsten Jahren zur Anlage von Brücken, Eisenbahnlinien, indu-

striellen Unternehmungen aller Art kommen; und es ist doch gar kein Grund vorhanden, warum diese den Amerikanern und Japanern überlassen werden sollen. Nur diese beiden Nationen sitzen in Korea fest. Die Engländer fehlen, die Franzosen sind ihrer kriegerischen Expeditionen wegen dort verhasst, die Deutschen dafür desto beliebter, soweit sie überhaupt bekannt sind. Sie haben schon verschiedene Unternehmungen in Korea trotz der Abneigung der leitenden koreanischen Kreise gegen alles Europäerthum, durchgeführt; die koreanischen Mandarine werden aber in Zukunft diesen Widerstand nicht mehr zur Geltung bringen können, dafür werden die Japaner sorgen. Es dürften eine Reihe neuer Häfen, vor allem Ping-yang und Anchiu im Norden, Mopo im Süden dem fremden Handel eröffnet werden, und auch neue Dampferlinien zwischen diesen Häfen und die Flussläufe aufwärts dürften sich bezahlt machen.

Das Klima Korea's ist bei weitem günstiger für den Europäer als jenes der anderen Länder Ostasiens und könnte mit jenem Nordspaniens verglichen werden. Freilich sind die Winter in den beiden nördlichsten Provinzen sehr rauh, aber diese kommen bei der Erschliessung des Landes vorderhand kaum in Betracht. Der mittlere Theil Korea's sowie der Süden sind es, auf welche das Augenmerk hauptsächlich zu wenden wäre, und dort wachsen nicht nur unsere eigenen Feldfrüchte jeder Art, sondern auch Baumwolle, Hanf, Flachs, Tabak, Indigo, Rhabarber und vor allem Reis, der bei guten Ernten in grossen Mengen ausgeführt werden kann. Eine der wichtigsten Pflanzen Korea's ist der Ginseng (Kraftwurzel), der in den Provinzen Kjöng-kwi-do und Hwang-hai-do, also in dem mittleren Theile Korea's, in grossen Mengen wild wächst und im Südosten (Provinz Kjöng-sang-do) vielfach angebaut wird. Die feinsten Arten dieser Kraftwurzel werden in China das Kilo mit mehreren Tausend Mark bezahlt. In der Provinz Tschölla-do gedeiht der Ingwer vorzüglich. Alles in allem dürfte es mit Ausnahme der tropischen Producte kaum etwas geben, das nicht in Korea mit guten Erfolgen angepflanzt werden könnte. Aber auch Früchte gedeihen vorzüglich. Neben unsern Erdbeeren, Pfirsichen, Aprikosen, ausgezeichneten Persimonen kommen in den südlichen Provinzen auch viele Edelkastanien, Citronen, Granatäpfel, ja selbst Datteln vor. Auf der Insel Quelpart giebt es viele Wallnüsse, Orangen und Haselnüsse; Bambus gedeiht im ganzen Süden, der Weinstock liefert gute Trauben, aber Aepfel und Birnen sind mit unsern Arten gar nicht zu vergleichen, weil die Koreaner den Bäumen nicht die rechte Pflege angedeihen lassen und die Kunst des Pfropfens gar nicht kennen. In den Ostprovinzen wächst viel roher Hanf, der zu Kleiderstoffen verarbeitet wird. Die Wurzel wird zu einer Gallerte gekocht, die sehr schmackhaft ist und, mit Reis vermengt, gern gegessen wird.

Alle unsere Waldbäume, Eichen, Buchen, Birken und Coniferen, kommen auch in Korea vor, daneben die Korkeiche, der Maulbeer- und ein Harzbaum, aus dessen Harz der beste in Japan und China besonders vielbegehrte Firniss hergestellt wird. Alles könnte bei einiger Pflege den reichsten Ertrag liefern, aber die Koreaner scheuen die Arbeit und schaffen eben nur so viel, als für ihren Lebensbedarf er-

forderlich ist. Saftige grüne Matten, mit unsern gewöhnlichen Feldblumen besäet, füllen die Thäler und bedecken die Berghänge, ausgezeichnete Weiden für Vieh, Schafe und Ziegen. Doch Schafe dienen in Korea nur für Opferzwecke, Rinder werden nur in kleinen Mengen gezogen, und Ziegen zu halten ist das ausschliessliche Privilegium des Königs. Dagegen werden in Korea viele Schweine gezüchtet.

Die weitaus wichtigsten Bodenproducte Korea's sind Reis und Bohnen, weil sie die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden und auch in den Nachbarländern stets Abnehmer finden. Ihnen zunächst kommen Tabak und Baumwolle, die vor etwa fünfhundert Jahren in Korea bekannt wurde. Der Sage nach wurde der Samen zuerst von einem aus Peking heimkehrenden koreanischen Gesandten in einem Federkiel verborgen nach dem „Lande der Morgenstille“ gebracht, ähnlich wie einst die Eier der Seidenraupe aus China nach Konstantinopel gebracht wurden. Während die Baumwolle in den Vereinigten Staaten nur auf den Süden beschränkt ist und den 36. Breitegrad nicht überschreitet, kommt sie in ganz Korea vor, ja sie gedeiht sogar in der Mandschurei bis etwa zum 44. Breitegrad! Augenblicklich stehen in Korea etwa 400,000 Hektar unter Baumwollcultur mit einem jährlichen Ertrag von annährend 600,000 Kilo, was allerdings sehr wenig ist. In Kjöng-sang besteht sogar schon eine Fabrik für die Herstellung von Baumwollstoffen, aber es könnten deren noch Dutzende mit Erfolg angelegt werden.

Wie man aus dem Vorstehenden entnehmen kann, sind in Korea fast alle natürlichen Bedingungen für eine verhältnissmässig sehr grosse Entwicklung vorhanden. Nur die elende, allem Fortschritt abholde Regierung hat diese Entwicklung niedergehalten und alle Anläufe im Keime erstickt, dadurch, dass sie an den Küsten und im Inlande jeden Handelsverkehr mit ungeheuren Zöllen belastet, dass sie diebischen Mandarinen gestattet, die Bevölkerung systematisch zu berauben, und schliesslich, dass sie keine Verkehrswege anlegen lässt. Ein Land ohne Verkehrsmittel ist gerade so, als wäre jeder einzelne Bezirk mit einer unübersteigbaren Mauer umgeben. Die Japaner haben wohl die Mandarine beseitigt, den Deutschen möge nun der Bau von Eisenbahnen übertragen werden. Eine solche von Chemulpo nach Söul, eine zweite von Söul nach Fusan und eine dritte von Söul über Sunto und Anchiu nordwärts wären verhältnissmässig leicht herzustellen und würden sich gut rentiren.

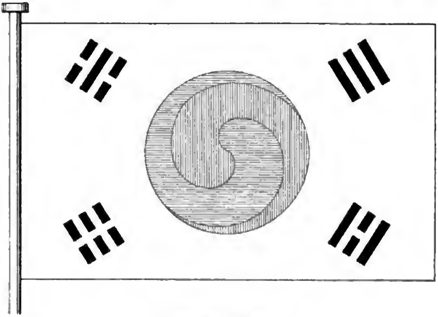
XXX.

Wönsan und die russischen Interessen in Korea.

Man kann es allenfalls erklärlich finden, dass sich die Menschen vor einer Theaterkasse zuweilen drängen. Hat Einer nachgegeben, so rückt sein Nachbar in das freigewordene Plätzchen und weicht nicht wieder zurück. Aber dass sich die beiden grössten Reiche unseres Erdballs, Russland und China, in ähnlicher Weise um ein freigewordenes Plätzchen in Ostasien drängen sollten, ist nicht Jedermann einleuchtend. Russland hat augenblicklich die Kleinigkeit von 22½ Millionen Quadratkilometer Landes unter seiner Oberhoheit, China etwas über die Hälfte so viel. Und doch giebt sich Russland, das beiläufig 43mal so viel Land umfasst als das Deutsche Reich Flächeninhalt hat, damit nicht zufrieden. Jedesmal, wenn China mit anderen Mächten in Conflict gerieth, war auch schon Russland mit einer grossen Scheere bei der Hand und schnitzelte an der chinesischen Grenze ein Stückchen Land um das andere in seine Tasche. Man nennt das Grenzregulirung. Am schlimmsten ist es China in dem Vertrage von Aigun, am 16. Mai 1858 ergangen, als Graf Murawieff den Landzwickel südlich der Mündung des Amur, zwischen dem Ussuri und dem japanischen Meere, an Russland abtreten liess. Auf der Landkarte sieht es ganz unscheinbar aus, übertrifft aber an Grösse das ganze Königreich Korea, oder was dasselbe sagen will, Grossbritannien. Die Erwerbung dieses Landes, abgesehen von allen anderen Interessen, war ungemein werthvoll, denn die neugeschaffene Provinz Primorskaja ist reich an Gold, Kohle und anderen Mineralien, an Bodenproducten aller Art, an Wäldern, Flüssen und Häfen. Dazu kommt noch der Umstand, dass China durch die Abtretung dieser ungeheuren Strecke seines Landgebietes vom japanischen Meere vollständig abgeschnitten wurde, und dass am Tumenfluss das russische Gebiet und — Korea einander berühren. Russland ging sofort mit jener anerkennenswerthen Energie, die es in den letzten Jahrzehnten in ganz Sibirien bethätigt hat, daran, das neue Gebiet zu „civilisiren". Es förderte die Auswanderung dahin, schaffte in Newyork Dampfer für den Chanka-See und den Ussuri an, gründete die neuen Häfen Wladiwostock und Possiet, verlängerte die

Telegraphenleitung, die vom baltischen Meere durch Sibirien führt, bis an den Stillen Ocean und brachte Ordnung in die wilden oder halb civilisirten Stämme, welche die Bevölkerung der neuen maritimen Provinz bilden. Das gigantische Werk wurde unter der Leitung des Admirals Popoff begonnen.

Wladiwostock ist die Hauptstadt des neuen Gebietes, und der Endpunkt der grossen transsibirischen Eisenbahn, die mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegenschreitet. Der Hafen von Wladiwostock ist ausgezeichnet; die grössten Schiffe können bequem einfahren und günstige Ankerplätze finden; es wurde ein grosses schwimmendes und später auch ein Trockendock angelegt; die geräumigen Kasernen bieten Raum für etwa 10000 Mann Truppen; Handelsleute aus verschiedener Herren Länder gründeten dort Geschäfte, das grösste derselben ist in



Koreanische Flagge.

den Händen einer deutschen Firma, Kunst & Albers aus Hamburg. Aber — Wladiwostock leidet an einem grossen Uebelstand. Während vier bis fünf Monaten im Jahre, gewöhnlich von December bis April ist der Hafen zugefroren und Wladiwostock auf's Trockene gesetzt, gerade so, als ob es irgend eine Inlandstadt wäre. Das weiter südlich gelegene Possiet, nur 25 englische Meilen von der koreanischen Grenze entfernt, leidet an demselben Nachtheil, der bei dem Endpunkte einer so höchst wichtigen Weltverkehrslinie, wie die transsibirische Eisenbahn, ungemein schwer in's Gewicht fällt. Diese Eisenbahn bedarf als Terminus am Stillen Ocean einen das ganze Jahr eisfreien, das ganze Jahr zugänglichen Hafen. Auf russischem Gebiete ist ein solcher nicht vorhanden und so hat man wohl im Geheimen schon längst den nächsten Hafen, der diese Bedingungen erfüllt, in's Auge gefasst. Er liegt allerdings auf koreanischem Gebiet, aber das macht ja bei dem

in den letzten Jahrzehnten in Mode gekommenen Verfahren der Grossmächte weiter nichts aus. Man nimmt sich einfach, was man braucht.

Dieser Hafen ist Wönsan, in der koreanischen Provinz Ham-gjöng; nahezu vier Grad südlich der russischen Grenze, und die ganze grosse Provinz müsste von den Russen mit in den Kauf genommen werden, denn zwischen Wönsan und Possiet giebt es keinen weiteren eisfreien Hafen. Das Ästuarium des russisch-koreanischen Grenzflusses, des Tumen, ist nicht verwendbar, denn im Frühjahr, und nach heftigen Regengüssen, ist er ungemein wasserreich und reissend, und im Winter während mehrerer Monate so fest zugefroren, dass er den mit Russland handeltreibenden Koreanern als willkommene Brücke dient. Sonst liesse sich hier



Koreanische Sänfte.

sehr wohl ein Hafen anlegen, denn schon jetzt ist er auf einer Strecke von 15 engl. Meilen von der Mündung aufwärts für Schiffe bis 3 Meter Tiefgang schiffbar, und es würde keiner bedeutenden Arbeiten bedürfen, ihn sogar für Schiffe von 5 Meter Tiefgang verwendbar zu machen. Südlich des Tumen liegen noch zwei koreanische Häfen, Pok-tschon und Kiltschu, welche sogar von kleinen Dampfern besucht werden. Die Japaner, welche nahezu den ganzen Handel Wönsans in Händen haben, lassen nämlich zwei kleine Dampfer unter koreanischer Flagge zwischen Wönsan und dem Tumen laufen, und diese Dampfer legen in den zwei genannten Häfen an. Doch sind diese grossen Dampfern nicht zugänglich.

So bleibt nur Wönsan. Der chinesische Name ist Yuensan, der japanische Gensan, und unter diesem ist der Hafen auf manchen Karten auch verzeichnet, zumal

das einzige Postamt dort ein japanisches ist. Allein diese Namen geben häufig die Veranlassung zu Verwechselungen mit Chemulpo oder Jinsen, weshalb es empfehlenswerth wäre, den gut koreanischen Namen Wönsan auf allen Karten zu verzeichnen. In den Mittheilungen der Londoner geographischen Gesellschaft vom Jahre 1892 wird gesagt, dass der Hafen von Wönsan kein guter wäre, und gleichzeitig auch die Behauptung aufgestellt, dass viele der koreanischen Häfen im Winter durch Eis unzugänglich würden. Ich habe mich an Ort und Stelle bei denjenigen erkundigt, die allein darüber Auskunft geben können, nämlich den Kapitänen der regelmässig in den koreanischen Häfen verkehrenden Dampfer. Nach ihren Aussprüchen sind alle koreanischen Häfen mit einer einzigen Ausnahme das ganze Jahr über offen und eisfrei, und diese Ausnahme ist der Hafen von Aitschiu an der Mündung des Yaluflusses. Wohl trägt zuweilen das Meer längs der nördlichen Küsten bis auf fünf Kilometer Entfernung eine leichte Eisdecke, aber sie hindert die Schifffahrt nicht. Auch was den Hafen von Wönsan betrifft, sind die Mittheilungen der Londoner geographischen Gesellschaft unrichtig. Wönsan liegt an der Südseite der tief in's Land einschneidenden vollständig geschützten Broughton-Bai; nach der Seeseite schützen diesen etwa fünfzig bis sechszig Quadratmeilen grossen Ankerplatz hohe Vorgebirge und Inseln, nach der Landseite eine hohe Bergkette mit Spitzen, die sich bis auf 1800 Meter erheben. Selbst grosse Oceandampfer können innerhalb einer Viertel Seemeile von dem Zollhausdamm ankern, kleinere bis auf hundert Meter herankommen. Wönsan gegenüber, auf der Nordseite der Broughton-Bai, liegt ein anderer vorzüglicher Hafen, Port Lazareff, nahe dem Ästuarium eines kleinen Flusses, der wegen seines bedeutenden Goldreichthums berühmt ist. Wönsan hat im Jahre 1893 gegen 650 000 Dollars Gold exportirt, die grossen Goldmengen natürlich nicht mitgerechnet, welche jährlich von Korea über Land nach Russland und zur See nach China eingeschmuggelt werden. Gold bildet den wichtigsten Handelsartikel von Wönsan. Der Hafen wurde im Jahre 1880 den Japanern und 1883 dem Auslande im Allgemeinen eröffnet, aber bisher hat sich dort noch kein einziges europäisches Haus etablirt, und die wenigen Europäer sind chinesische Zollbeamte oder Missionäre. Der Handel liegt, wie gesagt, hauptsächlich in den Händen der Japaner, ein Theil in jenen der Chinesen, von denen etwa achtzig in Wönsan wohnen, im Vergleich zu achthundert Japanern. Die Russen haben sich einige Bauplätze zwischen den japanischen und chinesischen „Settlements" von der koreanischen Regierung ausbedungen, und nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges dürften sie wohl recht zahlreich eintreffen, denn es ist kaum anzunehmen, dass sich die Russen diese gute Gelegenheit entgehen lassen werden, Wönsan als Hafen und die Provinz Ham-gjöng als willkommene Gebietserweiterung sich beizulegen.

In Korea ist man sich der von russischer Seite drohenden Gefahr des Beschnittenwerdens seit langer Zeit bewusst. Sofort nach der „Grenzregulirung", welche die Russen zu Nachbarn der Koreaner machte, wurden von den letzteren die Grenzgebiete längs des Tumen militärisch besetzt, und der Uebertritt auf das

jenseitige Ufer dieses Flusses unter Todesstrafe verboten. Die Bewohner der Dörfer und Ansiedelungen längs des Tumen mussten sich in das Innere der Provinz zurückziehen, die grossen Märkte, welche zwei Mal jährlich in der koreanischen Grenzstadt Kion-wŏn (Ken-heng) stattfanden, wurden aufgehoben, und der Verkehr mit der nächsten chinesischen Handelsstadt Hung-tschung unterbrochen. Aber die Absicht der Regierung in Sŏul, ihrer Politik der Isolirung treu zu bleiben, wurde durch die Koreaner selbst vereitelt. In den letzten Jahrzehnten haben Tausende der letzteren ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt und auf russischem Gebiet eine neue, entschieden bessere Heimat gefunden. Christen, welche ihres neuen Glaubens



Kindergruppe.

wegen in Todesgefahr schwebten, erwerbslose Bauern, Bürger und Handelsleute, die von den Mandarinen bedrückt wurden, Verbrecher, welche sich dem Gesetz entziehen wollten, endlich Emigranten, die bestrebt waren, ihre Lage zu bessern, wanderten über den Tumen und siedelten sich in Primorskaja an, wo die Russen ihnen wohlwollend entgegenkamen. So mancher russische Kaufmann nahm sich eine Koreanerin zum Weibe, und die Kinder wurden im russischen Glauben erzogen. Die Kinder der Koreaner besuchen die russischen Schulen, und viele fanden nach Absolvirung derselben sofort Anstellungen in Regierungs- und Geschäftsbureaus. Die Mehrzahl der Koreaner in Ostsibirien haben ihre heimatliche Tracht

abgelegt und sind gute Russen geworden, selbst in der Sprache, die sie mit grosser Leichtigkeit lernen. In Wladiwostock sind sie die beliebtesten Dockarbeiter und Lastträger. Aber selbst den Amur hinauf sind sie in den Dampferstationen zu finden, und eine Anzahl Koreaner sind sogar in Tschita, der Hauptstadt von Transbaikalien, angesiedelt!

Die Bewohner der ganzen koreanischen Provinz Ham-gjöng wissen sehr wohl, dass es ihnen unter russischer Herrschaft gewiss besser erginge als unter der koreanischen, und sollte Russland sich diese Provinz aneignen, was im Interesse des Welthandels und der Erschliessung des Küstenlandes am japanischen Meere gewiss sehr zu wünschen wäre, so dürfte die Bevölkerung von Ham-gjöng diesen Wechsel mit Freuden begrüssen. Was Europa betrifft, so wird hier wohl kein Hahn danach krähen, selbst wenn sich Russland von China für seine „wohlwollende Neutralität" auch noch ein Stück der angrenzenden Provinz Kirin, etwa bis zum Sungarafluss „zur Abrundung" ausbedingen sollte.

Kirin sowohl wie Ham-gjöng sind reich an Naturschätzen aller Art, darunter sehr zahlreiche Tiger, wenn man diese als „Naturschatz" überhaupt bezeichnen kann. Nach Hunderten zählen die Tigerfelle, welche alljährlich hier zur Ausfuhr gelangen, und die Bestien sind dabei so frech, dass sich selbst in der Stadt Wönsan bei einbrechender Dunkelheit kein Mensch auf die Strasse wagt. Es sind ihrer schon in der Stadt geschossen worden, und seit 1890 werden sie in den Zollamtslisten sogar lebend als Exportartikel angeführt! — Die vielen Hundefelle, welche in diesen Listen vorkommen, jährlich etwa sechs- bis achttausend, weisen auf den beliebten Leckerbissen der Koreaner, hoch und niedrig, nämlich — Hundefleisch.

XXXI.

Der Handelsverkehr Korea's mit dem Auslande.

Die Verwaltung des koreanischen Zollwesens obliegt, wie schon früher bemerkt, ausgezeichneten, im chinesischen Zolldienst stehenden Beamten, durchwegs Europäer, an deren Spitze Herr J. Mc Leavy Brown als Director steht. Den Berichten desselben verdanken wir eine Uebersicht des koreanischen Aussenhandels seit der Eröffnung des Landes. Dieselbe erhellt aus folgender Tabelle, in welcher die Summen mexikanische Dollars repräsentiren:

	Ausfuhr			Einfuhr	Ueberschuss d. Einf. über die Ausfuhr.
Jahr	Waaren	Geld	Total		
1884	425,613	312,022	737,635	999,720	— 262,085
1885	388,023	141,594	529,617	1,671,562	—1,141,945
1886	504,225	1,130,488	1,634,713	2,474,185	— 839,472
1887	804,996	1,388,269	2,193,265	2,815,448	— 622,176
1888	867,058	1,373,965	2,241,023	3,046,443	— 805,420
1889	1,233,841	982,091	2,215,932	3,377,815	—1,161,883
1890	3,550,478	749,699	4,300,177	4,727,839	— 427,662
1891	3,366,344	689,078	4,055,422	5,256,468	—1,201,046
1892	2,443,739	852,751	3,296,490	4,598,485	—1,301,995
1893	1,698,116	918,659	2,616,775	3,880,155	—1,263,380
			23,821,049	32,348,113	—9,027,064
			56,669,162 $		

In runden Summen ausgedrückt belief sich der Werth der koreanischen Ausfuhr 1891 auf 11¼ Millionen Reichsmark, die Einfuhr auf 17½ Millionen Reichsmark, im Jahre 1892 auf nur 7¼ resp. 13½ Millionen. Dazu tritt der Handel zwischen den koreanischen Häfen im Werthe von ca. 6 Millionen Mark im Jahre

1891 und 9 Millionen Mark im Jahre 1892. Der Gesammthandel repräsentirte also 1891 35 Millionen, im Jahre 1892 30 Millionen Mark, wenigstens nach den officiellen Berichten der Zollbehörden. Aber diese Summen sind keineswegs zuverlässig, ja nach der Ansicht der englischen Consularbehörden sollten sie geradezu verdoppelt werden. Längs der koreanischen Küsten wird nämlich ein ungemein schwunghafter Schleichhandel getrieben, welcher durch die zahlreichen Inseln, die häufigen Nebel und die Abwesenheit jeder Küstenbewachung sehr gefördert wird. Dazu kommt der Umstand, dass manche Häfen gar keine Behörde haben, wie z. B. der grosse Hafen Ping yang, ferner, dass ihr Zoll nach dem Werthe bemessen wird und sowohl die Chinesen wie die Japaner in dieser Hinsicht ein äusserst elastisches Gewissen haben. Die obigen Zahlen sind also keineswegs maassgebend, doch sind sie wenigstens insofern interessant, als sie bis zum Jahre 1891 eine stete Steigerung, von 1891 einen Rückgang zeigen. Dieser Wechsel wird hauptsächlich durch die Ernten in Korea und die Lebensmittelpreise in den Nachbarländern bedingt. In den Jahren 1890 und 1891 hatte Korea gute, Japan schlechte Ernten und in Folge dessen stieg der Werth des koreanischen Aussenhandels. In den Jahren 1892 und 1893 dagegen hatte Japan gute und Korea schlechte Ernten, deshalb der Rückgang.

Die wichtigsten Einfuhrartikel im Jahre 1892 waren Baumwollwaaren (über 2 Millionen Dollars), Seidenwaaren (379000 $), Kupfer und Zink, hauptsächlich zum Prägen der Landesmünzen (750000 $), Petroleum (136000 $), Hanfzeug (113000 $), Salz (76000 $), Säcke und Seile (73000 $), Metallwaaren 69000, Farben 67000, Zündhölzchen 57000 $. Der wichtigste Ausfuhrartikel war Reis im Werthe von 1 Million Dollars; dann kamen Gold (850000 $), Bohnen (798000 $), Häute (291000 $), Fische (91000 $), Pfeffer 45000 $). Getreide wurde nur im Werthe von 44000 $, und Seegras im Werthe von 42000 $ ausgeführt.

In Bezug auf den Schiffsverkehr in den Vertragshäfen ist es zunächst auffallend, dass die einheimischen Segelboote im Jahre 1893 grösstentheils durch Dampfer ersetzt worden sind. Seit 1889 klarirten in den drei Vertragshäfen Chemulpo, Fusan und Wönsan:

	1889	1890	1891	1892	1893
Dschunken	810	1084	893	717	537
Dampfer	249	378	471	538	581
Segler fremder Typen	165	159	136	131	204

Die Zahl der Dschunken ist also innerhalb fünf Jahren auf beinahe die Hälfte gefallen, jene der Dampfer auf über das Doppelte gestiegen. Der Netto-Tonnengehalt war in den Jahren 1892 und 1893 ziemlich gleich und belief sich auf etwa 800000 Tonnen. Die Einklarirungen unter koreanischer Flagge betrugen im Jahre 1892 nur 8000 und 1893 dagegen 41000 Tonnen! Von dem ganzen Schiffsverkehr in koreanischen Häfen entfallen allein 80 Procent auf die Japaner; ihnen zunächst sind daran am meisten betheiligt die Russen mit ca. 40000 Tonnen, Chinesen 30000

Tonnen und Deutsche 13000 Tonnen. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner nahmen im Jahre 1893 an dem Schiffsverkehr Koreas gar keinen Antheil.

Die auffällige Zunahme in Zahl und Tonnengehalt der Dampfer unter koreanischer Flagge erklärt sich durch den Ankauf von Dampfern von Seiten der koreanischen Regierung. Ihre vier Dampfer (Hai-niong, Shang-riong, Hyenik und



Koreanerin im Winterkleide.

Liyün) befinden sich augenblicklich in den Händen einer Gesellschaft, die in 1892 unter der Leitung des Ministeriums des Innern gebildet, von der Regierung kontrollirt wird. Ursprünglich wurden sie angeschafft, um den Reistribut für die Regierung in den verschiedenen Häfen in Empfang zu nehmen und nach Chemulpo zu bringen; seit 1893 befördern sie indessen auch Passagiere und Waaren.

Die geschilderten Handelsverhältnisse sind im Vergleich zu der Grösse des Landes geradezu armselig zu nennen. Aber man muss im Auge behalten, dass sie vor einem Jahrzehnt überhaupt noch gar nicht existirten, und der heutige Handelsverkehr das Ergebniss eines einzigen Jahrzehntes ist. Korea ist nun durch den jüngsten Krieg aus seinem Schlafe geweckt worden, und hoffentlich wird die Eifersucht zwischen den ostasiatischen Grossmächten der weiteren Entwickelung dieses schönen, reichen Landes nicht mehr hinderlich im Wege stehen.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

PAN.



Geographische und Reisewerke

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Nordamerika. Neue Städte und Naturwunder, Land und Leute. Mit mehreren Hundert Illustrationen. Neue Auflage, 1893. Leipzig, Gustav Weigel's Verlag.

Prairiefahrten. Reisen durch die amerikanischen Prairien. Illustrirt. Leipzig, Gustav Weigel's Verlag.

Californien. Reich illustrirt. Neue Auflage, 1893. Leipzig, Gustav Weigel's Verlag.

Mississippifahrten. Mit zahlreichen Illustrationen. 1883. Leipzig, Carl Reissner's Verlag.

Canada und Neufundland. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. 1887. Freiburg i. Br., Herder's Verlag.

Mexico. Land und Leute. Reisen von Rio Grande bis Yucatan. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexicos. Wien 1889. Verlag von E. Hölzel.

Tausend und ein Tag im Occident. Zwei starke Bände, 1891. Leipzig, Carl Reissner's Verlag.

Curiosa aus der neuen Welt. 1893. Leipzig, Carl Reissner's Verlag.

Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen. 1893. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Tunis. Land und Leute. Reich illustrirt. 1881. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Andalusien. Eine Winterreise durch Südspanien und ein Ausflug nach Tanger. 1894. Leipzig, Carl Reissner's Verlag.